

Rudolf Dröbler

Als die Sterne Götter waren



prisma

Rudolf Drößler

Als die Sterne Götter waren

Sonne, Mond und Sterne

im Spiegel von Archäologie, Kunst und Kult

Im Prisma-Verlag · 1978

Inhaltsverzeichnis

I. Als die Sterne Götter waren

II

Ein Besuch im Planetarium – Astronomische Beobachtungen in der Vergangenheit – Die Zeitrechnung nach dem Mond – Steinbauten der Megalithkulturen – Sterne und Zeitrechnung in den alten Hochkulturen – Die Griechen und ihre wissenschaftlichen Leistungen – Von den Arabern und ihrem Einfluß auf die europäische Wissenschaft – Kopernikus und die Kämpfe um das neue Weltbild – Das Interesse an der Wesensart von Sonne, Mond und Sternen – Was ein Indianer seinem Freund erzählte – Die Welt als »Du« – Früher hielt man die Gestirne für Gottheiten – Himmel und Erde als Tiere – Über die Wurzeln des Tierkults – Herrscher als vermeintliche Söhne der Gestirngötter – Wie die Gestirne aus Göttern entstanden – Menschenopfer für den Sonnengott – Der Himmel als Kampfplatz kosmischer Gegensätze – Warum die Indianer Ball spielten – »Entgöttlichung« der Gestirne durch griechische Naturphilosophen – Was wir heute über die alten Weltbilder wissen – Von der Zielstellung des Buches

II. Der Mond als Wettermacher, Stier und Mutterleib

22

Vor 10 000 bis 30 000 Jahren – Bisonhörner und Mondsicheln – Kult um Tod und Fruchtbarkeit – Rätsel um eine Schwangere – Der älteste Mondkalender – Eine 8000 Jahre alte Stadt – Mutter und Tochter, Vater und Sohn sind eins – Zeus verführte Europa – Wie der Stier an den Himmel kam – Pasiphaes Hochzeit mit dem Stier – Minotauros lauerte im Labyrinth – Theseus tötete das Ungeheuer – Gefährliche Stierspiele auf Kreta – Parallelen zwischen Kreta und Çatal Hüyük – Über die kretische Doppelaxt – Von der Verbreitung der Doppelaxt und ihrer Bedeutung – Warum das Brautpaar über die Axt steigt – Bronzezeitgötter auf Felsbildern – Der Mond als Wetterprophet – Doppelspiralen als Gewittersymbole – Wir finden Donnergottheiten in Europa und Amerika – Die Spiralen der nordischen Bronzezeit – Spiralen waren auch Sonnensymbole – Wie die Buschmänner den Regentier holten – Regenkuh, Mondstier und Mutterleib – Doppelköpfige Himmelstiere – Der Hase im Mond – Ein Hase opfert sich für Buddha – Der Mondhase in chinesischen Gräbern – Heng Ngo flieht mit der Pille der Unsterblichkeit – Liebespiele zwischen Mond und Sonne – Manabozho, das Große Kaninchen – Von der Mondkröte und ihrer Fruchtbarkeit – Was man im Mond alles sah – Münchhausen staunt über die Mondbewohner – Plutarchs Deutung des Mondes – Der Kampf mit dem Dunkelmond – Mephisto vertreibt Sommersprossen – Fauler Zauber um den Mond – Als der Mond gestohlen wurde – Die Zählebigkeit alter Vorstellungen

III. Warum die Mondwesen sterben mußten

57

Der Streit zwischen dem Stein und dem Bananenbaum – Die Menschen waren einst Bananen – Wie der Sonnenmann seine Geliebte raubte – Erst der Tod brachte das Leben – Das Schwein als Mondtier – Hainuwele erleidet das Mondsicksal – Das zerstückelte Mädchen und die Knollenfrüchte – Als die Menschen durch das Labyrinth gingen – Vom Labyrinth und der Stadt Troja – Reifefeiern und Geheimbünde – Pflanzen, Menschen und Tiere entstanden aus Urwesen – Warum die Tochter des Mondkönigs ermordet wurde – Mythen unter rhodesischen Felsbildern – Soma als Samen, Milch und Mondstier – Der Kult um den Gott Mithras – Der stiertötende Gott – Mithras als Sinnbild der Welt – Ein Mithras-Heiligtum in Trier – Die römischen Kaiser und der unbesiegbare Sonnengott – Griechische Gottheiten und ihre Verwandtschaft mit dem Mond – Die Verbreitung des Weins und des Getreides – Mythen um Isis und Osiris – Prunkvolle Bestattung des Apis-Stiers – Serapis und Isis als Allgötter – Von ägyptischen Göttern im Vatikan – Der Apis-Altar Dinglingers – Isis und Osiris bei Mozart und Goethe – Rückblick auf eine Kultur der Frühzeit

IV. Verhängnisvolle Mythen um die Sterngötter

83

Im Anfang war alles anders – Das Meer als ursprüngliches Chaos – Von Sintfluten und Neubeginn – Ein Hund rettete sich und seine Freunde – Was die Schlange mit dem Mond verbindet – Vom Codex Dresdensis – Der Weltuntergang in den Handschriften der Maya – Die Federschlange schwimmt im Wasser – Quetzalcoatl floh ins Land der Morgenröte – Von der Höllenfahrt der Federschlange – Quetzalcoatl in der Unterwelt – Mond, Sonne und Morgenstern als Verwandte – Warum »Unser Fürst Eins Rohr« zu den Maya kam – Ein Turm als Sternwarte – Ballspielplätze, Pyramiden und Federschlangen – Der verhängnisvolle Mythos – Cortez war nicht der Erwartete – Vom Mondgott der Mochica und Chimu – Der Mondgott im Himmelsboot und in der Sänfte – Opfer unter der Himmelsschlange – Riesige Scharbilder in Peru – Im Sonnentempel Kalasasaya – Rätsel um das Sonnentor – Thor Heyerdahls Floßfahrt über den Pazifik – Merkwürdige Ähnlichkeiten zwischen Polynesen und Peru – Ein Gott stieg aus dem Titicaca-See – Höhlen als Ursprungsorte – Vom Reich der Inka – Der Sohn des Sonnengottes – Geschwisterehe und Sonnenjungfrauen – Menschenopfer für die Sonne und den König – Wie die Könige mumifiziert wurden – »Sonnenfesseln« aus Stein – Das große Fest zur Sonnenwende – Unschätzbare Reichtümer im Sonnentempel – Seine Orientierung auf die Wintersonnenwende – Ein Indianer zeichnete das Heiligtum – Spekulationen um den Gott vom Titicaca-See – Die feindlichen Inka-Brüder – Mythen um das Urmeer, die Tiere und die Sterngötter

V. Die Geburt der Sonne

120

Vater Nil ernährt Ägypten – Das Chaos kehrt zurück – Acht Götter verkörpern das Urmeer – Von der Liebe zur Lotosblume – Das Sonnenkind in der Lotosblüte – Die Inder und der Lotos – Das erste Mal und seine ewige Wiederkehr – Nut gebiert und verschlingt die Sterne – Die Himmelsgöttin in Grabkammern – Unsere Sonne als Mistkäfer – Der Falke und die Sonnenflügel – Sonnentore am Horizont – Doppeltürme als Horizontberge – Das hunderttorige Theben – Amun, der Götterkönig – Kampf zwischen dem »Ketzerkönig« und der Priesterschaft – Aton als Sonnenscheibe mit Händen – Lobpreis der Morgensonne – Vom Kampf mit der Ur Schlange – Eine gescheiterte Reformation – Kunst und Vergänglichkeit – Sonnengeburt und Flucht aus der Zeit – Mißbrauch einer Sonnenfinsternis – Die ersten Finsternis-Berichte – Wie sich Tiere bei Sonnenfinsternissen verhalten – Warum Hi und Ho geköpft wurden – Lärm und Geschrei bei Finsternissen – Was alles bei einer Sonnenfinsternis passieren sollte – Wenn Nikias nicht auf den »Seher« gehört hätte – Einst besaßen Dämonen das Licht

VI. Urmeer und Sonnenheiligtümer

145

Vom Leben der alten Ägypter – Amun brachte Bewegung in das Urmeer – Der Urhügel als erstes Land – Die Stadt auf dem Hohen Hügel – Wie der Mond der Sonne half – Vom Gott der Schreiber und der Zauberbücher – Wir besuchen Hermopolis – Viel Lärm beim großen Tempelfest – Die Neujahrsfeier auf der Flammeninsel – Heliopolis, die Sonnenstadt – Atum als Sandhügel und Urstein – Obelisk als Sinnbilder des Sonnengottes – Ein Falke verbindet sich mit der Sonne – Viele Tempel in der Sonnenstadt – Phoenix verjüngt sich in der Asche – Die Priester als Astronomen und Mathematiker – Sirius verkündete die Nilschwemme – Von der Sothisperiode – Streit um den Kalender – Aus der Geschichte unseres Kalenders – Einst liebte der Sonnengott eine Priesterin – Durch enge Gänge zum Sonnentempel von Abu Gurab – Wie der Sonnentempel gegründet und errichtet wurde – Der Verlauf des Regierungsjubiläums – Mythen stützten die Macht des Pharaos – Das älteste Theaterstück der Welt – Der Pharao und die Götter – Über den Zusammenhang zwischen Natur, Lebensweise und Weltbild

VII. Im Sonnenwagen und Sonnenschiff

169

Auf einem Viergespann in die Unsterblichkeit – Pferde und Wagen als Grabbeigaben – Warum man ein Viergespann ins Meer stürzte – Rhodos und seine Helios-Statue – Die Toten teilen das Sonnenschicksal – Malereien im Grab von Kivik – Der Sonnenwagen von Trundholm – Wenn Helios in den Himmel fährt – Wie man den Sonnengott

auf Münzen darstellte – Als die Sonnenpferde vom Wege abkamen – Der historische Kern der Phaethon-Mythe – Apollon auf dem Schwanenwagen – Sonnenschiffe mit Schwanenköpfen – Vom Sonnenkult römischer Kaiser – Sol als Rennfahrer – Auch Luna fährt auf einem Wagen – Der Lebenslauf der Sonne – Weihnachten war ursprünglich ein Lichtfest – Die Sonne in der Morgen- und Abendbarke – Vom Weg der Sonne über und unter der Erde – Gefahren für die Sonne in der Unterwelt – Der Sonnenweg als Sargschmuck – Wie sich ägyptische Bauern das Paradies vorstellten – Das babylonische Neujahrsfest – Gott Marduk im Schiffswagen – Schiffsbilder und -gräber in Skandinavien – Von der Herkunft der Karnevalsschiffe – Sonnenkult und Sonnenräder – Merkwürdige Totenschiffe in Indonesien – »Aufrecht« und »umgekehrt« als Symbole des kosmischen Kreislaufs

VIII. Aberglauben um Meteore, Kometen und Planeten 199

Ein Zauberer fiel vom Himmel – Meteore und ihre Deutung – Wenn Kometen über den Himmel ziehen – Furcht und Schrecken wegen der Schweifsterne – Der Komet Halley kommt regelmäßig wieder – Der Komet auf dem Teppich von Bayeux – Das alte Weltbild und die Reihenfolge der Wandelsterne – Planetengötter stellen sich vor – Das »Opferschaugebet zur Nacht« – Genaue Beobachtungen des Planeten Venus – Das Große Jahr und die kosmischen Katastrophen – Astronomen und Sterndeuter am Hofe babylonischer Könige – Die Problematik der ewigen Wiederkehr – Jupiter und Saturn als Weihnachtsstern – Was Kaiser Konstantin am Himmel sah – Wer an der Syphilis schuld sein sollte – Aber die Sintflut kam nicht – Als der Kurfürst zum »Ararat« floh – Die Herkunft unserer Wochentagsnamen – Über die Lebensalter und den Einfluß der Planeten – Vom Geburtshoroskop und seinen Behauptungen – Die Astrologen und die alten Planetengötter – Planetenkinderbilder – Der Saturn und Dürers »Melencolia I« – Ein Horoskop an einer Villendecke – Sterndeutung und Stern glauben hängen eng zusammen – Ausbreitung und Rolle der Astrologie – Walensteins Tod stand nicht in den Sternen – Die Astrologie als Irrlehre

IX. Milchstraße und Tierkreis am Himmelsmantel 229

Triumphzüge römischer Feldherren – Sonnen- und Himmelsgötter im Sternmantel – Vom Sternmantel Kaiser Heinrichs II. – Das Sternband der Milchstraße – Wie man die Milchstraße deutete – Die Spur der Göttermilch – Über den »Himmelsdamm« – Tiere verkündeten die Jahreszeiten – Sternbilder auf babylonischen Grenzsteinen – Die Sonne läuft scheinbar durch die Tierkreisbilder – Der »Laßmann« und der Aderlaß – Astrologische Einflüsse auf das alte Ägypten – Zeitsterne auf Sargdeckeln und an Grabwänden – Wie die Zeitsterne zu Weltenherrschern wurden – Tierkreisbilder und Dekan-Götter im Tempel von Dendera – Ein Lehrgang der Astrologie – Zwölf

Tiere und ein merkwürdiger Zeitzyklus – Was die »Tabula Bianchini« erzählt – Die »Sphaera barbarica«, das Himmelsbild der Barbaren – Sternbilder gingen auf Reisen – Von chinesischen Mondstationen und Himmelspalästen – Alte Weltbilder auf Spiegel und Medaillon – Japanische Sterngottheiten und ihre Herkunft – Arabische Astrologie in Europa – Mittelalterliche Handschriften und ihre Sternbilder – Wir besichtigen die Fresken im Palazzo Schifanoia – Ganz verschiedene Deutungen des Großen Wagens – Am Himmel wacht der Große Bär – Griechische Mythen um die Große Bärin – Von den Sternbildern der Germanen

X. Aus der Geschichte unserer Sternbilder

255

Von griechischen Sternmythen – Was die Griechen alles an den Himmel versetzten – Homer und der Schild des Achilles – Wie Odysseus nach den Sternen segelte – Sterne als Verkünder von Aussaat und Ernte – Eudoxos beschrieb die Himmelsbilder – Die Sternverzeichnisse von Hipparch und Ptolemaios – Merkwürdige Überlieferung der »Megale syntaxis« – Ein arabisches Wüstenschloß und sein Himmelsgewölbe – Arabische und europäische Sternkunde – Aratos und die Wirkung seines Lehrgedichts – Gesamtdarstellungen des Himmels – Über die Buchmalerei der Karolinger – Seltsame Sternfiguren in mittelalterlichen Handschriften – Der schönste Kodex und seine Bilder – Von den ältesten Drucken und ihren Illustrationen – Wirrwarr durch Vermischung arabischer und europäischer Sternbilder – Renaissance und antike Traditionen – Sternbilder auf Münzen – Eine chinesische Expedition zu den Sternen des Südens – Chinas und Koreas älteste Sternkarten – Die chinesischen Himmelsgloben – Was man von den Globen der Griechen weiß – Der Atlas Farnese und sein Globus – Kostbare arabische und europäische Sterngloben – Neues in Johann Bayers »Uranometria« – Astronomische Kartenspiele – Christliche und heraldische Umdeutungsversuche – Wie man Dynastien am Himmel verewigen wollte – Instrumente und Geräte am Firmament – Moderne Sternkarten und -verzeichnisse – Altes und modernes Weltbild – Ausblick und Ausklang

Anhang

283

Literaturverzeichnis – Karten – Bildnachweis

I. Als die Sterne Götter waren

Sicher sind viele Leser schon einmal in einem Planetarium gewesen. Wenn sich das weite Rund mit erwartungsvollen Besuchern gefüllt hat, erlischt langsam das Licht, und nach und nach werden die Sterne an der großen Kuppel sichtbar. Der Natur täuschend ähnlich ist diese Nachbildung des gestirnten Firmaments, und kein störender Lichtschein, kein verschleiender Dunst mindert hier den großartigen Anblick.

Vom Steuerpult aus zeigt der Vorführer die einzelnen Sternbilder, indem er mit einem Lichtpfeil Verbindungslinien zwischen den funkelnden Punkten zieht. Wir erfahren, in welcher Jahreszeit bestimmte Sterne zu sehen sind, und erleben in wenigen Minuten die tägliche scheinbare Drehung des Himmelsgewölbes. Auch was wir sonst nicht direkt beobachten können, wird sichtbar gemacht. In kleiner und größer werdenden Tagbögen bewegt sich die Sonne über den dunklen Himmel und auf ihrem scheinbaren Jahresweg durch die zwölf Tierkreisbilder. Dann verfolgen wir die wechselnden Phasen des Mondes und die verschlungenen Bahnen der Planeten, sehen Sternschnuppen über den Himmel huschen und Kometen langsam ihre Bahn ziehen. Vor uns liegt die Unendlichkeit...

Was wir in einer Stunde im Planetarium über das moderne astronomische Weltbild erfahren, beruht auf Beobachtungen, die im Laufe der Jahrtausende vervollkommen und zu einem faszinierenden Gesamtbild vereinigt wurden. Sicher ist die Beobachtung des gestirnten Himmels so alt wie die Menschheit selbst. Schon in der Urgesellschaft werden die Menschen nicht ohne eine einfache Zeitbestimmung und Zeitrechnung ausgekommen sein. Wenn wir 10 000 bis 30 000 Jahre alte Ritzzeichnungen richtig deuten, dann besaßen bereits die Altsteinzeitjäger einen Kalender, dem der scheinbare Lauf des Mondes und der Wechsel seiner Phasen zugrunde lagen. Verfeinert wurde die Zeitbestimmung, als man zum Ackerbau übergang und durch Sternbeobachtungen den günstigsten Termin für Aussaat und Ernte herausfinden mußte. Mit welcher Aufmerksamkeit und Intensität man am Ende der Jungsteinzeit und während der Bronzezeit die scheinbare Bahn der Himmelskörper verfolgte, haben gerade neueste Forschungen bewiesen. Die Großsteinbauten der Megalithkulturen in Großbritannien und Nordfrankreich, im Norden der DDR und der BRD sind oft so angelegt, daß durch Visierlinien bestimmte Auf- und Untergangspunkte von Mond, Sonne und Fixsternen

ermittelt werden konnten. Auf diese Weise war man unter anderem in der Lage, die Länge des Jahres zu erkunden und einen erstaunlich genauen Kalender aufzustellen.

Astronomische Kenntnisse brauchten auch die Seefahrer, um sich auf dem Meer orientieren zu können. Nicht weniger wichtig war die Sternkunde für die mächtigen Sklavenhalterstaaten des Altertums, die zu bestimmten Zeiten zum Beispiel die Arbeit an Kanälen und Dämmen anordneten oder Steuern und Abgaben aller Art eintreiben ließen. Nach Erfindung der Schrift und der Zahlen vermochte man auch Sternbeobachtungen festzuhalten, Tabellen aufzustellen und Berechnungen auszuführen. Solche Angaben und Überlieferungen reichen bei den Ägyptern bis zum Ende des dritten und bei den Bewohnern Mesopotamiens bis in die erste Hälfte des zweiten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung zurück. Astronomische »Tagebücher«, die über alle Himmelserscheinungen Auskunft gaben, führten die Babylonier aber erst seit dem sechsten Jahrhundert v. u. Z. Schon zwei Jahrhunderte früher hatten die Chinesen mit Aufzeichnungen dieser Art begonnen. Sternbeobachtungen wurden bei diesen Völkern meist von den Priestern vorgenommen, den »Gelehrten« des Altertums, die es zugleich geschickt verstanden, ihr Wissen für die eigenen Belange und im Interesse der herrschenden Klassen auszunutzen.

Die größten Leistungen auf astronomischem Gebiet vollbrachten die Griechen. Sie bauten vielfach auf den Beobachtungen und Erkenntnissen von Babyloniern und Ägyptern auf. Griechen entdeckten die Kugelgestalt unserer Erde, deren Umfang Eratosthenes (276–194 v. u. Z.) als erster überraschend genau berechnete. Aristarch von Samos vertrat um 265 v. u. Z. die Meinung, daß sich die Erde um die Sonne bewege, ohne sich freilich mit dieser richtigen Erkenntnis durchsetzen zu können, und er versuchte, Entfernung und Größe von Mond und Sonne zu bestimmen. Auch Hipparch (um 190–125 v. u. Z.), der bedeutendste Astronom des Altertums, widmete sich diesem Problem. Außerdem stellte er einen Sternkatalog auf, den später Klaudios Ptolemaios (erste Hälfte des 2. Jahrhunderts u. Z.) für sein eigenes Werk benutzte. Ptolemaios stützte sich auf die Hypothesen Hipparchs zur Planetenbewegung und entwickelte sie weiter. Von diesem Wissen zehrten später die Araber, die seit dem 8. Jahrhundert die griechischen Handschriften übersetzten und darauf ihre eigenen Untersuchungen aufbauten. Die Europäer schließlich machten sich mit diesem Wissensschatz seit dem 10. Jahrhundert in Spanien vertraut, das damals unter arabischer Herrschaft stand. So wurde die griechische Astronomie auf dem Umwege über die Araber zur

Grundlage für die mittelalterliche Sternkunde, mit der sich dann Kopernikus, Galilei und Kepler auseinandersetzen. Ihre umwälzenden Entdeckungen und Lehrmeinungen eröffneten in der Geschichte der Astronomie den Kampf um das heliozentrische Weltbild.

Die modernen astronomischen Erkenntnisse, in die wir im Planetarium einen Einblick erhalten, sind also erst nach und nach gewonnen worden. Wenn wir an der Planetariumskuppel verfolgen, wie sich die scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper vollziehen, dann beginnen wir zu ahnen, welches Kopfzerbrechen es bereitet hat, die sich hinter den verschlungenen Bahnen und wechselnden Konstellationen verbergenden Gesetzmäßigkeiten zu enträtseln. Dabei sind die Gestirne nicht allein deshalb genau beobachtet worden, weil man unmittelbar einen praktischen Nutzen aus ihnen ziehen wollte, sich nach ihnen auf dem Meer und im Gelände orientieren oder nach ihnen die Zeit bestimmen konnte. Selbstverständlich war es auch schon den alten Völkern interessant, die Wesensart von Sonne, Mond und Sternen zu ergründen. Welche Vorstellungen sich dabei ergaben, ist zwar im Zusammenhang mit der Kultur der einzelnen Völker untersucht worden, eine zusammenfassende Darstellung fehlt jedoch – im Gegensatz zur Geschichte der Astronomie, die häufig dargelegt worden ist. Wir wollen daher versuchen, diese Lücke zu schließen und zu zeigen, wie die Gestirne früher beurteilt wurden und welche Rolle sie in den Weltbildern und im Leben der alten Völker überhaupt spielten.

Sich mit den historischen Ansichten über die Himmelskörper vertraut zu machen stößt allerdings auf manche Schwierigkeiten. Man hatte ja in früheren Zeiten, als die Trennung des Menschen von der Natur auf Grund der technischen Entwicklung erst ihren Anfang nahm, ein ganz anderes Verhältnis zur Umwelt – im weitesten Sinne verstanden – und damit auch zu den Gestirnen. Zeitgenössische Naturvölker denken und empfinden in manchem noch so ähnlich wie die Menschen des Altertums. Was ein Indianer seinem weißen Freund erzählte, ist deshalb auch in unserem Zusammenhang interessant und aufschlußreich:

»Alle Dinge sind voll Leben. Die Bäume leben, ebenso die Steine, die Berge, das Wasser. Alles ist mit Leben erfüllt... Als ich hierherkam, um dich zu besuchen, habe ich mit allem gesprochen, was es hier herum gibt. Mit dem Baum da am Ende deines Hauses habe ich am ersten Abend gesprochen vor dem Zubettgehen. Ich bin auf den Balkon hinausgegangen, habe geraucht und den Rauch meines Tabaks zu ihm aufsteigen lassen... und gesagt: »Baum, füge mir kein Leid zu, ich bin nicht

böse, und ich bin nicht hierhergekommen, jemand etwas anzutun. Baum, sei mein Freund!

Ich habe auch mit deinem Haus gesprochen. Dein Haus ist auch Leben, es ist irgend jemand . . . Es wußte, daß ich hier fremd bin. Dann habe ich ihm den Rauch meines Tabaks geschickt, um mit ihm gut Freund zu werden. Ich habe mit ihm gesprochen und gesagt: »Haus, du bist das Haus meines Freundes, du darfst mir nichts Böses tun. Lasse mich nicht krank werden oder vielleicht gar sterben, während ich meinen Freund besuche. Ich möchte in meine Heimat zurückkehren, ohne daß mir ein Unglück widerfährt . . .«

Es gibt ohne Zweifel viele Dinge, die mich bei Nacht betrachten, ohne daß ich sie sehen kann . . . Sie müssen untereinander sprechen, ganz wie wir, die Steine, die Bäume und die Berge. Du kannst sie manchmal hören, wenn du gut acht gibst, draußen bei Nacht . . . Ich spreche nachts oft mit ihnen, schicke ihnen Rauch und vergesse sie nicht. Ich Sorge mich um sie, und sie sorgen sich um mich.«

Für diesen Indianer gibt es also keine toten oder unbelebten Dinge. Sein Verhalten erinnert an das eines Kindes, das, wenn es sich an Tisch oder Stuhl gestoßen hat, diese Gegenstände anredet und schilt, als ob sie hören, sehen, empfinden und denken könnten und als ob sie einen eigenen Willen besäßen. Offenbar war eine solche naive »Beseelung« von Dingen und Erscheinungen, die sich praktisch auf alles erstreckte, auch typisch für die Menschen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Durch diese Beseelung verschmolz die Welt zu einem mythischen Ganzen, dessen einzelne Glieder als Verkörperung oder Äußerung bestimmter Mächte auftraten, mit denen man sich auseinandersetzen mußte. Man erlebte und empfand dabei die Umwelt viel unmittelbarer als wir heute; ein lebendiges Gegenüber, ein Du, waren Himmel und Erde (»Mutter Erde« sagen wir ja noch immer), Sonne, Mond, Planeten und Sterne. Vielfach hielt man sie für Gottheiten, von deren Taten und Eigenschaften die Mythen berichten, die deshalb zu den wichtigsten Quellen für das Verständnis der alten Weltbilder und der Vorstellungen über die Gestirne gehören.

Die personifizierende Welt-Anschauung und die mit ihr verbundenen Mythen haben eine geschichtliche Entwicklung durchlaufen. Mythen sind vermutlich erzählt worden, seit sich Menschen in ihrer Umwelt behaupten mußten. Wahrscheinlich spielten in den Deutungen des kosmischen und irdischen Geschehens Tiere anfangs die größte Rolle, da von ihnen zunächst die menschliche Existenz abhing. Außerdem wird die Sinnes-



1 Das Weltbild der Haida-Indianer

schärfe mancher Tiere auf die Jäger der Vorzeit Eindruck gemacht haben. Malereien, Gravierungen, Reliefs und Plastiken der Eiszeitmenschen weisen darauf hin, daß man sich höhere Mächte in Tiergestalt vorstellte. Ähnliche Ansichten finden wir noch heute bei Stämmen und Völkern, deren Existenz gleichfalls auf der Jagd beruht. Eine kleine Schnitzerei der nordamerikanischen Haida-Indianer gibt zum Beispiel ein seltsames Mischwesen aus Wal und Schildkröte wieder. Es soll die Erde verkörpern, auf der eine Frau mit einem Mann auf den Schultern steht. Beide symbolisieren nicht nur die Menschheit, sondern Leben und Fortpflanzung überhaupt. Der Himmel wird von einem gewaltigen Adler mit weit ausgebreiteten Schwingen gebildet. In diese »Welt« ist der Mensch als Teil des überschaubaren Ganzen eingebettet. Himmel und Erde sind ihm vertraute Mächte: die Erde ein Tier, das alles trägt, und der Himmel ein Vogel, der mit seinen Fittichen alles schützt.

Auch in den Hochkulturen des Altertums, in deren Mythologie, Kult und Kunst die Fruchtbarkeit des Bodens stärker in den Vordergrund trat, war die alte Tierverehrung noch lebendig. Die Ägypter zum Beispiel stellten den Sonnengott als Falken und als Käfer dar. Angeblich vermochte nämlich die Gottheit in verschiedenen Gestalten zu erscheinen. Es läßt sich heute nicht immer klar entscheiden, ob nun ein solches Tier nur als Sinnbild oder als Inkarnation des Gottes galt. Andererseits bildete man die Gottheiten, die Sterngötter inbegriffen, auch menschengestaltig beziehungsweise als Mischwesen ab oder versah sie mit Tierattributen. Und obwohl man die Gestirne als handelnde Personen auffaßte, wurden sie häufig als »Sache« dargestellt (die Sonne zum Beispiel als Scheibe). In der mythologisch-personifizierenden Weltbetrachtung

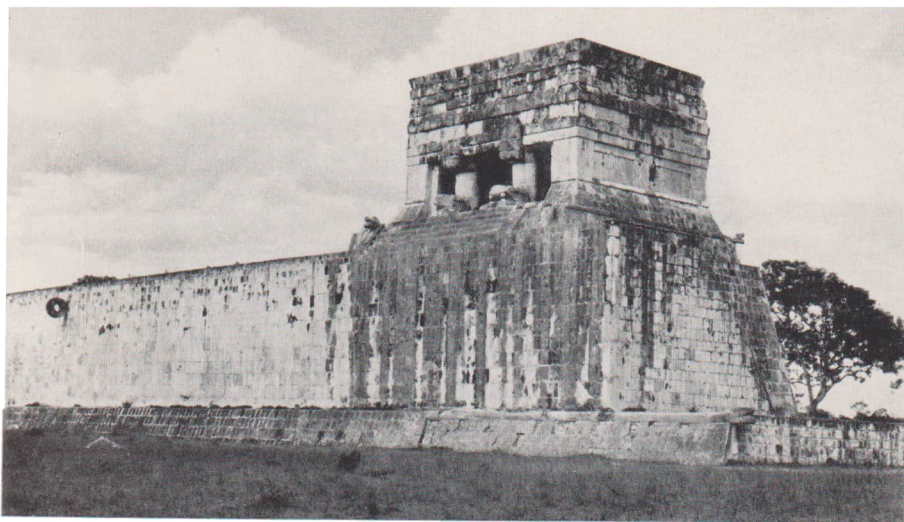


2 Der Sonnengott trinkt das Blut eines Geopferten (nach Krickeberg)

liegt also kein Streben nach einem Entweder-Oder vor, wie es unser analytisches Denken auszeichnet, sondern mit einer Vielfalt von Bildern und Vorstellungen suchte man die verschiedenen Aspekte der Wirklichkeit so umfangreich wie möglich zu erfassen.

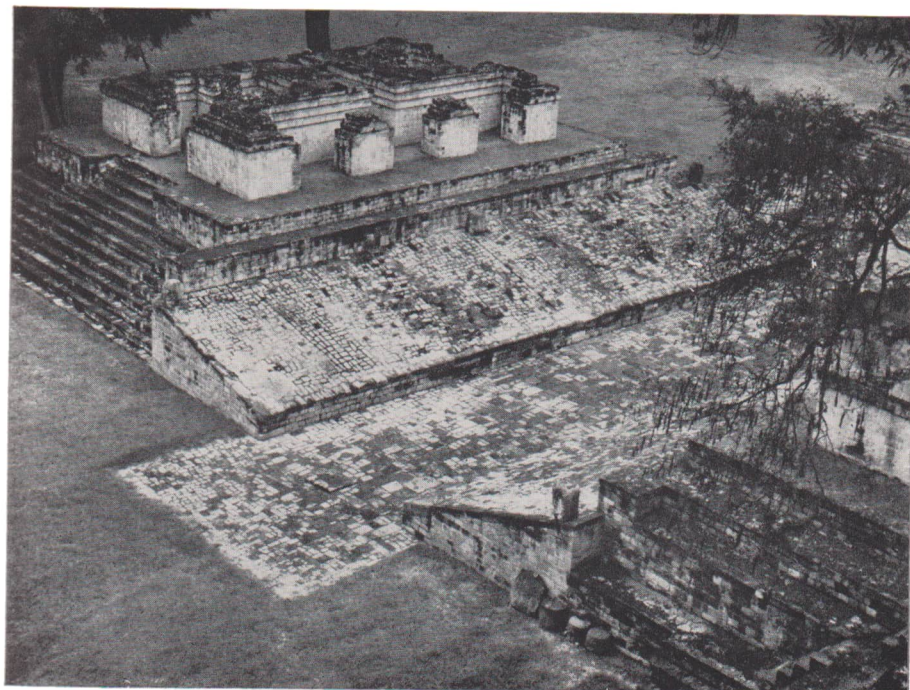
Nach dem Glauben der Ägypter und der Inka hatten die Sternngottheiten ihre Kinder als Herrscher auf der Erde eingesetzt; damit waren die Könige dieser Völker als Söhne und Stellvertreter des Sonnengottes über die anderen Menschen erhaben. Dieser Glaubensgrundsatz wurde zum Staatsdogma erhoben, um die Macht der herrschenden Klasse, die Vorrechte von Königen und Fürsten, Adel und Priesterschaft zu festigen und zu sanktionieren. Aus dem Sternglauben ging auch die Sterndeutung hervor, denn wenn man die Sterne für göttlich hielt, lag ja der Schluß nahe, daß sie das irdische Geschehen bestimmten und daß man aus ihren Bewegungen und Konstellationen am Himmel die bösen oder guten Einwirkungen auf den einzelnen wie auf die Gemeinschaft erkennen könne.

Über die Entstehung der Gestirne waren ebenfalls recht merkwürdige Vorstellungen verbreitet. Sie sollten zum Beispiel aus einem Gott hervorgegangen sein, den seine Mitgenossen erschlugen, oder sich aus Göttern gebildet haben, die sich selbst opferten. So berichtet eine mittelamerikanische Mythe, daß sich einst zwei Götter verbrannten und, nachdem sie zu Asche geworden waren, in verwandelter Gestalt als Sonne und Mond über dem Horizont erschienen. Aber sie konnten sich so lange



1 Ballspielplatz mit geraden Wänden in Chichen Itza (Yucatan) Etwa 11.-13. Jh.

2 Ballspielplatz mit schrägen Wänden in Copan (Honduras). 7.-8. Jh.



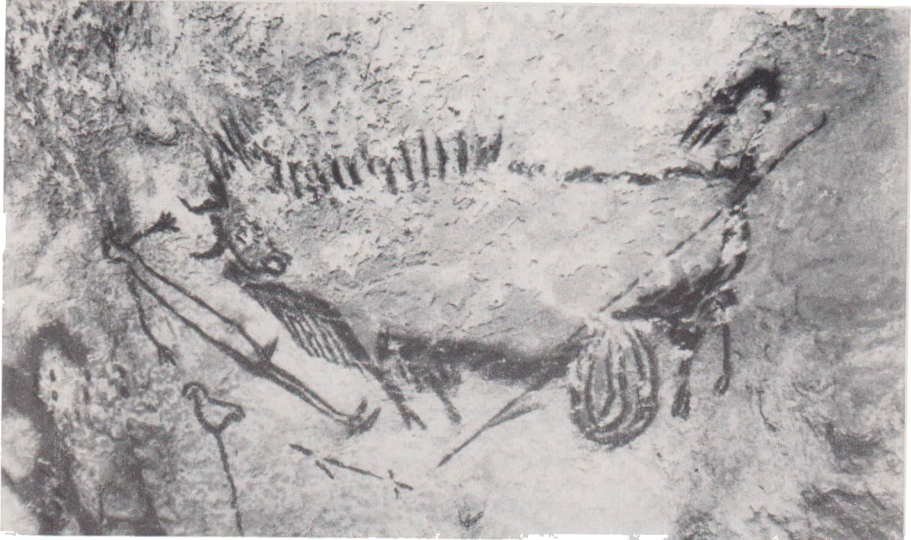


3 Relief eines Ballspielers. Stele aus der Taino-Kultur der mittleren Goldküste.
Etwa 7.-9. Jh.



4 Die Sternbilder Orion (mit Fell statt Schild), Stier, Kleiner Hund, Zwillinge und Georgs-Harfe. Nach Bode, 1801

5 Malerei der Eiszeitmenschen in der Höhle Lascaux. Alter etwa 15000 Jahre





6 Altsteinzeit-Relief einer schwangeren Frau mit Bisonhorn. Laussel. Alter über 20000 Jahre

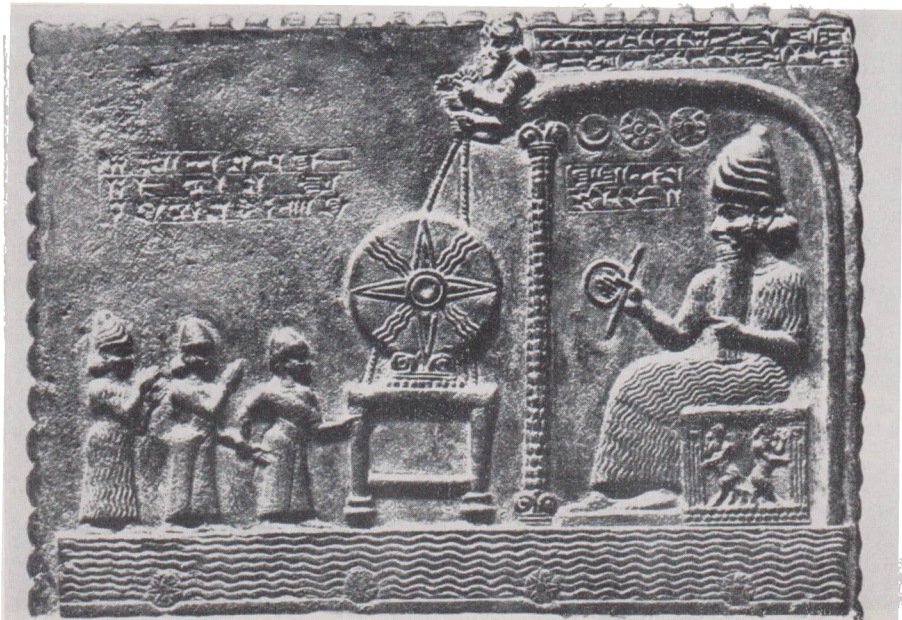
7 Mutter, Tochter und Kind als mythische Einheit. Elfenbeinschnitzerei. Mykene. Etwa 15. Jh. v.u.Z.





8 *Venus und Mond mit »aschgrauem« Licht*

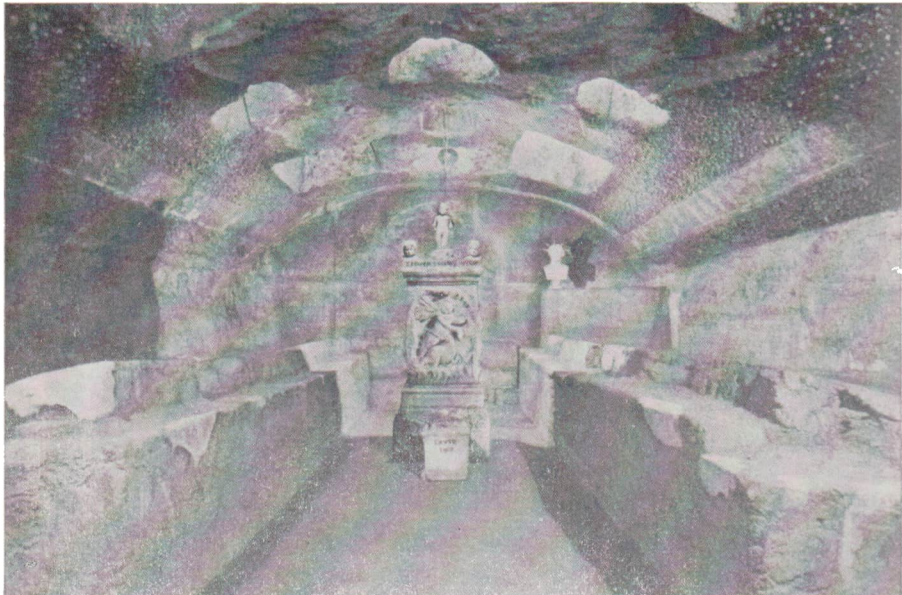
9 *Der Sonnengott Schamasch in seinem Tempel. Abu Habba. Um 800 v.u.Z.*





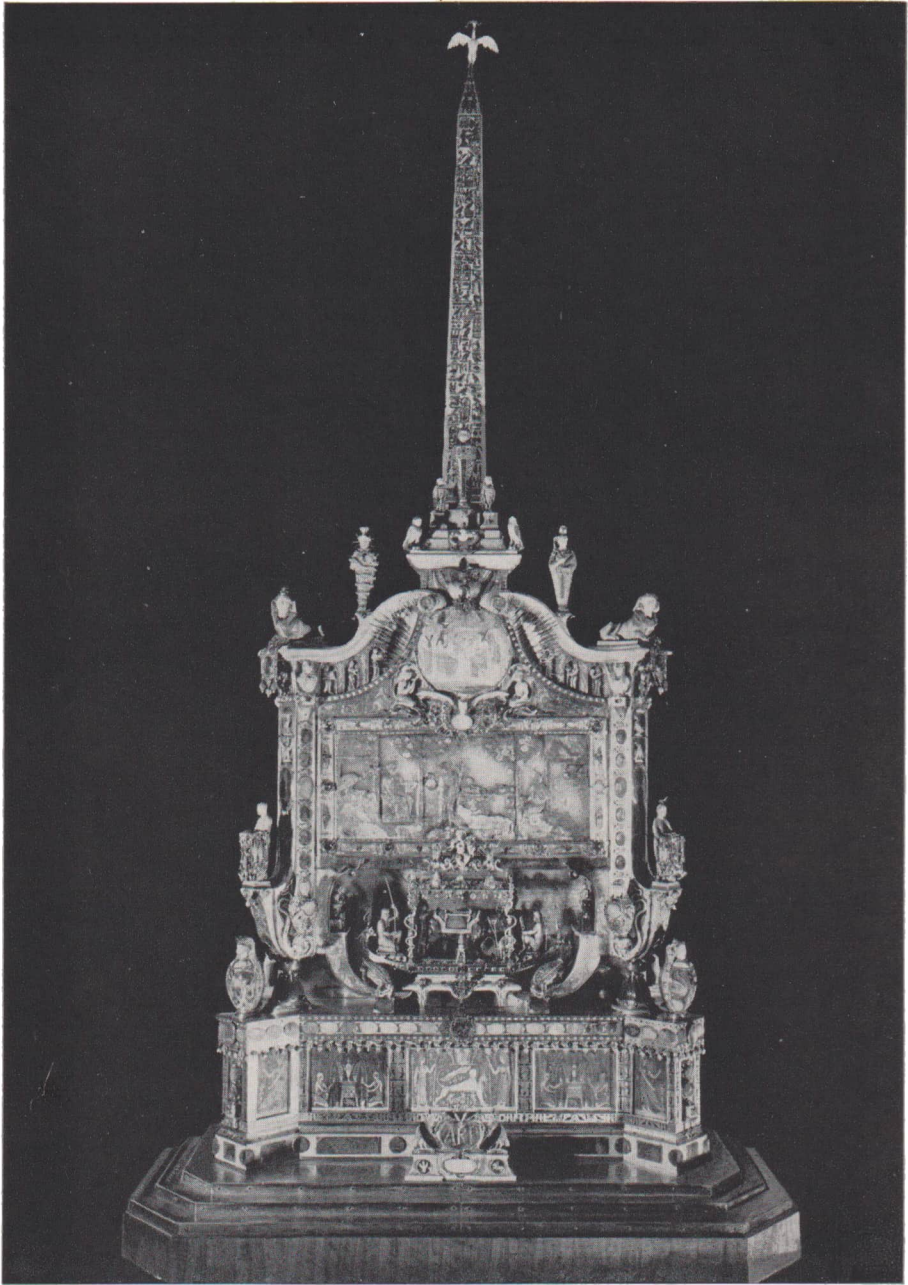
10 *Der Apis-Stier mit Sonnenscheibe und Mondsichel. Bronze. Ägyptische Spätzeit*

11 *Mitbräum Sanctae Priscæ in Rom. 3. Jb. u.Z.*





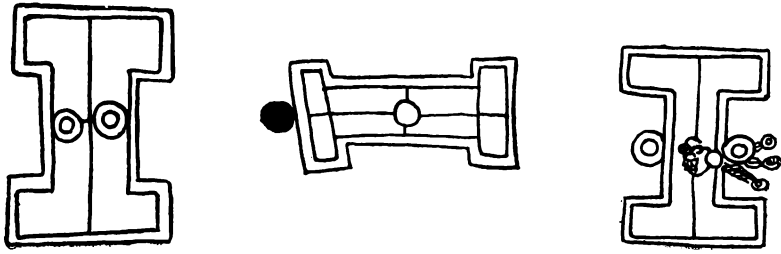
12 Relief des Mithras-Kindes im Tierkreis. Mithräum von Trier (zerstört 337 u.Z.)



13 Gesamtansicht des Apis-Altars von Johann Melchior Dinglinger, 1731

nicht bewegen, bis die anderen Götter gleichfalls ihr Leben hingaben. Damit nun die Sonne täglich ihren Weg über das Firmament zurückzulegen vermochte, wurden zahllose Menschen geopfert. Man meinte nämlich, daß der Sonnengott in der Unterwelt zum Skelett würde und Leben und Kraft erst wiedererlangte, wenn er Menschenherzen und -blut erhielt. Deshalb tötete man vor allem Kriegsgefangene, indem man sie über einen kegelförmigen Stein warf, so daß sich ihre Brust hervorwölbte und diese leicht mit einem Steinmesser unterhalb der Rippen aufgeschnitten werden konnte. Ein Priester riß das noch zuckende Herz heraus und legte es in eine Steinschale. Sich dem Sonnengott als Opfer zu weihen galt für die Gefangenen als Ehrenpflicht; wer sich ihr durch die Flucht entzog, wurde auch in seiner Heimat mit dem Tode bestraft. Solche Opfer waren insbesondere bei den Azteken üblich, die im 14. Jahrhundert im Hochland von Mexiko eine Militärmonarchie errichtet hatten. Als der Haupttempel der aztekischen Metropole Tenochtitlan, deren Trümmer unter dem heutigen Mexiko City begraben liegen, im Jahre 1487 eingeweiht wurde, tötete man in vier Tagen für den Sonnengott angeblich 20 000 Menschen (nach einigen Berichten sogar 80 000!). Wahrscheinlich sind diese Zahlen stark übertrieben, aber immerhin zählten zwei Offiziere aus Cortez' Heer, das die Hauptstadt 1519 besetzte, im Tempelbezirk 136 000 Schädel geopferter Menschen! Um stets genügend »Nahrung« für den Sonnengott zu haben, schloß Tenochtitlan schließlich mit einigen anderen Städten den wohl seltsamsten und makabersten Vertrag der Weltgeschichte. Man vereinbarte nämlich einen »Blumenkrieg«, der regelmäßig in einem genau festgelegten Gebiet stattfand und kein anderes Ziel verfolgte, als möglichst viele Gefangene einzubringen!

Der Himmel selbst war nach dem Glauben der mittelamerikanischen Völker Schauplatz eines ständigen Kampfes. Als personifizierte Gottheiten rangen hier Tag und Nacht, Licht und Dunkelheit, Nord und Süd, Trockenheit und Regen sowie die Gestirne miteinander um die Herrschaft, die sie abwechselnd gewannen und verloren. Man ahmte diesen Kampf auf Erden in einem Ballspiel nach. Der Ball symbolisierte dabei sowohl die Sonne als auch die anderen Sterne, von denen man annahm, daß sie morgens und abends durch einen schmalen Spalt am Horizont schlüpfen. Die Plätze, auf denen das Ballspiel stattfand, gehören zu den bedeutendsten Bauten Mittelamerikas. Jede Stadt, die etwas gelten wollte, besaß mindestens einen mehr oder weniger prunkvollen Ballspielplatz. In den Bilderhandschriften sind diese Plätze häufig dargestellt. In der Form ähneln sie einem doppelten T. Die Langseiten säu-



3 Ballspielplätze in mexikanischen Handschriften

men Wälle oder Plattformen, und das Spielfeld ist durch Farbstriche, Krautstreifen oder runde Steine längs- und quergeteilt. Bei den ältesten Plätzen fallen die Seitenwände nach dem Spielfeld zu schräg ab, und der Ball mußte in Nischen gestoßen werden, die sich an den Schmalseiten befanden. Die jüngeren Plätze zeichnen sich dagegen durch senkrechte Wände aus, an denen zwei Steinringe befestigt sind. Sie versinnbildlichen die gefährliche Enge am Horizont und sind daher mit Sonnensymbolen oder der Federschlange, der Verkörperung des Nachthimmels, verziert. Wenn man den Ball über die Längs- und Querlinien, die symbolischen Grenzen zwischen Tag und Nacht, und durch die Steinringe trieb, glaubte man, den Gestirnen auf magische Weise die schwierige Passage durch die Horizontspalte zu erleichtern. Die Ballspieler selbst waren bis auf das Leder, das sie sich um Gesäß und Hände geschnallt hatten, nackt. So sehen wir sie auch auf einem Bild des Augsburger Goldschmieds und Holzschneiders Christoph Weiditz. Als er 1528 in Spanien weilte, war gerade Hernando Cortez, der Eroberer Mexikos, zurückgekehrt und hatte einige Indianer aus der Neuen Welt mitgebracht. Sie führten den staunenden Spaniern ihr Ballspiel vor, dem auch Weiditz zusah und das er im Bild festhielt. An den Rand seiner Zeichnung schrieb er: »Auf Soliche manier spilen die Indianer mit ainem aufgeblasen bal mit dem hindern On die Hend an zue Rieren auf der Erdt, haben auch ain hardt leder for dem hindern, dar mit er vom bal den widerstreich Entpfacht, haben auch solich ledern hentschuch an.« Die Spieler stießen sich also den Kautschukball, der aber nicht, wie Weiditz meinte, aufgeblasen, sondern massiv war, mit Gesäß, Hüften und Knien zu. Dabei stützten sie sich mit den Händen auf dem Boden ab.

Aus solchen und anderen Überlieferungen wird klar, wie kompliziert und vielschichtig die früheren Vorstellungen über die Gestirne waren.



4 So zeichnete Christoph Weiditz ballspielende Indianer

Zwar hat man schon in alter Zeit Natur und Himmel sehr genau beobachtet, aber alle sachlichen Feststellungen waren mit einem hohen Maß an Emotionalität gepaart. Eine scharfe Trennung zwischen belebt und unbelebt, Himmel und Erde gab es in den alten Weltbildern nicht. Was auf der Erde vorhanden war, glaubte man am Firmament wiederzufinden, und was scheinbar am Himmel geschah, ahmte man auf Erden nach. Die Gottheiten aber wohnten angeblich hier wie dort. Sie hatten Himmel, Erde und Gestirne geschaffen, und nun mußten die Menschen dazu beitragen, die Weltordnung durch kultische Handlungen, besonders Opfer, aufrechtzuerhalten. In den alten Weltbildern verband sich Mythisches mit exakter Natur- und Himmelsbeobachtung. Der Astronom war zugleich Astrologe und meist auch Priester. Eine wissenschaftliche Auswertung astronomischer Erkenntnisse konnte erst erfolgen, als sich Lebensweisen und Gesellschaftsordnungen änderten und Erde, Himmel und Gestirne »entgöttlicht« wurden. Dieses Verdienst kommt vor allem den Griechen zu. Zwar gab es auch bei ihnen zahlreiche mythische Vorstellungen, aber neben und getrennt von ihnen bahnte sich eine ganz neue Entwicklung an. Die ionischen Naturphilosophen, die seit dem Ende des 7. Jahrhunderts v. u. Z. in den reichen Handelsstädten ihre weit in die Zukunft weisenden Ansichten begründeten und verbreiteten, hielten die Sterne für materielle Körper und nicht mehr für Götter. In allen

Naturerscheinungen sahen sie Formen einer bestimmten Materie, der ein einheitlicher Urstoff zugrunde läge. Materialistische Züge findet man auch in der Lehre Heraklits (um 540–475 v. u. Z.), der von der sinnlichen Erfahrung und einem dialektischen Prozeß des Werdens und Vergehens ausging und meinte: »Diese Weltordnung, dieselbe für alle Wesen, hat kein Gott und kein Mensch geschaffen, sondern sie war immerdar und ist und wird sein: ewig lebendes Feuer, nach Maßen erglommend und nach Maßen erlöschend.« So beginnt mit den Griechen einerseits die wissenschaftlich orientierte Philosophie und andererseits die eigentliche Astronomie, die sich auf exakte Beobachtungen und mathematische Hypothesen gründete, wie sie uns am vollständigsten durch Ptolemaios überliefert sind. Auf diesem Fundament wurde nach der Überwindung des geozentrischen Weltbildes, nach der Erfindung des Fernrohrs und nach dem Aufschwung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen das Gebäude der modernen Himmelskunde errichtet.

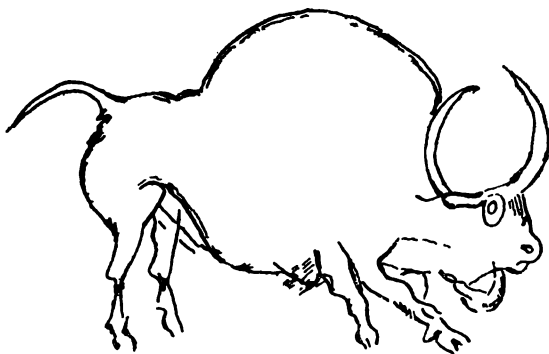
Wie wir schon erwähnten, sind Geschichte und Entwicklung der Astronomie oft beschrieben und erläutert worden, während eine zusammenfassende Darstellung jener Anschauungen, nach denen die Sterne Götter waren, noch fehlt. Man muß sie jedoch kennen, wenn man die alten Weltbilder und die vergangenen Kulturen richtig verstehen will. Um festzustellen, was die alten Völker über die Gestirne gedacht haben und welche Rolle solche Vorstellungen in ihrem Leben spielten, ziehen wir vor allem die Forschungen von Archäologen, Ethnologen, Historikern sowie von Kunst- und Sprachwissenschaftlern zu Rate. Kaum eingehen können wir im Rahmen dieses Buches auf Mythen und Spekulationen über die Entstehung und Gestalt von Himmel und Erde. Das bleibt einer speziellen Veröffentlichung ebenso vorbehalten wie ein näheres Eingehen auf die bewundernswerten Beobachtungsanlagen und astronomischen Kenntnisse der alten Völker. Wir werden aber erfahren, wie weit die Vorstellungen über die Gestirne mit bestimmten Gesellschaftsordnungen und Lebensweisen, mit Mythologie, Kult und Kunst verbunden waren, welche Grundzüge diese Vorstellungen prägten, wie sie sich bei den verschiedenen Völkern verbreiteten und sich allmählich zu einem fast unentwirrbaren Geflecht aus den unterschiedlichsten Anschauungen verknüpften. Allerdings sind Fülle und Umfang des Stoffes so groß, daß eine Auswahl notwendig ist. Der schon informierte Leser wird daher möglicherweise das eine oder andere vermissen. Dennoch hoffen wir, einen fundierten Überblick zu vermitteln, um alte Kulturen und ihr Bestreben, sich in die »Weltordnung« einzufügen und Einfluß

auf sie zu nehmen, besser zu verstehen – nicht zum Selbstzweck, sondern im Sinne der Worte Maxim Gorkis: »Wer die Vergangenheit nicht kennt, der kann den wahren Sinn der Gegenwart und das Ziel der Zukunft nicht verstehen.«

II. Der Mond als Wettermacher, Stier und Mutterleib

Wenn wir die ältesten Spuren davon finden wollen, was die Menschen einst über Sonne, Mond und Sterne dachten, müssen wir weit in die Vergangenheit zurückgehen, bis zu den Jägern der jüngeren Altsteinzeit...

Zu ihren Lebzeiten, vor 10 000 bis 35 000 Jahren, hatten sich gewaltige Eismassen vom skandinavischen Gebirge bis nach Norddeutschland geschoben. Vom Schwarzwald und von den Vogesen, vom französischen Zentralplateau, den Alpen, Pyrenäen und Karpaten reichten riesige Gletscher weit ins Tiefland, und das Klima war rau und hart. Dennoch gab es in den eisfreien Gebieten eine Fauna und Flora, die sich der Kälte angepaßt hatte, und Menschen, die sich in dieser lebensfeindlichen Umwelt behaupteten. Wie ihnen das gelang, wie sie wohnten, sich kleideten, jagten, welche Waffen und Werkzeuge sie schufen, haben Archäologen in langwierigen Forschungsarbeiten herausgefunden. Aber nicht nur das. In den ehemaligen Wohnplätzen und an Höhlenwänden sind zahlreiche Kunstwerke der Eiszeitjäger erhalten geblieben, die uns vom Denken und Handeln ihrer Schöpfer erzählen. Wahrscheinlich haben in ihrem Weltbild auch die Gestirne eine Rolle gespielt, doch ob man sie schon für Götter oder andere höhere Wesen hielt, bleibt ungewiß. Wir wissen jedoch von zeitgenössischen Naturvölkern, daß sie die Tiere mit



5 Bisongravierung in der Höhle La Mouthe (nach Kühn)

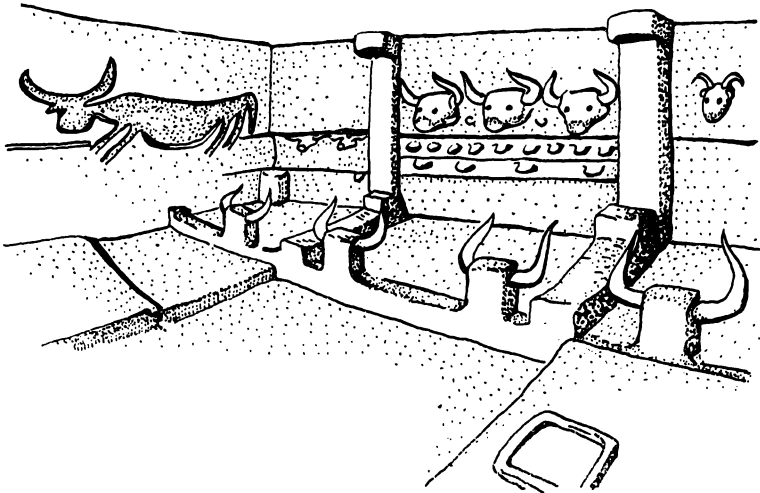
den Himmelskörpern in Verbindung bringen, sie am Firmament wiederzufinden glauben und bestimmte Tiere als irdische Repräsentanten von Mond und Sonne ansehen. Vermutlich waren bei den vorgeschichtlichen Menschen ähnliche Anschauungen verbreitet. Einige ihrer Bilder erwecken den Eindruck, als ob man sie mit Mondsymbolen versehen hat. Das wird zum Beispiel an einer Bisongravierung in einer südwestfranzösischen Höhle deutlich.

Das Tier ist in vollem Laufe wiedergegeben. Wer hätte wohl mit seinen starken Hörnern nähere Bekanntschaft machen wollen! Aber diese gefährlichen Waffen sind seltsamerweise nicht nur übergroß, sondern auch in »verdrehter Perspektive« abgebildet, so daß sich die Hörner diametral gegenüberstehen und auf diese Weise an die Sicheln des zu- und abnehmenden Mondes erinnern. Zwischen ihnen wirkt das große stilisierte Bisonauge wie ein Sinnbild des Vollmondes. War also der Bison für die Eiszeitmenschen ein Mondtier? Denkbar ist es, denn als die Steinzeitmenschen gelernt hatten, die Hörner des Tieres in richtiger Perspektive darzustellen, wirkten sie oft noch merkwürdig lang und schmal und so eigenartig gebogen, daß sie ebenfalls an Mondsicheln erinnern.

Eine ungewöhnliche Malerei in der südwestfranzösischen Höhle Lascaux legt die Vermutung nahe, daß der Bison in ein besonderes Kultgeschehen einbezogen war. Auf dem Grunde eines etwa fünf Meter tiefen Schachtes findet sich ein Bison, der mit drohend gesenkten Hörnern und hoch erhobenem Schwanz ein »Strichmännchen« annimmt. Stocksteif scheint dieses umzufallen. Es besitzt einen Vogelkopf, nur vier Finger an den Händen und einen aufgerichteten Phallus. Vielleicht ist hier ein Schamane in Trance wiedergegeben, dessen Seele sich auf eine vermeintliche Jenseitsreise zum Herrn der Tiere oder zu den Geistern des erlegten Wildes begeben hat, um die Wiederkehr der Tiere zu veranlassen. Der Vogel auf der Stange unterhalb des Schamanen könnte die Seele des Zauberers symbolisieren, während der hakenförmige Stab daneben wohl eine Speerschleuder darstellt. Quer über den hinteren Teil des Bisons ist ein Speer und unter dem Leib ein ovales Sinnbild gemalt, wahrscheinlich ein weibliches Symbol, eine Vulva. Der Speer deutet den Tod des Tieres an, dessen Seele der Zauberer auf die Erde zurückholen soll, damit sie sich dort erneut in einem jungen Bison verkörpert. Auf Fortpflanzung und Fruchtbarkeit weisen ja der Phallus des Zauberers und die Vulva hin. Von Naturvölkern ist bekannt, daß sie den Tod des Jagdwildes als Durchgangsstadium zu neuem Leben auffassen. Pfeil oder Speer, die in ein Tier eindringen und es zur Strecke

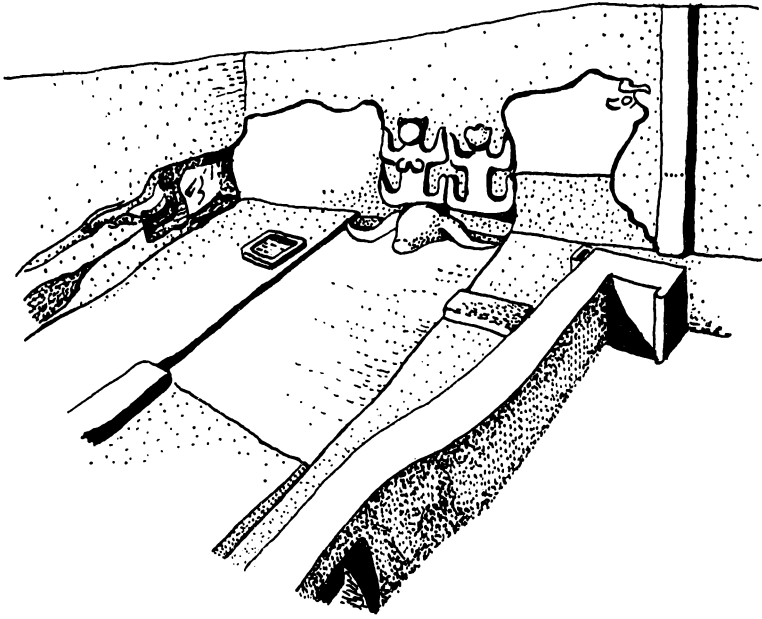
bringen, gelten nicht nur als tödliche Geschosse, sondern auch als männliche Geschlechtskräfte, die befruchten und neues Leben bewirken. In diesem Zusammenhang ist eine Felszeichnung in Südalgerien besonders aufschlußreich. Sie stellt dar, wie ein Mann mit Pfeil und Bogen auf den Hinterkörper eines Tieres zielt. Eine Linie verbindet die Genitalien des Mannes mit seinem Bogen und seiner im Hintergrund stehenden Frau. Der Sinn ist klar; hier gehen Jagd- und Fruchtbarkeitsmagie Hand in Hand. Als kosmisches Symbol des allgemeinen Werdens und Vergehens aber galt der Mond.

Daß schon die Eiszeitjäger Mond, Bison, Schwangerschaft, Geburt und Frau in Beziehung zueinander brachten, scheint aus einer Reihe bemerkenswerter Darstellungen hervorzugehen. Bisons hat man nämlich auch als große Reliefs in Stein und Fels gemeißelt. Diese erstaunlichen Werke einer frühen Bildhauerei sind in Halbhöhlen gefunden worden, die sich die Eiszeitmenschen zu geräumigen Wohnungen ausgebaut hatten. Manchmal stehen Bisonsdarstellungen auffällig dicht neben denen dickleibiger Frauen. Ein anderes Relief zeigt eine schwangere Frau, die ihre linke Hand flach auf den Unterleib legt, während sie mit der rechten ein Bisonhorn hochhebt. Blick und Geste stellen eine Verbindung zwischen Tierhorn und Schwangerschaft her. Möchte die Frau ihrem Kind die Stärke des Bisons verleihen? Vergleicht sie das Horn mit der Sichel des jungen Mondes, der auch dem Kind Lebenskraft schenken und es wachsen lassen soll? Das Relief dürfte ein uraltes Zeugnis sein für den weitverbreiteten Glauben an den Zusammenhang zwischen kosmischem und irdischem Geschehen, zwischen Mond und Fruchtbarkeit. Die Frauen scheinen ja in einer geheimnisvollen Beziehung zum Mond zu stehen, wiederholt sich doch die »monatliche Reinigung«, die Menstruation, etwa in demselben Zeitraum wie eine Mondphase. Für die enge Verbindung zwischen Mond und Frau spricht ebenfalls ein Fund bei Bodrogkeresztúr in Nordungarn. Dort entdeckte man in Ablagerungen aus der Altsteinzeit ein Kalksteinplättchen von 57 mal 57 Millimeter Durchmesser und 17 Millimeter Dicke, das wohl das weibliche Geschlechtsorgan nachbildet. Die Ränder sind eingekerbt, und an der einen, etwas spitz zulaufenden Seite sind zwei Striche eingraviert. Vermutlich haben wir es hier mit dem ältesten Mondkalender zu tun. Die Striche werden die erste und die letzte Sichtbarkeit des zu beziehungsweise abnehmenden Mondes kennzeichnen, die Einkerbungen die Tage dazwischen. Zählt man die Bögen an der leicht abgeplatteten Seite als zwei Tage, ergeben sich insgesamt 27 Tage. Zweieinhalb Tage lang ist Neumond.



6 Rekonstruktion einer Kultstätte in Çatal Hüyük

In der Nacheiszeit gingen die Anstöße für eine neue Lebensweise von Hochlandtäälern aus, in denen die wilden Vorgänger der nunmehr kultivierten Getreidearten wuchsen. Nachkommen der Altsteinzeit-Jäger hatten sich unter anderem im Süden der heutigen Türkei, auf der Anatolischen Hochebene, niedergelassen. Dort sind die Archäologen auf eine der ältesten Ansiedlungen von Ackerbauern gestoßen. Die Fundstelle liegt etwa 50 Kilometer südöstlich von Konya und heißt Çatal Hüyük. Bisher hat man 12 Siedlungsschichten erforscht, die aus der Zeit zwischen 6500 und 5700 v. u. Z. stammen. In der wildreichen und fruchtbaren Konya-Ebene trieben die Bewohner Çatal Hüyüks sowohl Jagd wie Ackerbau. Mit der Jagd verbanden sie noch uralte Traditionen und Kulte, während sie der Ackerbau zu ganz neuen, in die Zukunft weisenden Vorstellungen führte. Manche Häuser hatte man zu eindrucksvollen Kultstätten ausgestaltet, deren Wände große bemalte Gipsreliefs einer Muttergöttin, Stierköpfe, Stierhörner und Malereien schmückten. Vor allem der Stier muß im Kult dieser frühen Ackerbauern eine außerordentliche Rolle gespielt haben. Die Hörner gewaltiger Stierbilder ähneln den Sicheln des Mondes, und echte Stierhörner hat man in Reihen neben- beziehungsweise hintereinander angebracht. Zu den größten Überraschungen gehören jedoch Reliefs einer Muttergöttin, die in Gebärhaltung, mit erhobenen Armen und gespreizten Beinen, einen Stier zur



7 Die Göttin bringt einen Stier zur Welt

Welt bringt! Hier drängt sich ein Vergleich mit dem eiszeitlichen Relief der schwangeren Frau förmlich auf. Auch andere Funde zeugen von mythischen Vorstellungen über Fruchtbarkeit und Geburt, Leben und Tod. In die Wände einiger Räume sind die Unterkiefer wilder Eber, die Schädel von Geiern, Füchsen und Wieseln eingelassen, zum Teil mit Ton umkleidet und zu weiblichen Brüsten umgestaltet. Schädel als Sinnbilder des Todes und Brüste als Symbole des Lebens und der Fülle sind so untrennbar miteinander verschmolzen.

Der Ackerbau, der die Lebensweise der Menschen allmählich völlig veränderte und die ökonomischen Grundlagen für die alten Hochkulturen schuf, bewirkte offenbar eine Wandlung der Mythen und des Weltbildes. Man kann annehmen, daß dabei schon früh die kosmischen Vorgänge mit Saat und Ernte in Verbindung gebracht wurden. Den Mond, der starb und wiederkehrte, hat man nun vielleicht noch stärker als eindrucksvolles Sinnbild für Wachsen und Vergehen überhaupt empfunden. Der vergangene und der wiedererstandene Mond sind scheinbar verschieden (eben der alte und der neue) und dennoch identisch. Bot sich



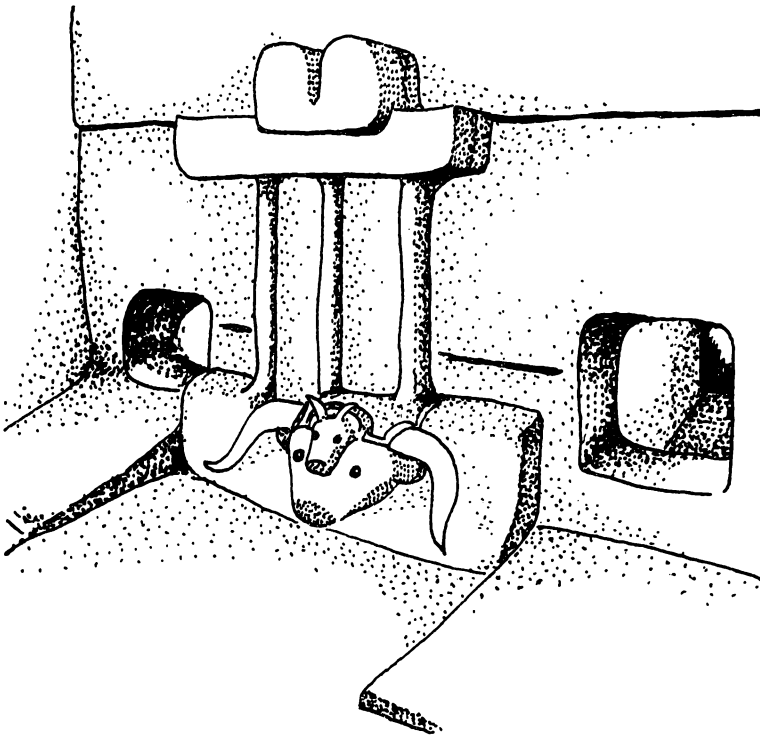
8 Mutter und Tochter sind eins

dazu im Schicksal des Getreides nicht eine seltsame Parallele an? Denn das Getreidekorn »stirbt« ja ebenfalls, wenn es ausgesät ist. Aber aus ihm entstehen zahlreiche andere Körner, die dem Mutterkorn gleichen und ausgesät erneut dessen Schicksal erleiden. Und schließlich pflanzt sich jede Mutter in ihrem Kinde fort. Alles das hat wohl die frühen Ackerbauern außerordentlich beschäftigt, und die Wandlungen des Mondes könnten für sie ein Gleichnis für das Leben des Getreides wie für das der Frau gewesen sein. Tatsächlich hat man eine kleine Plastik aus weißem Marmor entdeckt, die den doppelten Aspekt des Weiblichen zeigt: den der Mutter und den der Tochter. Die Skulptur besitzt nämlich zwei Köpfe und zwei Paar Brüste, aber einen zusammengewachsenen Körper mit einem linken und einem rechten Arm. Mutter und Tochter treten als zwei verschiedene Personen auf und sind doch eins – wie das alte und neue Getreidekorn und der alte und neue Mond! Manche Gipsreliefs zeigen Mutter und Tochter nebeneinander. Die Mutter aber gebiert einen Stier. Sicher ist er hier ein Sinnbild des Männlichen, der Sohn, der heranwächst und dann zum Liebhaber und Gatten von Mutter und Tochter wird – eine Mythologie, die wir bei den alten Hochkulturen näher kennenlernen werden und der wir in Çatal Hüyük zum ersten Mal begegnen. In einem Lied klingen diese ebenso merkwürdigen wie tiefsinnigen Anschauungen noch heute nach:

»Vom Fleisch der Mutter speis ich mich,
 Mir selber Mutter sicherlich;
 Mein Vater ist zugleich mein Sohn
 Und buhlt um meinen Minnelohn.

Ich bin ihm Mutter, Tochter, Weib,
Doch wie er kose meinen Leib,
Noch stellt sich nicht der Bruder ein,
Der Sohn mir wird und Enkel sein.«

Unübersehbar kommt dieses Mutter-Tochter- und Vater-Sohn-Verhältnis in einer 2,2 Meter hohen, bezeichnenderweise stark stilisierten Doppelfigur der Göttin mit zwei Köpfen, zwei Körpern, aber nur mit einem einzigen Paar ausgebreiteter Arme und gespreizter Beine zum Ausdruck. Eine der beiden Figuren gebiert einen großen Stierkopf, dem ein kleinerer aufgesetzt ist – Symbole für Vater und Sohn, denn auch der Vater kehrt im Sohne wieder. Göttin und Gott bilden eine große Einheit der Gegensätze, die die mythische Weltordnung entscheidend mitbestimmt.



9 Symbolische Einheit von Mutter und Tochter, Vater und Sohn

Daß sich daraus schon frühzeitig eine umfangreiche Mythologie entwickelte, beweisen andere Figuren, die die Gottheiten in verschiedenen Altersstufen wiedergeben, ihre rituelle Hochzeit, die Schwangerschaft und Geburt sowie die Herrschaft über wilde Tiere darstellen.

Mit der Ausbreitung des Ackerbaus gewannen solche Vorstellungen immer größeres Gewicht. Die Beziehungen des Stieres zum Monde, zu Fortpflanzung und Fruchtbarkeit werden dabei immer deutlicher. Vor allem aus der Bronzezeit stammen zahlreiche Stier- und Mondsymbole aus Ton und Bronze. Andererseits begegnen wir im mesopotamischen und kleinasiatischen Kulturbereich Mischwesen aus Stier und Mensch. Eine besondere Rolle spielte ein solches Fabelwesen auf der Insel Kreta. Es hieß Minotauros, besaß einen Stierkopf und einen menschlichen Körper, der mit Sternen versehen war. Minotauros war also eigentlich eine Sterngottheit, die man auch Asterion oder Asterios nannte (von griechisch astron – der Stern). Zu der weitgespannten Mythologie um Minotauros gehörte Zeus, der griechische Göttervater, der Herr des Himmels und des Donners. Auf Kreta soll er in einer Höhle geboren und dort vor seinem Vater verborgen worden sein, weil dieser den Sohn verschlingen wollte. Die Geburt in einer Höhle ist eine Abwandlung des uralten Motivs, nach dem Licht und Leben, Götter und Urahnen aus der Dunkelheit des Erdschoßes kamen. Nach Kreta entführte Zeus die schöne Europa, deren Namen unser Kontinent trägt. Europa bedeutet »die mit weißen Augen« oder »die mit breitem Gesicht«, und auch die Mutter des Mädchens hieß ähnlich, nämlich »die weithin Leuchtende«, »die mit weißem Gesicht«. Beide Frauen glichen also ihrem Aussehen nach dem Mond. Als Europa am Ufer des Meeres Blumen pflückte, raubte sie Zeus in Gestalt eines Stieres und brachte sie über das Meer nach Kreta, wo er sich mit ihr vereinigte. Angeblich wurde dann der Stier an den Himmel versetzt, wo ihn die Griechen durch eine Reihe von Sternen verkörpert glaubten. Zwei davon kennzeichnen die Spitzen der Hörner, während eine V-förmige Gruppe, die Hyaden, den Kopf markiert, das Siebengestirn einen Fleck im Fell versinnbildlicht und der rötlich funkelnde Aldebaran das Auge des Tieres symbolisiert. Der Himmelsstier stürmt auf den wilden Jäger Orion los, der ihm mit Schild und erhobener Keule entgegentritt. Einst hatte Orion als ruheloser Jäger die Länder durchstreift und unbarmherzig alles Wild verfolgt, bis ihn ein Skorpion stach und tötete. Beide wurden nun zu Sternbildern am Firmament. Aber hier gehen sie sich aus dem Wege. Wenn der Skorpion über dem Horizont erscheint, verschwindet Orion, und wenn er auftaucht,

versinkt der Skorpion. Am Himmel wird Orion von einem großen und einem kleinen Hund begleitet.

Wie viele andere Mythen auch hat der Raub der Europa die Künstler immer wieder zur Gestaltung gereizt und sie zu Bildern angeregt, an denen wir noch heute unsere Freude haben. Daß dabei der ursprünglich ernste Charakter der Erzählungen häufig ins rein Erotische abgewandelt wurde, liegt im Wesen der Kunst begründet, die sich der verschiedenen Motive mit der ihr eigenen Freiheit bemächtigte und die Dinge nicht unbedingt vom historischen Standpunkt aus beurteilte. Auch für die Literatur ist diese Entwicklung typisch. Gottfried August Bürger zum Beispiel, bekannt als Verfasser der Geschichten vom Lügenbaron Münchhausen und als Schöpfer der deutschen Kunstballade, hat die Mythe von Zeus und Europa als witzig-frechtes Abenteuer geschildert in seiner »Wahrhaftigen Historia von der wunderschönen Durchlauchtigen Prinzessin Europa und einem uralten heidnischen Götzen, Jupiter item Zeus genannt, als welcher sich nicht entblödet, unter der Larve eines unvernünftigen Stieres an höchstgedachter Prinzessin ein crimen raptus, zu deutsch: Jungfernbraub auszuüben«. Um keinen Verdacht zu erregen, näherte sich der verwandelte Gott dem Fräulein scheinbar harmlos auf einer Wiese:

»Drum tat der arge Stier
Sehr zahm und sehr geduldig,
Schien keiner Tücke schuldig,
Und suchte mit Manier,
Durch Kopfhang sich und Schweigen
Empfindsam gar zu zeigen.«

Übermütig setzte sich Europa auf das so friedliche Tier.

»Doch der verkappte Gast
Empfand auf seinem Rücken
Mit krabbelndem Entzücken
Kaum seine schöne Last,
So sprang er auf und rannte,
Als ob der Kopf ihm brennte.«

In vollem Trabe lief er zum Meer und schwamm mit seiner Beute nach Kreta hinüber, wo er sich der Ohnmächtigen nun in angenehmerer Gestalt annahm.

»Und trat als Kavalier,
In hochfrisierten Haaren,
Wie damals Mode waren,
Mit dem Flakon zu ihr,
Und hub, um Brust und Hüften,
Die Schnürbrust an zu lüften.«

So amüsant war, wie gesagt, die Mythe von Zeus und Europa ursprünglich nicht. Sie berichtete im Gegenteil von tragischen Ereignissen, die wiederum mit dem Stier zusammenhingen. Denn Europa gebar drei Söhne, von denen einer Minos hieß. Dessen ungetreue Frau Pasiphae, »die allen Leuchtende«, verliebte sich gleichfalls in einen wunderschönen Stier, den Zeus oder sein Bruder, der Meeresgott Poseidon, aus dem Meere schickte. Das Tier zeugte mit Pasiphae den schon erwähnten Minotauros, den Minos, der hintergangene Gatte, in das Labyrinth sperrte, das aus Irrgängen bestand, in denen Minotauros auf seine Opfer lauerte. Die Athener mußten nämlich König Minos aller neun Jahre sieben Jünglinge und Mädchen als Tribut schicken, weil sein Sohn in der Ebene von Marathon von einem Stier zerrissen worden war. Immer wieder beschwören die Mythen also das Bild des Stieres. Minotauros verschlang die armen Opfer, bis er selbst durch den griechischen Nationalhelden Theseus getötet wurde. In ihn hatte sich Ariadne, die Tochter des Minos, verliebt. Sie schenkte ihm ein Garnknäuel, mit dessen Hilfe er wieder aus dem Labyrinth herausfand. Es wird aber auch erzählt, daß Theseus mit einem Strahlenkranz auf dem Haupte in das Bauwerk eindrang. Er ähnelt dann dem Sonnengott, der zu Beginn des Winters den Tiefpunkt seiner Bahn beziehungsweise die Mitte des Labyrinths oder der Unterwelt erreicht, dort den alles verschlingenden Dämon der Finsternis, den Minotauros, überwindet und anschließend wiederkehrt. Die strahlende Krone wurde als Sternbild an den Himmel versetzt. So rankt sich ein fast unentwirrbares Geflecht von Mythen um den Stier und seine Beziehungen zu den Gestirnen.

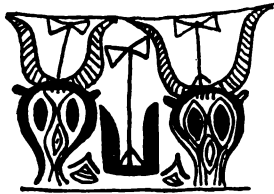
Von den Besonderheiten des Stierkults in der kretisch-minoischen Kultur zeugen eine Reihe von Fresken in den Palästen Kretas und in der Burg Mykene auf dem griechischen Festland. Auch Siegelsteine und Reliefs auf Steingefäßen lassen die merkwürdigen Kultgebräuche um den Stier erkennen. Anscheinend wurde das Tier vor einer großen Zuschauermenge eingefangen, wobei junge Frauen und Männer in einem knappen hemdartigen Übergewand ein gefährliches Spiel trieben. Sie sprangen



10 Kultszene auf einem kretischen Siegel (nach Bonnet)

dem Stier auf den Kopf oder packten seine Hörner, um sich mit einem Salto auf den Rücken des Tieres und von dort wieder auf den Erdboden zu schwingen, wo sie in den Armen von »Fängern« mit umwickelten Handgelenken landeten. Im Vergleich mit solchen akrobatischen Sprüngen erscheint der Stierkampf des heutigen Torero wie ein harmloses Abenteuer. Welche Bedeutung man dem Stier auf Kreta beimaß, kommt auch durch zahlreiche stilisierte Hörner zum Ausdruck, die zum Beispiel den großen Südaufgang des Palastes von Knossos krönten. Der Stier, Sinnbild männlicher Stärke und Zeugungskraft, war auf Kreta eng mit der Hauptgottheit, einer Muttergöttin, verbunden, der zu Ehren das Tier vielleicht eingefangen und geopfert wurde. Zugleich weisen die akrobatischen Kunststücke auf das stolze Bewußtsein der Inselbewohner hin, Herren über die Tiere zu sein. Diese Herrschaft des Menschen über das Tier wird schon bei Figuren aus Çatal Hüyük deutlich, die zum Beispiel einen auf dem Stier reitenden Mann darstellen. Überhaupt lassen sich zwischen Çatal Hüyük und Kreta zwanglos Parallelen ziehen. Hier wie dort verehrte man eine Muttergöttin und Stiere, deren Hörner vielfach verwendetes Kultsymbol waren. Diese Übereinstimmungen sind

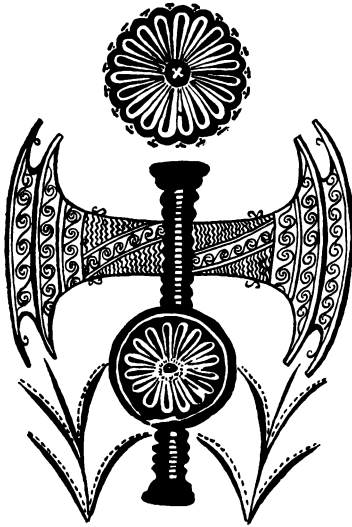
sicher nicht zufällig. Wie man heute weiß, kamen die ersten Ackerbauern des ägäischen Kulturbereiches aus Anatolien, also aus dem weiten Gebiet um Çatal Hüyük, und aus Vorderasien. Im Gefolge der anatolisch-vorderasiatischen »Kulturdrift«, die sich bis zu den südlichen Donaugebieten und bis nach Italien erstreckte, verbreiteten sich außer Ackerbau und Sesshaftigkeit auch die damit verbundenen religiösen Vorstellungen. Erste Zeugnisse davon sind auf Kreta die Tonfiguren einer dickleibigen Muttergöttin. Später hat man die Göttin zwischen zwei männlichen Gestalten wiedergegeben, die vielleicht Vater, Sohn und Liebhaber verkörpern. Andere Darstellungen zeigen zwei Frauen mit einem Kind, möglicherweise Mutter, Tochter und Sohn, also Vorstellungen, deren mythische Bedeutung zuerst in Çatal Hüyük erkennbar wird. Besonders bemerkenswert ist eine Elfenbeinschnitzerei aus Mykene, die Mutter und Tochter mit ihrem Kind wiedergibt. Haben wir es hier mit dem »sehr großen göttlichen Herrn« zu tun, der noch in viel späterer Zeit auf Kreta angebetet wurde? Er sollte im Frühling die große Göttin umfassen sowie Pflanzen- und Tierwelt neu beleben. Im Herbst aber mußte er sterben. Tod und Wiedergeburt sind also uralte mythische Themen.



11 Stierköpfe in Verbindung mit der Doppelaxt (nach Bonnet und Hentze)

Mit dem Mutter- und Stierkult verbunden ist die merkwürdige Doppelaxt. Sie war auch das Würdezeichen karischer Könige (Karien nannte man das Küstenland im Südwesten Kleinasiens) und kleinasiatischer Wettergötter. Der karische Kriegsgott hieß Labraynda, und davon sind höchstwahrscheinlich die Wörter Labrys (für die Doppelaxt) und Labyrinth abgeleitet, das demnach »Palast der Doppelaxt« bedeutet. Tatsächlich hat der englische Archäologe Evans im Palast von Knossos eine Halle entdeckt, deren Steinpfeiler allseitig mit dem Symbol der Doppelaxt verziert sind. Goldene Doppeläxte, Stierköpfe, Siegelsteine mit Kultszenen sowie Götteridole hat man in Kreta überall dort entdeckt, wo die große Muttergöttin verehrt wurde: in heiligen Hainen, auf Berg-

gipfeln und in Höhlen. Auch Stierköpfe tragen die Doppelaxt zwischen den Hörnern, die man, wie die Labrys, eventuell als Mondsymbole ansehen kann, deren Verbindung mit der Muttergöttin ganz natürlich scheint. Manchmal ist die Labrys mit einem Muster aus Doppelspiralen und Wellenlinien versehen. Ein besonders schönes Beispiel dafür finden wir auf einer minoischen Vase, auf der die Doppelaxt zwischen stilisierten Pflanzen und Blumen abgebildet ist. Wellenlinien sind ein weitverbreitetes, leicht verständliches Symbol für fließendes Wasser.



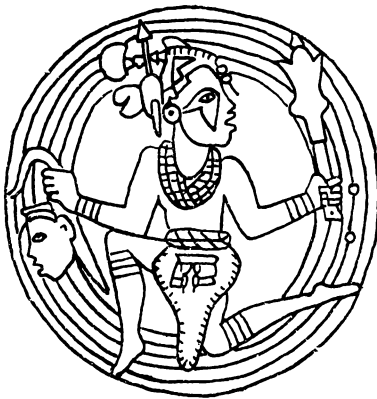
12 Die Doppelaxt auf einem minoischen Gefäß

Doppeläxte sind ebenfalls im Nahen und Mittleren Osten sowie in Afrika gefunden worden. Zum ersten Mal begegnen uns doppelaxtähnliche Formen in Çatal Hüyük. Sie erscheinen außerdem auf Gefäßen des 4. Jahrtausends v. u. Z., die bei Grabungen in der untersten Schicht von Susa, der Hauptstadt des altorientalischen Reiches Elam, ans Tageslicht kamen. Auf einer dieser bemalten Keramiken ist die Doppelaxt mit einem Schachbrettmuster versehen, das wohl den regelmäßigen Wechsel von Licht und Dunkelheit versinnbildlicht, wie er sich beim Mond und zwischen Tag und Nacht vollzieht. Zwischen den beiden »Halbmonden« sehen wir eine quadratische Fläche, die durch diagonale Linien in vier gleiche Dreiecke zerlegt wird, womit die Mondphasen und der Umlauf des Mondes gemeint sein könnten. Der Doppelaxt begegnen wir sogar



13 Doppeläxte hat man schon
vor rund 6000 Jahren dargestellt

in Alt-Amerika. Aus dem Süden der USA stammt eine kunstvoll verzierte Muschelscheibe von einer präkolumbischen Kultur. Auf der Scheibe hat man einen maskierten Tänzer mit einem Menschenkopf und einer Art Rassel in den Händen abgebildet. Als Kopfschmuck trägt der Mann eine Doppelaxt, zwischen deren »Halbmonden« ein Pfeil angebracht ist. Lag ihm ebenfalls die Symbolik von Tötung und Begattung zugrunde? Sollten die entgegengesetzten Schneiden der Axt die Sichel des zu- und abnehmenden Mondes andeuten? Und galten die konzentrischen Ringe etwa als Sinnbild des wachsenden und schwindenden Mondes? Eine sichere Antwort darauf wissen wir nicht. Vielleicht ahmte der Tänzer mit seiner Rassel das Gewitter nach, das angeblich bei Mondwechsel stattfindet. Der abgeschlagene Kopf erinnert an ein mexikanisches Kult-



14 Ein Tänzer mit der Doppelaxt im
Haar (nach Hentze)

opfer, in dessen Verlauf eine Frau als Verkörperung der Mondgöttin enthauptet wurde. Mit dem Kopf tanzte man dann umher.

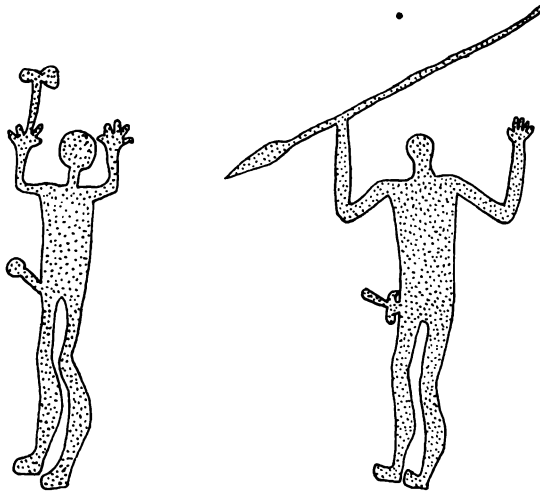
Daß man Äxte in irgendeine Beziehung zur Fruchtbarkeit brachte, verraten uns manche Überlieferungen. So berichtet die altgermanische Literatur, man habe der Braut eine Axt in den Schoß gelegt, um ihn fruchtbar zu machen. Demselben Zweck diene der Volksbrauch, den Vermählten eine Axt unter das Bett zu schieben oder das Brautpaar über ein Beil steigen zu lassen. Sitten und Bräuche dieser Art reichen offenbar weit in die Vergangenheit zurück, da sie schon unter den Felsbildern der nordischen Bronzezeit hervortreten. Bei einer Hochzeitsszene hält eine große phallische Gestalt eine Axt über das vor ihr stehende Paar. In der altisländischen Dichtung »Edda« heißt es:

»Bringt den Hammer / Die Braut zu weih'n!

Leget Mjöltnir / Der Maid in den Schoß!«

Offensichtlich war das Beil ein Kultgerät. »Depotfunde« von Beilen in Mooren sprechen dafür ebenso wie Äxte, die über einen Tonkern gegossen wurden. Ihre Schneide ist so dünn, daß sie beim ersten Schlag zerspringen würde. Solche Beile waren also gar nicht für den praktischen Gebrauch bestimmt. Es gibt sogar Nachbildungen von Äxten aus Ton und Bernstein. In diesem Zusammenhang ist interessant, daß Steinbeile von Griechen und Römern als Donner- oder Blitzsteine bezeichnet wurden.

Unter den skandinavischen Felsbildern der Bronzezeit sind Äxte entweder einzeln oder in der Hand von Menschen beziehungsweise Göttern dargestellt, die meist als Sonnen- oder Himmels- und Wettergottheiten gedeutet werden. Ihr Beil soll den Blitz symbolisieren, der den befruchtenden Regen mit sich bringt. Häufig sind diese Wesen auch mit Schwert und Speer versehen. Hatten solche Waffen die gleiche symbolische Bedeutung wie das Beil? Oder verkörpern sich hier verschiedene Götter, die in der späteren germanischen Mythologie als Thor (Donar) und Wodan (Odin) auftraten? Nicht restlos geklärt ist ebenfalls, ob die einfache Axt vorwiegend Attribut eines Sonnen- und (oder) Himmelsgottes war, die Doppelaxt dagegen vor allem ein Zubehör zum Kult um Mond, Stier und Muttergöttin. Vielleicht kommen hier sogar unterschiedliche Auffassungen und Kulte des Nordens und Südens zum Ausdruck. Übrigens war die Labrys auch das Kennzeichen eines nordsyrischen Gottes, des Zeus von Doliche. Seinen Kult hatten die Römer im ganzen Imperium verbreitet. Meistens ist dieser Gott auf einem Stier wiedergegeben, mit dem Blitz in der linken und der Doppelaxt in der rechten Hand. Der



15 Skandinavische Felsbilder zeigen Männer mit Äxten und Speeren

wilde Stier war wohl das Sinnbild des über den Himmel stürmenden Gottes.

Vieles deutet darauf hin, daß man einfache und Doppelbeile mit dem Wetter in Beziehung brachte. Das Wetter aber glaubte man schon in sehr früher Zeit vom Mond abhängig. Angeblich soll bei Mondwechsel das Wetter umschlagen und Gewitter eintreten. In den »Geoponika«, einem altgriechischen Sammelwerk landwirtschaftlicher Lehren, wird darüber ausführlich berichtet. Dieses Buch erfreute sich noch im Mittelalter großer Beliebtheit. Einige der von ihm beeinflussten Wetterregeln lauten:

Im Sommer gilt:

Weht's bei Neumond her vom Pol,
Bringt es kühlen Regen wohl.
Gewitter in der Vollmondzeit
Verkünden Regen weit und breit.

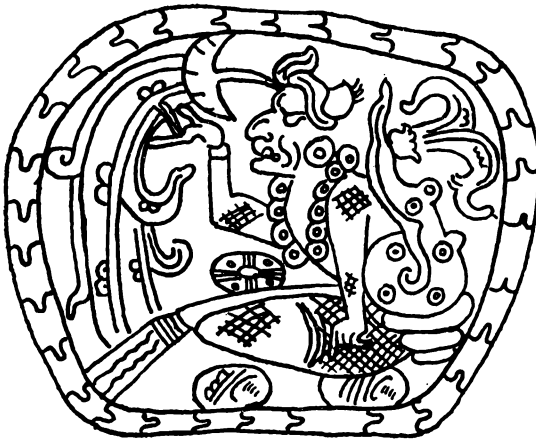
Im Winter gilt:

Wenn der Nord zu Vollmond tost,
Folgt ein langer, harter Forst.
Neumond mit Wind
Ist zu Regen und Schnee gesinnt.



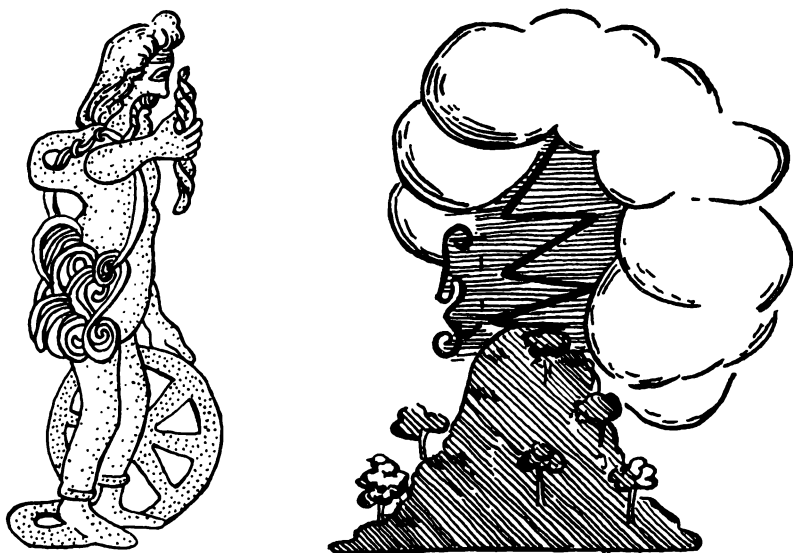
16 Manche Gottheiten sind mit Doppelspiralen versehen

Mit Mondwechsel und Gewitter scheint ein weitverbreitetes Symbol verbunden, dessen Bedeutung offenbar recht komplex war: die Doppelspirale. Es gibt eine Menge einleuchtender Gründe, die für eine Beziehung sowohl zum Mond als auch zur Sonne sprechen. Als ein Symbol des Mondwechsels hat sie der Sinologe Hentze aufgefaßt. Er verwies darauf, daß schon die Eiszeitmenschen einfache und doppelte Spiralen als Ornamente verwandten. Diese sind anscheinend aus Abwandlungen stilisierter Bisonhörner entstanden. Altchinesische Spiralornamente legen gleichfalls eine Ableitung aus Bovidenhörnern nahe. Bei den Chinesen hieß die Spirale »lei-wen«, »Donnermuster«. Wenn Doppelspiralen die entgegengesetzte Mondphase und damit einen Wechsel des Wetters versinnbildlichen, wäre die Bezeichnung »Donnermuster« durchaus verständlich. Wir erinnern hier an die schon erwähnte Vasenmalerei einer Doppelaxt mit Spiralmuster, das in der kretischen und griechischen Bronzezeit überhaupt eine große Rolle spielte. Der Doppelspirale begegnet man außer in Europa noch in Asien und Amerika. Dabei fällt auf, daß sie, wie die Doppelaxt, häufig mit Gottheiten verbunden ist, denen man offensichtlich Blitz und Donner zuschrieb. Ein Bronze-Idol aus dem Kaukasus zum Beispiel hat einen Blitzkeil in der Hand und zwei Doppelspiralen auf dem Rücken. Die Figur verkörpert zugleich Zeugungskraft, denn sie besitzt einen aufgerichteten Phallus. Das Gewitter aber befruchtet die mütterliche Erde.



17 Der mexikanische
Mondgott bringt den
Regen (nach Hentze)

Aus Südamerika, aus Alt-Peru, stammt die Wiedergabe eines Donnergottes mit meißelähnlichen Gegenständen, also Blitzkeilen. Auch ihm sind zwei Doppelspiralen auf den Leib gemalt! Der Gott wird von einer zweiköpfigen Schlange umgeben, die das Himmelsgewölbe symbolisiert oder den Regenbogen, der bei Gewitter hervortritt. Im Haar der Donnergotttheit bemerken wir einen Halbmond; er verstärkt noch den Zusammenhang zwischen Gewitter, Regenbogen und Mondwechsel. Und ebenso aufschlußreich sind altmexikanische Darstellungen des Mondgottes, aus dessen Stirn eine Sichel wächst, von der die Fluten herabströmen. Der Gott ist hier als Greis mit Hakennase und fast zahnlosem Mund wiedergegeben, da er den alten Mond verkörpert. Er kommt aus einem großen Schneckengehäuse, das der Spirale ähnelt und Geburt sowie neues Leben versinnbildlicht. Der neue Mond entsteht aus dem dunklen alten; beide sind verschieden und doch identisch. Wir erkennen das nicht nur an der Schnecke und der Sichel, die der Stirn des Greises entspringt, sondern auch an dem Netzmotiv auf Armen und Schenkeln, das höchstwahrscheinlich die Dunkelheit kennzeichnet, in der sich der alte Mond verbirgt. Wenn sich das großartige Ereignis der Neugeburt am Himmel vollzieht, gewittert und regnet es. Daher die Wasserfluten aus der Sichel, deshalb der Regenbogen als stilisierte Schlange, die das Bild umrahmt. In diesen Zusammenhang gehört ebenfalls eine altmexikanische Zeichnung: Ein mächtiges Gewitter hat sich über einem Berg zusammengezogen. Aus



18 Spirale in Verbindung mit einer Jupiter-Statue und einem Gewitter (nach Schwantes und Hentze)

dunklen Wolken zuckt der Blitz hernieder, genauso im Zickzack dargestellt, wie wir ihn auf Gefäßen aus aller Welt finden und wie wir noch heute Elektrizität versinnbildlichen. Von den Wolken hängen Doppelspiralen bis zum Berg herab als Zeichen, daß bei Mondwechsel Gewitter zu erwarten ist. Der befruchtende Regen fällt auf den Berg und die Bäume, die sich den Abhang hinaufziehen und hier für Vegetation überhaupt stehen.

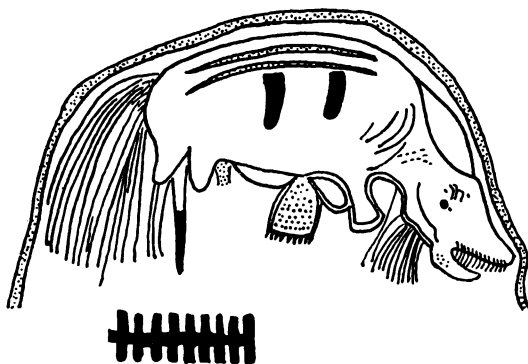
Hentzes Deutung, die Doppelspiralen, Mond und Wettergeschehen miteinander verbindet, ist also durchaus einleuchtend. Nicht weniger gut fundiert sind jedoch Untersuchungen, die zum Beispiel der Vorgeschichtsforscher Gustav Schwantes der einfachen und doppelten Spirale gewidmet hat. Beide gehören in der nordischen Bronzezeit zu den vorherrschenden Schmuckmotiven. Wir finden sie auf Schwertern und Rasiermessern, Ringen und Gewandfibeln, auf Hängegefäßen und Bechern, aber auch auf Steinen und Felswänden. Ein besonders schönes Beispiel für die große Kunstfertigkeit der alten Meister bieten Gürtelplatten mit konzentrisch angeordneten Ringen aus Doppelspiralen. Bemerkenswert ist

immer wieder, wie genau man die Doppellinien graviert hat, die im Mittelpunkt der Spirale umwenden und wieder aus ihr herausführen. Schwantes verweist außerdem auf kultische Aufzüge und Tänze, bei denen eine spiralförmige Figur gebildet wurde, und auf Heiligtümer und Kultplätze wie die »Trojaburgen«, von denen wir im nächsten Kapitel noch hören werden. Nach den Forschungen von Schwantes und anderen sind die Spiralen als Heilszeichen, insbesondere als Sonnensymbole verwandt worden. Solche Spiralen findet man auch bei einer Bronzestatue des Gottes Jupiter, die in Frankreich entdeckt wurde. Jupiter hält in der rechten Hand den Blitz und in der linken ein Sonnenrad. Über der Schulter aber trägt er einen Reifen mit zahlreichen S-förmigen Schlingen, also Doppelspiralen. Sie könnten sowohl Sinnbilder des Himmels-, Licht- und Donnergottes als auch »Wettersymbole« sein und darüber hinaus Zeugung und Fruchtbarkeit bedeuten. Das eine schließt das andere wohl nicht aus. Wahrscheinlich haben beide Deutungen ihre Berechtigung, daß nämlich Doppelspiralen sowohl mit dem Mond wie mit der Sonne zu tun hatten. Wer weiß, ob sich hier nicht ebenfalls nördliche und südliche Anschauungen unterscheiden?

Auch für uns ist es ein dramatisches Geschehen, wenn ein schweres Gewitter heranzieht, dunkle Wolken sich drohend auftürmen und grelle Blitze aufzucken. Man kann das mit den ausgeklügelten technischen Hilfs-



19 Zauberer der Buschmänner holen den Regenstier (nach Hentze)



20 Die Regenkuh
hat keine Hörner
(nach Hentze)

mitteln der Fotografie einfangen, in einem realistischen Gemälde oder einer Zeichnung wiedergeben. Im mythischen, personifizierenden Weltbild dagegen wird das alles in Handlung und Aktion umgesetzt und gestaltet. So haben zum Beispiel die Buschmänner Südafrikas das Gewitter gemalt. Zauberer mit nur einem Bein und einem Arm zwingen das Unwetter herbei. Sie besitzen nur eine Körperhälfte, weil der zu- und abnehmende Mond auch nur halbseitig ist, und sie führen ihr Werk gerade bei Mondwechsel aus. Unter ihnen ist nämlich ein Oval dargestellt, aus dem ein Mond- und Regentier, eine Gazelle, herausieht. Auf das Oval hat man einen hufeisenförmigen Gegenstand gemalt. Er symbolisiert ein Gefäß, das überläuft und Wasser ausschüttet – den Dunkelmond. Die Zauberer müssen das Gewitter, das hier durch den Mond- und Regentier verkörpert wird, erst herbeiziehen. Dazu verwenden sie ein »Lasso«, eine gewundene Schlange vor dem Maul des Tieres. In Wirklichkeit ist es der Blitz, der das Gewitter ankündigt. Nun kommt der Stier selbst, mit Hörnern, die genau den beiden Mondsicheln entsprechen. Auch der Stier besitzt nur je ein Vorder- und Hinterbein. Der Regen, den er mitbringt, ist durch verschiedene Meerestiere angedeutet. Daß diese Szene zugleich Fruchtbarkeit bewirken soll, zeigen die beiden Fische, die direkt auf die Genitalien des Stieres zuschwimmen.

Die Buschmänner haben jedoch nicht nur den Himmels-, Mond- und Regentier dargestellt, sondern auch die Regenkuh. Sie besitzt keine Hörner. Damit kann nur die Neumondphase gemeint sein, bei der es angeblich gewittert und regnet. Deshalb ist über der Kuh ein großer Regenbogen und unter ihr ein kammähnliches Gebilde zu sehen, das gleichfalls



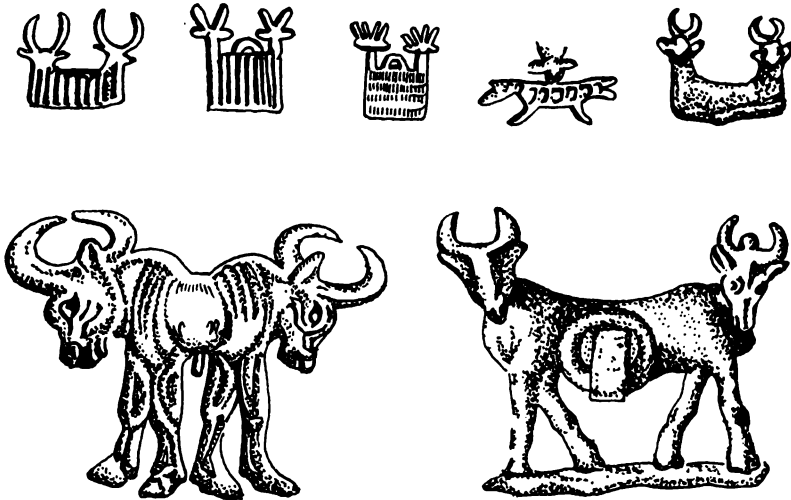
21 Sinnbilder auf einem altchinesischen Tonggefäß (nach Hentze)

Regen bedeutet. Die Himmelskuh spendet also Regen und Fruchtbarkeit und rückt so in die Nähe von mütterlichen Gottheiten. Tatsächlich tritt in vielen Mythen eine Kuh als Mutter und Amme der Götter auf. Sie gilt als Urwesen, und Urwesen sind angeblich zweigeschlechtig. So erzählt die altindische Literatur von der Kuh Aditi, der »Ungebundenheit«: »Aditi ist der Himmel. Aditi ist der Luftraum, Aditi ist Mutter, sie ist Vater, sie ist Sohn; alle Götter sind Aditi, alle fünf Menschenvölker.« Als Ausdruck ihres allumfassenden Wesens und ihrer schöpferischen Kräfte ist der Regen der zweigeschlechtigen Aditi zeugender Samen und zugleich nährenden Milch. Ähnliche Vorstellungen waren mit dem Mondgott Nannar, dem Schutzherrn der sumerischen Stadt Ur, verbunden, den eine Hymne preist:

»Kräftiger junger Stier mit starken Hörnern, vollkommenen Gliedmaßen, lasurfarbenem Bart, voller Üppigkeit und Fülle – Frucht, die sich aus sich selbst erzeugt, von hohem Wuchse, herrlich anzuschauen, an deren Fülle man des Sattseins nie zu viel haben kann – Mutterleib, der alles gebiert, der bei den lebenden Wesen seinen Wohnsitz errichtet...«

Der Mondgott galt den Sumerern also ebenfalls als zweigeschlechtig, als Stier und Mutterleib zugleich. Derselben mythischen Dualität begegnen wir auf chinesischen Tonggefäßen, auf denen mondähnliche Stierhörner an ihren stärkeren Enden durch einen leicht aufwärts führenden Bogen miteinander verbunden sind. Und gerade dort, wo sie im stumpfen Winkel zusammentreffen, ist das weibliche Organ, die Vulva, dargestellt.

Stier und Mutterleib sind also auch hier symbolisch miteinander verschmolzen. Vulven schmücken außerdem den Hals des Gefäßes, und Wellenbänder auf der bauchigen Wölbung kennzeichnen das Wasser, das sich angeblich bei Mondwechsel auf die Erde ergießt und sie befruchtet. Vulven und Hörner sind wie mit einem Netz überzogen. Es soll, wie man aus ethnologischen Untersuchungen weiß, die Dunkelheit versinnbildlichen, in der sich der Mond verbirgt, aber auch das Netz andeuten, mit dem die Bestandteile des scheinbar zerstückelten Mondes in der Dunkelheit wieder gefangen werden.



22 »Doppelstiere« aus verschiedenen Kulturen (nach Weyersberg und Lommel)

Nicht weniger tiefsinnig ist die Überlieferung, die Urkuh Aditi besäße zwei Köpfe, die nach Osten und Westen, nach Sonnenauf- und Sonnenuntergang, nach Leben und Tod gerichtet sind. Solche doppelköpfigen Hörnertiere, deren Hinterleib zusammengewachsen ist, so daß die Geschlechtsorgane zu einer bisexuellen Einheit verschmelzen, kennen wir aus zahlreichen Kulturen. Die Tiere sind dabei realistisch oder stark schematisiert wiedergegeben, aber immer bleibt das Grundprinzip erkennbar: zwei Köpfe und zwei zusammengewachsene Körper. Manchmal hat man diese Zwitter als Kamm-Motive gestaltet, was sicher bedeutet, daß die

zweigeschlechtigen Urwesen Samen und Milch spenden. Man kann solche Bilder bis ins 4. Jahrtausend v. u. Z. zurückverfolgen. Doch die Idee, die ihnen zugrunde liegt, scheint noch viel älter zu sein. In der südwestfranzösischen Grotte Lascaux, deren Malereien und Gravierungen zu den schönsten Werken der Eiszeitkünstler zählen, befinden sich nämlich zwei ungewöhnliche Bisons. Sie laufen nach entgegengesetzten Richtungen, aber ihre Hinterkörper überschneiden sich, und Hörner wie Schwänze erinnern deutlich an Mondsicheln!

Wir sind damit wieder bei den Eiszeitjägern angelangt, mit denen wir unsere Suche nach dem Mondkult begannen. Sie hat uns in einem weiten Bogen durch die Jahrtausende geführt, in denen dieser Kult immer weitere Kreise zog, sich wandelte und neue Vorstellungen einschloß. Viele Ackerbau treibende Völker verbanden ihn anscheinend mit dem befruchtenden Gewitter, mit dem Ertrag des Bodens und dem Wachstum der Pflanzen. Dadurch wurden auch die Spekulationen über das Wesen des Mondes immer verwickelter und vielschichtiger. Als vermeintliches Urwesen war er sowohl männlich wie weiblich, Stier wie Mutterleib. Darüber hinaus ähnelte er der zweigeschlechtigen und doppelköpfigen Himmels- oder Weltkuh. Seit ältester Zeit stand also der Mond in engster Beziehung zu den Tieren, sei es nun, daß er sich in ihnen verkörperte oder daß sie ihn nur versinnbildlichten.

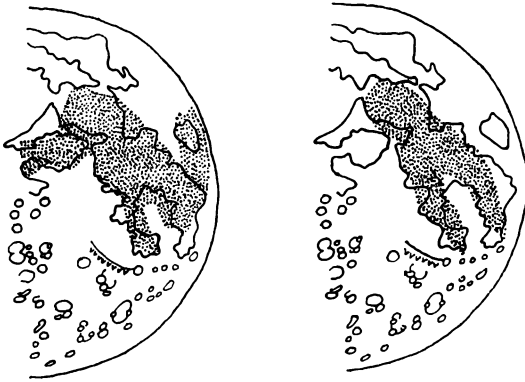
Man hat aber auch angenommen, auf dem Mond selbst gäbe es Tiere. Zu dieser Deutung haben wohl die dunklen Stellen auf der Mondoberfläche beigetragen, deren wahre Natur man noch nicht kannte und in die man verschiedene Figuren »hineinsah«. So soll sich auf unserem Trabanten ein Hase befinden, der sogar mit dem Osterhasen zu tun hat. Ostern wird ja im Anschluß an den ersten Frühlingsvollmond gefeiert, nach dem der Mondhase auf der Erde seine Eier austeilt. Der eine oder andere Leser erinnert sich vielleicht an ein Märchen von Ludwig Bechstein, dem eine altindische Legende zugrunde liegt. Der Hase vertreibt eine Elefantenherde, die auf Futtersuche das Hasenland zerstampft. Verzweifelt geht deshalb der Hase zum Elefantenkönig und fordert ihn auf, sofort das Gebiet zu verlassen, sonst werde sein Herr die Elefanten bestrafen. Der König solle nur in den Mondbrunnen sehen, da würde er die Botschaft schon glauben. Im Brunnen spiegelt sich das Bild des Mondes; als der Elefant seinen Rüssel ins Wasser taucht, verzieht der Hase im Mond drohend das Gesicht, und die Elefanten laufen erschrocken davon.

In Asien, Europa, Afrika und Amerika – überall meinte man, daß die Flecken im Mond einen Hasen darstellen. In der Sage tritt er auch als

der dreibeinige Hase auf, der den Jäger lockt und ihn dann, plötzlich ins Riesenhafte verwandelt, zu Tode erschreckt. Wegen seiner vermeintlichen Beziehungen zum Mond nannte man in China den Hasen »den, der den Mond anschaut«. Ein Sprichwort sagt von ihm: »Es gibt nur zwei Geschöpfe, die mit offenen Augen schlafen: den Hasen und den Mond.« Mit der irrigen Annahme, der Hase halte im Schlafe die Augen offen, hängt wohl der Aberglaube zusammen, er würde den Blick immerfort auf den Mond richten, wenn er seine Jungen zur Welt bringt.

In Asien verdankt der Mondhase seine Popularität vor allem dem Buddhismus, der ihn in sein moralisches Lehrsystem einbezog. Die chinesische Fassung einer indischen Legende erzählt vom Hasen, den Buddha eines Tages persönlich auf die Probe stellte. Er nahm die Gestalt eines Brahmanen an, der sich im Walde verlaufen hatte und am Ende seiner Kräfte war. Auf seine Hilferufe eilten die Tiere des Waldes herbei und brachten ihm allerlei Nahrung. Nur der Hase hatte nichts weiter als sich selbst. In seinem glühenden Verlangen zu helfen sprang er ins Feuer und ließ sich braten, damit der Erschöpfte nicht zu hungern brauchte. Da pries Buddha die Erhabenheit dieses Opfers und sagte: »Wer sich selbst vergißt, wird, und sei er die niedrigste Kreatur, den Ozean des ewigen Friedens erlangen. Mögen alle Menschen aus diesem Beispiel lernen und sich zu Taten des Mitleids und Erbarmens bewegen lassen.« Und Buddha befahl, mit dem Bilde des Hasen die Mondscheibe zu schmücken, als leuchtendes Beispiel für alle Zeiten. Der Hase verzierte auch die Kuchen, die die Chinesen während des großen Mondfestes im Herbst verspeisten. Außerdem standen dann Bronzestatuen des Tieres auf den Altären. Vor ihnen zündeten die Frauen Kerzen und Weihrauchstäbe an, und wenn der Vollmond im Süden am höchsten stand, befestigte man ein farbenprächtiges Plakat mit dem Mondhasen an der Hauswand, grüßte ihn respektvoll und verbrannte sein Bild dann feierlich.

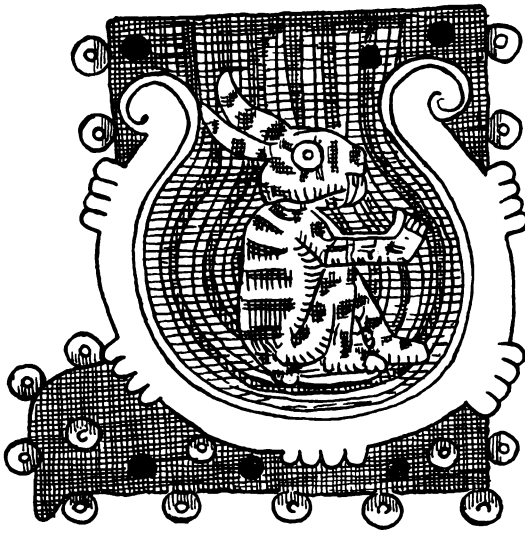
Offenbar hat der Glaube an den Hasen im Mond eine uralte Wurzel. In frühchinesischen Gräbern ist nämlich das Tier oft dargestellt, wie es in einem Mörser das Kraut der Unsterblichkeit stößt, das aus dem Mond stammt. Der Mörser selbst ist der Neu- oder Dunkelmond, der die Mondsichel gebiert. Auch der Mythos vom Lebenskraut, das der Hase im Mond zubereitet, ist ins Legendenhafte abgeglitten und in der folgenden Erzählung mit schmückendem Beiwerk versehen worden. Um 2000 v. u. Z., während der Regierung des vollkommenen Kaisers Yao, soll die Mond-dame Heng Ngo noch mit ihrem Gatten Hou Yi auf der Erde gelebt haben. Hou Yi, Offizier der kaiserlichen Garde und unfehlbarer Bogen-



23 Hase und Kröte im Mond

schützte, war ein feenhaftes Wesen, das auf Luft ging und vom Duft der Blüten lebte. Für seine Verdienste erhielt er die Pille der Unsterblichkeit geschenkt, auf deren Genuß er sich durch Fasten und Kasteien vorbereitete. Inzwischen entdeckte jedoch seine Frau die Pille und aß sie. Sogleich unterlag sie nicht mehr den Gesetzen der Schwerkraft und flog vor dem erzürnten Gatten auf den Mond. Noch atemlos vom weiten Weg spie sie die äußere Hülle der Pille aus, die sich in den Jade-Hasen verwandelte. Er steht jetzt auf dem Mond unter dem heiligen Cassiabaum, dessen duftende Blüten sich am Geburtstag des Mondes öffnen und dessen aromatische Rinde alle Krankheiten heilt. Er ist also ein wahrer Lebensbaum, der auch von den Menschen genutzt wird. Ein Rezept aus dem 4. Jahrhundert u. Z. lautet zum Beispiel: »Mische Cassiarinde gründlich mit Bambussaft und Froschherzen. Dann trinke die Mixtur. Sieben Jahre später wirst du auf dem Wasser gehen«, das heißt unsterblich werden!

Lebensbaum und Jade-Hase befinden sich in einer wunderbaren Umgebung, die in allen irdischen und himmlischen Farben schillert. Da gibt es Pagoden aus Kristall, die die Schattierungen des Regenbogens widerspiegeln, mehrstöckige Pavillons aus Silber, die sich in glänzenden Terrassen übereinander erheben, Wälle aus Jade und duftendem Holz, Treppen aus Achat, Feengärten mit geheimnisvollen Blumen, dunklen Bäumen und weißen Vögeln. Inmitten all dieser Pracht soll die Schloßherrin Heng Ngo residieren, während sich ihr Gatte Hou Yi angeblich auf der Sonne niederließ. Von diesen Gestirnen aus lenken beide nun als polare Kräfte das Geschehen im Weltall. Einmal im Monat besucht Hou

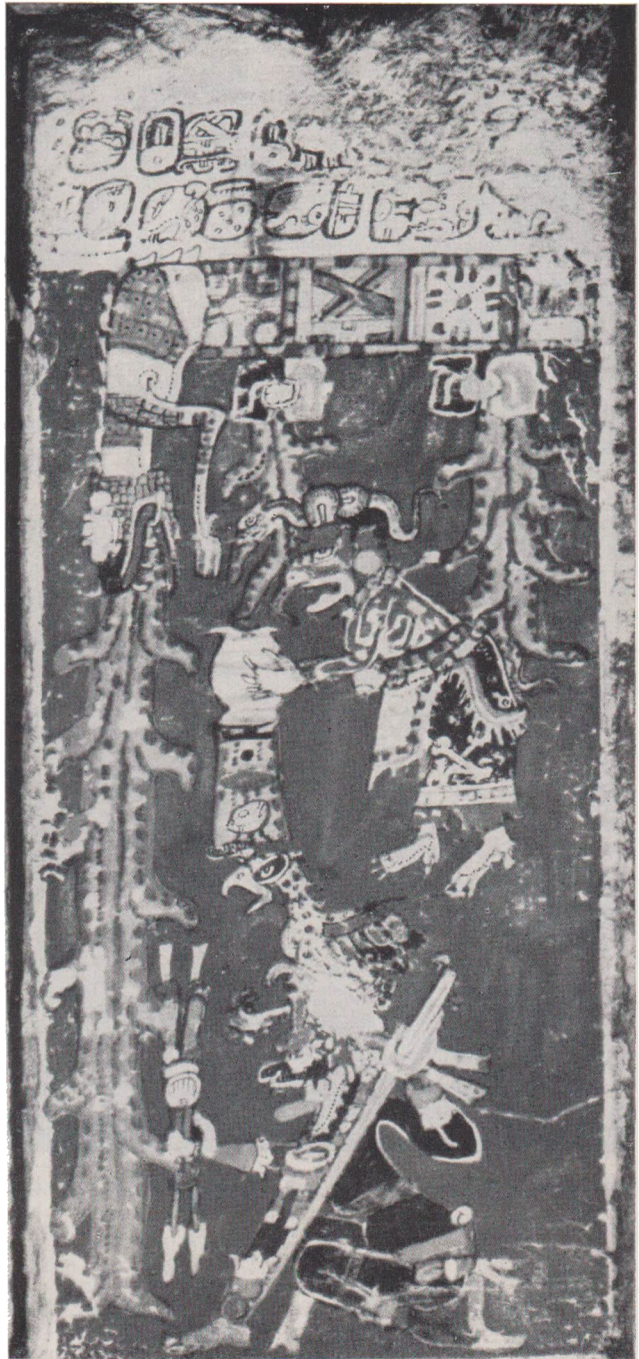


24 Das »Große
Kaninchen« im
Knochenhalbmond
(nach Seler)

Yi seine Gattin, wenn sie sich für ihn geschmückt hat und im vollen Glanz am Himmel steht. Das ist das uralte Thema von der Liebe zwischen Mond und Sonne. Meistens wird es so erzählt, daß die Mondfrau dem strahlenden Geliebten hinterherläuft und schließlich, sich selbst aufgebend und verzehrend, in seine Flammenarme stürzt. Doch der Sonnenmann läßt seine Geliebte wieder frei, nachdem er ihr Lebenslicht neu angezündet hat. Zum Dank entfaltet sie sich nun immer mehr, bis sie ihrem Gatten wieder in aller Pracht gegenübersteht. Dann hält sie es nicht mehr aus und eilt erneut in seine Umarmung. Ein ewiges Werben, Geben und Nehmen also, zu dem auch die Liebenden auf Erden emporblicken. Sie vertrauen dem verschwiegenen Mond ihre geheimsten Gedanken und Wünsche an. Wie heißt es doch im Volkslied?

»O schau, Mond, durchs Fensterlein,
Blau blau Blümelein,
Schön Trude lock mit deinem Schein . . .«

Auch Indianerstämme glaubten auf dem Mond einen Hasen beziehungsweise Manabozho, das »Große Kaninchen«, zu erblicken. Beide treten in den Mythen als Helden, Wundertäter und Kulturbringer auf. Sie gelten als Stammväter der Indianer, und man identifizierte sie mit dem Mond. Mexikanische Bilderhandschriften zeigen das Kaninchen in



14 Weltuntergangsdarstellung der Maya im »Codex Dresden« 12. 13. Jh.



15 Triumphzug des Apis-Stiers. Deckenmalerei von Pinturicchio im Vatikan, 1495



16 Die Bestattung des Osiris, Deckenmalerei von Pinturicchio im Vatikan, 1495



17 *Federschlangen am Portal des Jaguartempels in Chichen Itza. Etwa 11.-13. Jh.*



18 Federschlangen am Zentraltempel von Teotihuacan. Baubeginn vermutlich im 7. Jh. u.Z.



19 *Federschlängen am Portal des Kriegertempels in Chichen Itza. Etwa 11.–13. Jh.*



20 Das Sonnentor von Tiabuanaco gibt noch manches Rätsel auf. Entstehungszeit nach 400 u.Z.

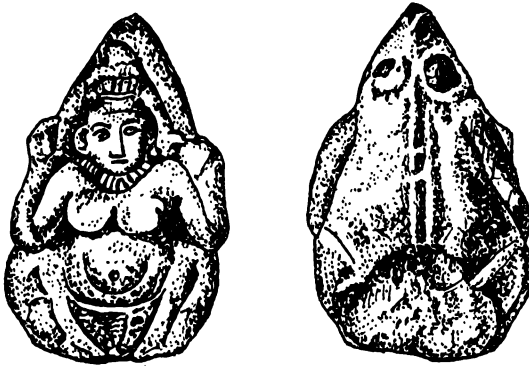


21 Gekrönter Buddha auf Lotosblume. Bihar (Indien). 8.-9. Jb.

einer Hieroglyphe, die einen mit Wasser gefüllten Knochenhalbmond darstellt. Es ist der Dunkelmond, der Regen und Überschwemmungen hervorrufen soll und in dem das Kaninchen geboren wird. Mondwesen sind auch die Götter des Pulquetrankes, den man aus dem süßen Saft einer Agavenart gewinnt. Wegen seines hohen Prozentsatzes an Fuselölen berauscht er stark. Die Mexikaner genossen das Getränk, wenn sie die Ernte eingebracht hatten. Im Pulque wähten sie die »Vierhundert Kaninchen« verkörpert, und »ein Kaninchen haben« hieß soviel wie »einen Affen haben«. Die Götterschar der »Vierhundert Kaninchen« versinnbildlichte auch das Sterben und Wiedererwachen der Vegetation.

Dieselben Flecken, die den Hasen im Mond kennzeichnen, kann man jedoch ebenso gut als Kröte deuten, wenn man die Löffel des Hasen als Beine der Kröte ansieht. Sie ist ein besonders fruchtbares Tier und verbringt einen Teil ihres Lebens im Wasser, dem man enge Beziehungen zum Mond zuschreibt. Aus dem Verhalten der Kröte glaubt man das Wetter vorhersagen zu können, und der Mond gilt gleichfalls als Wettermacher. Daß die Kröte mit der Fruchtbarkeit in Verbindung gebracht wurde, erkennen wir zum Beispiel an einer Figur dieses Tieres aus Indien, in der eine Muttergöttin sitzt. Die Kröte ist außerdem ein Sinnbild für die Gebärmutter, und der dunkle, aber fruchtbare Mutterschoß hat seine Parallele im Dunkelmond, aus dem die Sichel als neues Leben hervorgeht. Diese Verbindung von Kröte, Mond, Frau, Fruchtbarkeit und Geburt ist ebenfalls uralte und weit verbreitet. Sie liegt unter anderem Motivgaben der Tiroler Bevölkerung zugrunde, die Kröten mit und ohne Mondsichel darstellen, reiche Nachkommenschaft bewirken und die Geburt erleichtern sollen. Denn der wachsende und volle Mond fördert angeblich eine rasche und glückliche Geburt, der abnehmende und neue dagegen erschwert sie.

Mit dem allmählichen Verfall der mythischen Weltbilder infolge veränderter Lebensbedingungen und neuer Erkenntnisse verschwanden viele der alten Vorstellungen oder glitten ins Legenden- und Märchenhafte ab, wo sie ein eigenständiges Leben weiterführten. Auch die Deutung der Mondflecken blieb von diesem Prozeß nicht verschont, der Altes und Neues in merkwürdiger Verflechtung zusammen- und durcheinanderbrachte. Die germanische Literatur erzählt zum Beispiel von den Kindern Bil und Hiuki, die der Mond zu sich nahm, als sie gerade in einem Brunnen Wasser geschöpft hatten und den Eimer an einer Stange forttrugen. Noch heute sind sie im Monde zu sehen. Man glaubt dort oben aber auch Mann und Frau beziehungsweise einen Mann mit einem Holz-



25 Eine indische
Muttergöttin in der
Kröte

bündel zu erkennen, der zur Strafe auf den Mond versetzt wurde, weil er am Feiertag Holz aus dem Walde holte. Wer auf dem Mond ist, dient zur Warnung wie die Spinnerin, die trotz Verbots noch bei Nacht und Mondschein ihre Tätigkeit ausübte oder nicht auf die Mutter hörte und nach dem Spinnen mit den Burschen bis zur Geisterstunde tanzte. Außerdem befinden sich auf dem Mond ein Schiefgesicht und ein Liebespaar, das sich küßt.

Mit der Deutung der Mondflecken stehen zahlreiche abenteuerliche Geschichten im Zusammenhang, die mehr oder weniger phantasievoll von den vermeintlichen Verhältnissen auf dem Erdrabanten erzählen. Allgemein bekannt ist die Mondreise des Lügenbarons von Münchhausen, dessen Schiff ein Sturm vom Meer auf den Mond entführte, wo man »große Gestalten« sah, »die auf Geiern ritten, von denen jeder drei Köpfe hatte«. Die Bewohner von der Erde nahmen an einem Krieg gegen die Sonne teil, staunten über die seltsamen Eßgewohnheiten der Mondbewohner, die auf Bäumen wuchsen, ihren Kopf abnehmen und allein zu Markte schicken konnten und die sich im Alter in Luft auflösten. Gottfried August Bürger hat diese amüsanten Abenteuer den Erzählungen eines satirischen Schriftstellers, des Syriers Lukian, nachgestaltet, der von 120 bis 180 u. Z. lebte und unter anderem durch seine »Wahren Geschichten« berühmt wurde. In ihnen schilderte er noch viel ausführlicher und phantasievoller als Bürger eine Reise zum Mond, dessen König ein entführter Erdenbewohner war. Er hieß Endymion und soll, einer griechischen Sage zufolge, ein schöner Jüngling gewesen sein, dem Selene, die Mondgöttin, fünfzig Töchter gebar!

Mit seiner phantastischen Reisebeschreibung befand sich Lukian in Übereinstimmung mit den Pythagoreern, nach deren Meinung unser Trabant bewohnt war und schönere und größere Tiere sowie Pflanzen besaß als unsere Erde. Diese rein spekulativen Gedanken beruhten letzten Endes auf einer richtigen Erkenntnis. Seit der Mitte des 5. Jahrhunderts v. u. Z. war den griechischen Philosophen nämlich klargeworden, daß der Mond sein Licht von der Sonne erhält, und Anaxagoras (500–428 v. u. Z.) schlußfolgerte daher, der Mond müsse aus einer dunklen erdartigen Substanz bestehen. Das war ein großer Fortschritt gegenüber der älteren Annahme, daß der Mond wie Sonne und Sterne ein feurig leuchtender Körper sei. Doch Anaxagoras vermochte sich mit seiner Erkenntnis nicht durchzusetzen. Statt dessen glaubte man Aristoteles (384–322 v. u. Z.) und seiner Schule, die den Mond für eine Mischung aus Äther und Luft hielten, und den Stoikern, die ihn für eine Mischung aus Feuer und Luft erklärten. Durch die Luft sollten die dunklen Mondflecken entstehen. Gegen diese recht gekünstelten Lehrmeinungen trat dann Plutarch (46–120 u. Z.) auf. In seiner Schrift »Über das Gesicht, das in der Mondscheibe sichtbar ist« verteidigte er scharfsinnig die Erdnatur des Mondes. Seine Flecken deutete er als mit Wasser gefüllte Schluchten und Senken, die infolge des Schattenwurfes hoher Berge dunkel erschienen. Im Jahre 1634 hat dann Johannes Kepler Plutarchs Schrift in lateinischer Sprache herausgegeben und kommentiert und die Hypothese von den Wasserflächen übernommen, die »Schattentheorie« aber abgelehnt. Noch heute heißen die Mondflecken »Mare« (zu deutsch »Meere«), obwohl auf dem Mond kein Wasser vorhanden ist.

Am Ende seiner Schrift führt Plutarch noch einen »Kunst-Mythos« an, der über »Funktion« und »Nutzen« des Mondes Auskunft gibt und zugleich vom vermeintlichen Schicksal der Menschen nach dem Tode berichtet. Der Leib vergeht zwar in der Erde, doch Seele und Geist würden nach einer gewissen Zeit der Läuterung zum Mond aufsteigen und dort ein glückliches Leben weiterführen, bis die Seele schließlich mit der Substanz des Mondes verschmolze und der Geist zu seiner eigentlichen Heimat, der Sonne, gelange, die ihn endlich wieder zu Mond und Erde zurückschicke: »Wenn dann die Sonne wieder mit ihrer lebenspendenden Kraft den Geist sät, empfängt ihn der Mond und bringt neue Seelen hervor, und die Erde gibt als Drittes den Körper dazu. Die Erde gibt nichts, sondern gibt nur zurück nach dem Tod, was sie nimmt, zu neuer Geburt; die Sonne aber nimmt nichts, sondern nimmt nur zurück: nämlich den Geist, den sie gegeben hat. Der Mond aber nimmt und gibt zu-



26 Der junge Mond zwischen den Sternbildern Stier und Siebengestirn (nach Jeremias)

gleich, er verbindet und trennt mit seinen verschiedenen Kräften... Denn der unbeseelte Stoff ist selbst machtlos und fremdem Einfluß unterworfen; der Geist ist nicht zu beeinflussen und unabhängiger Herr; die Seele aber ist etwas Gemischtes und Mittleres, so wie der Mond von Gott als eine Mischung und Verbindung des Oberen und Unteren geschaffen wurde, also das gleiche Verhältnis zur Sonne hat wie die Erde zum Mond.«

Einst wählte man im Mond auch die mythischen Gegenpole Licht und Dunkelheit verkörpert, die miteinander um die Herrschaft ringen und abwechselnd Sieger bleiben. In diesem Zusammenhang ist ein babylonischer Siegelzylinder aufschlußreich. Auf ihm ist zwischen den Sternbildern Stier und Siebengestirn der junge Mond abgebildet, in dem der Gott Marduk den Schwarzmond erschlägt, der das Licht verschluckt hat. Vermutlich geht diese Vorstellung auf eine interessante Erscheinung zurück. Betrachtet man nämlich die Mondsichel am Himmel genauer, so bemerkt man einen schwachen Schimmer, der den noch dunklen Teil unseres Trabanten zur vollen Scheibe ergänzt. Es ist Sonnenlicht, das von der Erdatmosphäre auf die Mondoberfläche und von dort zurückgespiegelt wird. Die alten Völker hielten diesen fahlen Schein für die Umrisse des Dunkelmondes, der angeblich das Licht abwechselnd verschlingt und gebiert. In Dunkelheit und Tod ist der alte Mond versunken, aber aus der Finsternis kommt er auch wieder verjüngt hervor. Diesen Glauben versinnbildlicht das altchinesische Schriftzeichen für Neumond. Über der Sichel ist links ein verkehrt herum stehender Mensch mit gespreizten Beinen zu sehen. Er symbolisiert den alten Mond, der stirbt und kopfüber verschwindet. Was tot ist, soll nämlich der umgekehrten Welt angehören, die als Spiegelbild des »Oberirdischen« gilt. Rechts neben dem kopfabwärts gerichteten Menschen ist der neugeborene Mond als Kind dargestellt, das nach oben strebt und dabei die Arme ausbreitet. Auf-

recht und umgekehrt sind also kosmische Polaritäten, die mit dem Mond ebenso verbunden sind wie Leben und Tod, Licht und Dunkelheit.

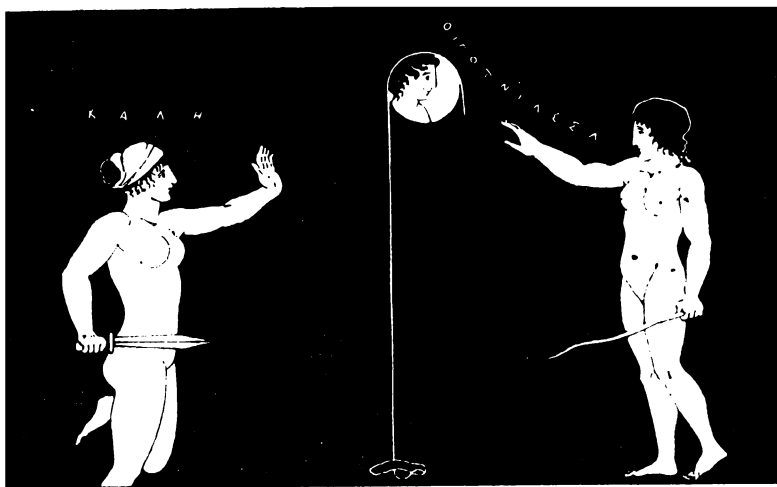
Da auf Erden alle Lebewesen ebenfalls einem Prozeß des Wachsens, Alterns und Sterbens unterworfen sind, schien ihr Schicksal durch das des Mondes vorgezeichnet. So lag es nahe, das eigene Verhalten auf das des Mondes abzustimmen und zum Beispiel in Haus und Feld nur solche Tätigkeiten zu verrichten, die der jeweiligen Mondphase entsprachen. Was also wachsen und groß werden sollte, mußte bei zunehmendem Mond gesät oder begonnen werden. Wollte man dagegen etwas ausröten oder verdorren lassen, mußte man dafür die Zeit des abnehmenden Mondes wählen. Viele solcher abergläubischen Bräuche und Vorstellungen beziehen sich auch auf Krankheiten, die angeblich bei Neumond auftreten, bis zum Vollmond ihren Höhepunkt erreichen und daher bei schwindendem Mondlicht zu bekämpfen sind. Weit verbreitet ist die Sitte des Beschwörens, mit der man vor allem Warzen zu vertreiben hofft. Im Mondlicht stehend, soll der Heilung Suchende sprechen: »Was ich ansehe, wächst. Was ich anrühre, nimmt ab.« Oder: »Was ich sehe, nehme zu, und was ich greife, nehme ab, wie der Tote im Grab.« Auf solchen Analogiezauber versteht sich auch Mephisto in Goethes »Faust«, als er am Kaiserhof die vergnügungssüchtige Gesellschaft unterhält. Eine hübsche Blondine bittet ihn:

»Ein Wort, mein Herr! Ihr seht ein klar Gesicht,
Jedoch so ist's im Sommer nicht!
Da sprossen hundert bräunlich rote Flecken,
Die zum Verdruß die weiße Haut bedecken.
Ein Mittel!«

Und Mephisto antwortet mit wahrhaft teuflischem Humor:

»Schade! so ein leuchtend Schätzchen
Im Mai getupft wie eine Pantherkätzchen.
Nehmt Froschlaich, Krötenzungen, kohobiert,
Im vollsten Mondlicht sorglich destilliert
Und, wenn er abnimmt, reinlich aufgestrichen,
Der Frühling kommt, die Tupfen sind entwichen.«

Die wechselnden Mondphasen haben aber auch abergläubische Furcht erregt und den Erdtrabanten geradezu in Verruf gebracht. Er scheint ja ein kurzlebiges, trügerisches und wankelmütiges Geschöpf zu sein, des-



27 Thessalische Hexen ziehen den Mond vom Himmel

sen flimmerndes und fahles Licht alles geheimnisvoll verwandelt und Spuk- und Geisterwesen hervorlockt. So wurde der Mond schließlich zum Schutzpatron der Zauberei, zum Verführer und Verleumder, der das helle Tageslicht scheut und den, wie ein griechisches Vasenbild zeigt, Hexen bei Mondfinsternissen vom Himmel herabziehen. Was man dem unheimlichen Gestirn andichtete, hat Nikolaus Lenau in »Hypochonders Mondlied« zusammengefaßt, aus dem wir einige Verse zitieren:

»Dort dringt der Mond mit seinem Schimmer
 Still dem Nachtwandler ins Gemach,
 Und winkt und lockt aus Bett und Zimmer,
 Der Schläfer folgt ihm auf das Dach,
 Und huscht, geschloss'ner Augenlider,
 Hin, her, des Daches steilsten Bug,
 Als hielte geistiges Gefieder
 Enthoben ihn dem Erdenzug . . .
 Wenn Schiffer nachts das Meer befahren,
 Umhüllen sie das Haupt genau,
 Denn spielt der Mond mit ihren Haaren,
 So färbt er sie frühzeitig grau.

Und bei Banditen geht die Kunde:
Ein Dolch, gewetzt im Mondenschein,
Sticht eine ewig stumme Wunde,
Trifft mittendurch ins Herz hinein!
Und jene grausen alten Weiber,
Die man nicht gern genauer nennt,
Weil ihnen sonst die dürrn Leiber
Das tolle Volk zu Asche brennt . . .
Die ziehn auf mondbestrahlten Haiden
Und pflücken murmelnd Gras und Kraut,
Woraus zu manchen Zauberleiden
Manch böses Tränklein wird gebraut . . .
Und eine Tann', im Wald geschlagen,
Wenn hell der Mond am Himmel blinkt,
Als Mastbaum in das Meer getragen,
Zerbricht der Sturm, – das Schiff versinkt . . .«

Während wir in diesem Gedicht eine Zusammenstellung abergläubischer Vorstellungen über die vermeintlich unheilvollen Einflüsse des Mondes finden, klingt in einem Märchen der Gebrüder Grimm noch ein mythisches Urzeitgeschehen nach. Das Märchen erzählt nämlich von einem Land, »wo die Nacht immer dunkel und der Himmel wie ein schwarzes Tuch darüber gebreitet war, denn es ging dort niemals der Mond auf, und kein Stern blinkte in der Finsternis«. Aus diesem Land begaben sich vier Burschen auf die Wanderschaft und gelangten in ein Reich, in dem an einer Eiche eine leuchtende Kugel hing. Es war der Mond, der den Leuten nachts sein Licht spendete und dafür täglich mit Öl versorgt und geputzt wurde. Doch die vier Burschen stahlen den Mond und brachten ihn in ihre Heimat, wo sie ihn gleichfalls an einer Eiche befestigten. Alle freuten sich über ihn, und die vier Gesellen gaben gut acht, daß sein Licht nicht erlosch. Als sie alt geworden waren, ordneten sie schließlich an, ihnen jeweils ein Viertel des Mondes mit ins Grab zu geben. So geschah es, und nach ihrem Tode kehrte die Dunkelheit zurück. Aber unter der Erde vereinigten sich die Teile des Mondes und weckten mit ihrem Schein die Verstorbenen auf. Sie führten nun ihr altes Leben weiter, tranken, tobten und stritten sich so sehr, daß der Lärm bis zu Petrus in den Himmel drang. Da legte er die Zechbrüder wieder in die Gräber und hängte den Mond ans Firmament. Seitdem strahlt er dort für alle.

Von diesem Märchen hat sich Carl Orff zu seiner Oper »Der Mond« anregen lassen, die er bezeichnenderweise »Ein kleines Welttheater« nannte. In der Tat berichtet uns das Märchen von einem Geschehen, das die Weltordnung mit begründete. Den ursprünglich mythischen Kern, der ins Märchenhafte abgeglitten ist, kann man noch leicht erkennen. Die Eiche, von der der Mond herabstrahlt, versinnbildlicht den Weltbaum in der Mitte der Erde. An seinen Zweigen wachsen Sonne, Mond und Sterne, oder sie steigen an seinem Stamme auf und ab. Die vier Teile, die den Verstorbenen mit ins Grab gegeben werden, weisen auf die scheinbare Zerstückelung des abnehmenden Mondes hin, der sich jedoch in der Unterwelt erneuert und auch den Toten wieder Leben schenkt. Das ist eines von vielen Beispielen, die sich auf die wechselnden Mondphasen beziehen und sie zu deuten versuchen, und zugleich ein ferner Nachklang jener Zeit, in der man den Erdtrabanten mit Geburt und Tod, Fruchtbarkeit und Wachstum in Verbindung brachte.

Heute erzählt man sich über den Mond keine Mythen mehr. Daß er die Phantasie aber noch immer beflügelt, beweist eine umfangreiche Literatur. Man lese daraufhin einmal utopische Romane, die den Mond auf der Grundlage des modernen Weltbildes in ihre Spekulationen einbeziehen.

III. Warum die Mondwesen sterben mußten

Als die Menschen noch nicht entstanden waren, stritten sich der Stein und der Bananenbaum, welche Gestalt und Seinsweise diese haben sollten. Der Stein sagte: »Die Menschen sollen so aussehen wie ich. Sie sollen nur die rechte Hälfte haben, nur einen Arm, ein Bein, ein Auge, ein Ohr, und sie sollen nicht sterben.« Der Bananenbaum entgegnete: »Nein, die Menschen sollen so aussehen wie ich. Sie sollen zwei Arme haben, zwei Beine, zwei Augen, zwei Ohren, und sie sollen Kinder zur Welt bringen wie ich.« Immer heftiger wurde der Streit, bis der Stein voller Zorn den Bananenbaum ansprang und ihn zerschlug. Doch am nächsten Tag waren die Kinder des Baumes herangewachsen, und der älteste und stärkste Sohn stritt wieder mit dem Stein. Dieser erschlug den Baum erneut, aber immer wieder fing der jeweils älteste Sohn des Getöteten den Streit von vorn an. Eines Tages kämpfte der Stein gegen einen Baum, der dicht an einem Abhang stand. Als der Stein lossprang, verfehlte er seinen Gegner und stürzte in den Abgrund. Da freuten sich alle Bananen und riefen: »Wir haben gesiegt. Jetzt kannst du nicht mehr springen.« Der Stein antwortete: »Gut, der Mensch soll so aussehen, wie du willst, aber dann soll er auch sterben wie du!«

Diese merkwürdige Erzählung stammt von der Molukken-Insel Ceram, die zwischen Neuguinea und Celebes liegt. Dort schrieb sie der Völkerkundler Adolf Jensen auf, als er 1937 während einer Expedition auf der Insel weilte. Sein besonderes Interesse galt den Mythen der Inselbewohner, die darüber Auskunft geben, von wem der Mensch abstammt und wem er die Kultur verdankt. Dabei tritt vor allem das innige Verhältnis der Ceramesen zu den Pflanzen hervor, mit deren Lebensform sie ihre eigene eng verwandt glauben. Der Mensch ist nicht unfruchtbar und ewig wie der Stein, sondern fruchtbar und sterblich wie der Bananenbaum, der den Stein besiegt und so die Kraft und Stärke des Lebens überhaupt demonstriert.

Auf dem Bananenbaum wuchsen auch die Urahnen der heutigen Menschen. Neun Trossen Bananen hingen an ihm, die sich, als sie zu Boden fielen, in Männer und Frauen verwandelten. Aus einer unreifen Frucht entstand Satene, ein junges Mädchen, das in den Mythen eng mit zwei anderen, mit Rabie und Hainuwele, verbunden ist. In Rabie hatte sich Tuwale, der Sonnenmann, verliebt, aber da sich ihr Clan weigerte, ihm Rabie zur Frau zu geben, raubte er sie, indem er die Geliebte an den

Wurzeln eines Baumes in die Erde versinken ließ. Bevor sie verschwand, rief sie ihrer Mutter zu: »Es ist Tuwale, der mich holt. Schlachtet ein Schwein und feiert ein Fest, denn ich sterbe jetzt. Wenn es nach drei Tagen Abend wird, so schaut alle nach dem Himmel, denn dort werde ich euch als Licht erscheinen.« Man befolgte Rabies Anweisungen, und nach drei Tagen erschien zum ersten Male der Mond.

Durch Tuwales Raubhochzeit muß also die Geliebte sterben, und das entspricht dem Schicksal des Mondes, der jeden Monat in der Strahlenfülle der Sonne »stirbt«, nachdem er ihr ganz nahe gekommen ist. Rabies tödliche Vereinigung mit dem Sonnenmann ist jedoch zugleich Voraussetzung für ihr Erscheinen am Himmel, ein Ereignis, das sich seitdem in regelmäßigem Rhythmus, in »ewiger Wiederkehr«, vollzieht. Außerdem war Rabies Tod ein Urzeitgeschehen, das den Tod überhaupt einführte. Erst seit dieser Zeit können die Menschen heiraten, zeugen und sterben, vorher waren sie ewig und unfruchtbar wie der Stein. Heirat, Zeugung und Geburt haben ja nur einen Sinn, wenn das alte Leben vergeht und sich im neuen verjüngt. Von diesem zwingenden Zusammenhang berichtet die Mythe.

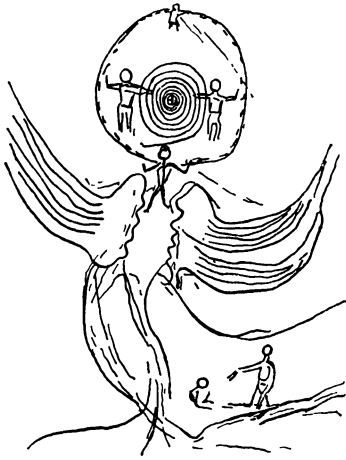
Wie eine Fortsetzung der Lebensgeschichte Rabies mutet eine andere Erzählung an. Rabie gelang es nämlich, dem Sonnenmann zu entkommen, und sie lebte als Schwein mit ihrem Kind, einem Ferkel, in einem Teich weiter. (Das Schwein galt bei den Ceramesen und anderen Völkern, wohl wegen seiner langen glänzenden Hauer, als Verkörperung des Mondes.) Einst spürte der Jäger Ameta, dessen Name kosmischen Bezug hat, da er soviel wie dunkel, schwarz, Nacht bedeutet, im Walde ein Schwein auf und trieb es in einen Teich, wo es ertrank. Als er das tote Schwein herausfischte, fand er an seinen Hauern eine Kokosnuß, ein Symbol für den Mond, insbesondere den Dunkelmond. Damals gab es aber noch keine Kokospalmen auf der Erde. Ameta pflanzte die Nuß, aus der in sechs Tagen eine Palme emporwuchs, und als er ihre Blüten abschneiden wollte, verletzte er sich am Finger. Sein Blut tropfte auf eine Kokosblüte, aus der in neun Tagen ein kleines Mädchen entstand. In ein schlangengemustertes Tuch, einen Sarong Patola, gewickelt trug es Ameta nach Hause. Er nannte es Hainuwele, Kokospalmzweig.

Herkunft und Abstammung des Mädchens sind voll tiefer Symbolik. Am Schwein, dem von der Dunkelheit gejagten und im Wasser, dem »Urstoff«, versunkenen Mondtier, hängt die Kokosnuß, das Sinnbild des Mondes. Die Nuß wird zur Kokospalme, zum Lebensbaum, dessen Frucht ein Mädchen ist. Sein Schicksal ist wiederum ein Gleichnis für das des

Mondes. In neun Tagen wuchs es auf dem Baum zu einem Kind heran, in einer Zeit also, die die Grundeinheit in dem uralten, weltweit verbreiteten Mondkalender bildete. Man rechnete nämlich früher mit drei Wochen zu je neun Tagen. Daß Hainuwele kein gewöhnlicher Mensch, sondern ein mondhafte Urwesen war, zeigt sich auch an anderen Eigentümlichkeiten. Drei Tage, nachdem es Ameta vom Baum geholt hatte, war es schon ein heiratsfähiges junges Mädchen geworden. Es personifizierte den Reichtum, denn seine Notdurft bestand nicht aus Kot, sondern aus wertvollen Gegenständen, wie Porzellantellern und Gongs.

Damals fand in Tamene Siwa, dem Platz, an dem sich die ersten Menschen aufhielten, ein großer Maro-Tanz statt. Er dauerte neun Nächte, und die neun Familien der Urahnen nahmen an ihm teil. Beim Tanz bildeten sie eine neunfache große Spirale, in deren Mitte Hainuwele stand. Sie verschenkte lauter Kostbarkeiten, deren Wert sich von Nacht zu Nacht erhöhte: Korallen, Teller, Messer, Kupferdosen, goldene Ohrringe und schöne Gongs. Da wurden die anderen neidisch auf Hainuwele und beschlossen, sie zu töten. Die Männer gruben auf dem Tanzplatz ein tiefes Loch, und in der neunten Nacht drängten die Tänzer das Mädchen in die Grube, schütteten diese mit Erde zu und stampften sie fest. Hainuwele wurde also »unter die Erde getanzt« und getötet wie Rabie, die ebenfalls in die Erde versank. Rabie verwandelte sich in den Mond, während Hainuwele das Mondsicksal erlitt. Ameta suchte nämlich das tote Mädchen, zerschnitt seine rechte Seite (Mondwesen sind halbseitig!) in viele Stücke und vergrub diese. Aus ihnen entstanden alle jene Dinge, die es damals noch nicht gab, vor allem die Knollenfrüchte. Diese Mythe entspricht genau der Lebens- und Erwerbsweise von Menschen, die solche Früchte anbauen. Sie töten ja eine lebendige Pflanze, indem sie deren Knollen zerschneiden und die Stücke vergraben, damit aus ihnen neue Früchte hervorgehen, – Nahrungsfrüchte, die wie Hainuwele gegessen werden. Nach einer Variante der Mythe gehen daher die Eltern mit den zerstückelten Körperteilen des Mädchens von Haus zu Haus und sagen: »Ihr habt sie getötet, nun müßt ihr sie auch essen.«

Der enge Zusammenhang zwischen Mond, Pflanze, Mensch, Hochzeit, Zeugung, Tod und auch mit kannibalistischen Bräuchen wird also auf ein Urzeitereignis zurückgeführt. An ihm war das schon erwähnte jungfräuliche Urwesen Satene ebenfalls beteiligt. Nach Hainuweles Tod verließ sie die Menschen, über die sie bis dahin geherrscht hatte, und begab sich zum Totenberg Salahua im Süden Westcerams. Vorher baute Satene aber noch ein merkwürdiges Gebilde auf, das so aussah wie die neun-



28 Darstellung eines mythischen Urzeitgeschehens auf der Insel Ceram (nach Jensen)

fache Spirale beim Maro-Tanz. Durch dieses Gebilde mußten damals alle Menschen auf Geheiß Satenes gehen. Wer das nicht fertigbrachte, erlangte auch nicht die menschliche Seinsform, sondern wurde zu einem Tier oder Geist. Alle anderen, die durch die Spirale hindurchkamen, mußten noch über fünf beziehungsweise neun Baumstämme springen. So entstanden die Fünfermenschen und die Neunermenschen, Stammesgruppierungen in Ceram. Wir sehen diese Baumstämme auf einer Eingeborenenzeichnung links und rechts von dem Wege, der zu Satene führt. Die neun Schlangenlinien am Wegrand kennzeichnen die neun Berge, die die Menschen ersteigen müssen, wenn sie nach dem Tode zu Satene wollen. Diese steht am Ende des Weges. Sie hat die abgeschnittenen Arme Hainuweles (die »Mondsicheln«) in den Händen, mit denen sie die Menschen schlägt, damit sie das Schicksal des Mädchens erleiden: den Tod, aber auch die Vereinigung mit Satene im Totenreich.

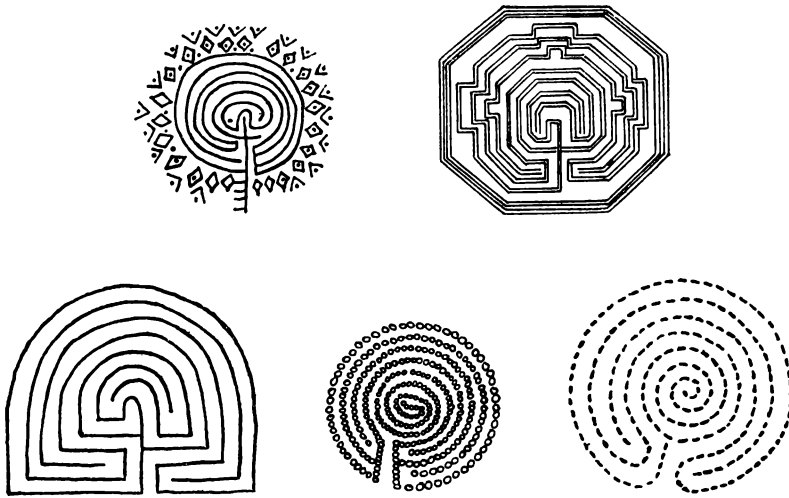
Zu den interessantesten Angaben der Mythe gehört die von Satene errichtete neunfache Spirale. Sollte sie ursprünglich den spiralförmigen Weg symbolisieren, der allmählich zum Gipfel des Totenberges hinauf führte? Das Kreuz in der Mitte der Spirale könnte andeuten, daß sich Satene in der Mitte des irdischen wie des kosmischen Geschehens befand. Vielleicht hat die Spirale aber auch eine ähnliche Bedeutung wie das Labyrinth, das wir als Bauwerk im Zusammenhang mit Kreta ken-

nenlernten. In seiner Mitte lauerte das menschenverschlingende Ungeheuer Minotauros, das von Theseus überwunden wurde, um die zum Opfer bestimmten Gefährten zu retten. Was sie auf Kreta erlebt hatten, brachten die glücklich Zurückgekehrten dann auf der Insel Delos in einem Tanz zum Ausdruck, der in der Folgezeit immer wieder nachgeahmt wurde. (Auf Delos befand sich ein Heiligtum Apollons, der, wie wir später noch sehen werden, ursprünglich wohl ein nordischer Lichtgott war.) Durch ein Seil miteinander verbunden, bildeten die Tänzer eine labyrinthartige Figur.



29 Ungewöhnliche Kultszene auf einem etruskischen Tonkrug (nach Fox)

Ähnliche Kulttänze führte man auch an anderen griechischen Orten auf. Das Labyrinth als getanzte Figur, als Zeichnung oder Bauwerk ist aber noch viel weiter verbreitet. Aus dem 7. Jahrhundert v. u. Z. stammt eine etruskische Kanne, die mit einer merkwürdigen Kultszene verziert ist. Krieger mit Schilden, auf denen Pferde abgebildet sind, marschieren vor Reitern, die ein Labyrinth hinter sich »herziehen«. Die Szene ähnelt dem späteren römischen Ritterspiel, dem »ludus Troiae«, und das Wort »Truia« steht auch in dem Labyrinth. Es erinnert an die kleinasiatische Stadt Troja, deren Mauern angeblich von zwei griechischen Göttern errichtet wurden, von Apollon und von Poseidon, der enge Beziehungen zu Erde und Meer hatte und dessen eine Erscheinungsform das Pferd war. Als später die Griechen die Stadt zehn Jahre lang belagerten, vermochten sie Troja nur durch eine List zu erobern. Zum Schein brachen sie die Belagerung ab, ließen jedoch ein großes hölzernes Pferd zurück, in dem sich einige Krieger verborgen hatten. Die Trojaner zogen das Pferd als Siegesbeute in ihre Stadt. Aber nachts kletterten die Eingeschlossenen heraus und öffneten die Festungstore, so daß die zurückgekehrten Griechen ungehindert eindringen konnten. Troja war also nur unter bestimm-



30 Labyrinthdarstellungen aus Europa und Indien (nach Fox)

ten Bedingungen zu überwinden wie das Labyrinth, aus dem Theseus mit Ariadnes Hilfe entkam, oder die Spirale, die Satene aufgebaut hatte. Auf die Schwierigkeit, durch das Labyrinth (oder über die Stadtmauer) zu gelangen, weist uns auch das Wort *Truia* auf der etruskischen Kanne hin. Vielleicht deuten die berittenen Krieger an, daß um die Stadt herum ein Reitertanz ausgeführt wurde, der Gefahren und Unglück von ihren Mauern fernhalten sollte. Ursprünglich galt ja die Anlage einer Stadt als symbolische Wiederholung des Weltbaus. Daher wurde die Stadt bei ihrer Gründung auch »sunwise«, das heißt dem Sonnenlauf entsprechend, umschritten. Interessant ist ebenfalls, daß nordeuropäische Steinsetzungen in Labyrinthform Trojaburgen genannt werden. Sie standen vermutlich mit dem Sonnenkult in Verbindung. Ihnen ähneln labyrinthähnliche Symbole, die in Indien vor Hauseingänge gezeichnet wurden, um Krankheiten und Übeln den Eintritt zu verwehren. Das sollte vor allem von Mitte Dezember bis Anfang Januar notwendig sein, da die Sonne zu dieser Zeit den tiefsten Punkt ihrer Bahn erreicht und scheinbar stirbt. Andererseits kennt man Labyrinthtänze aus Melanesien, von den Neuen Hebriden, wo ein Labyrinth nach dem Glauben der Eingeborenen den Weg ins Totenreich versperrt. Tanzend kann man jedoch hindurchgelangen. Insgesamt scheint also das Labyrinth ein Hindernis darzustellen, das

überwunden werden muß, sei es nun auf dem Weg ins Stadttinnere oder in ein Haus, auf der Sonnenbahn oder auf dem Pfade ins Totenreich.

Als Satene die Spirale aufbaute und alle Urzeitwesen hindurchgehen mußten, um entweder die menschliche Seinsform zu erlangen oder sich in Tiere und Geister zu verwandeln, schuf sie damit auch einen kultischen Brauch. Seitdem wird er bei den Reifefeiern, die dazu dienen, die jungen Leute in die Reihen der Erwachsenen aufzunehmen, und bei der Einweihung in die Männer-Geheimbünde nachgeahmt. In der festlichen Atmosphäre prägt sich den Jugendlichen die dramatische Darstellung der Urzeitereignisse unvergeßlich ein. Auf Ceram besteht ein wesentlicher Teil dieser Feste im Nachvollzug der Totenreise zu Satene. Aber auch bei anderen Gelegenheiten knüpft man bewußt an die Geschehnisse der Urzeit an. Wird ein Kind geboren, so klettert ein naher Verwandter auf eine Kokospalme, pflückt eine reife Frucht und trägt sie, in ein schlangengemustertes Tuch gehüllt, ebenso nach Hause, wie einst Ameta das Mondmädchen Hainuwele nach Hause brachte. Dann wäscht man das Kind mit der Milch der Kokosnuß und hebt die Nuß selbst sorgfältig auf, weil angeblich die Seele des Neugeborenen in ihr wohnt. So wird jedes Kind zu einer Hainuwele.

Wohl am drastischsten ist der Zusammenhang zwischen Mond, Pflanze, Mensch, Tod, Hochzeit und Geburt bei den Marind-anim, einem Papua-Stamm im Süden Neuguineas, dargestellt worden. Vor der Reifefeier mußten die Jungen und Mädchen fünf Monate lang im Busch leben, damit ihnen eindringlich die Verhältnisse vor den Urzeitereignissen bewußt wurden. Die Feier selbst begann bei Vollmond. Zunächst durften die Jugendlichen nichts essen und keine Kleidung tragen, da es vor den Urzeitgeschehnissen weder Nahrung noch Kleidung gab. Im Verlaufe des Festes streiften sie sich aber Gewänder aus Kokosblättern über, wodurch sie symbolisch selbst zu Kokospalmen wurden. Kostümierte Männer verkörperten dagegen die Dema, die Urzeitwesen, die sich in Pflanzen, Menschen und Tiere verwandelten und die Kulturgüter schufen. Die als Dema verkleideten Männer lehrten nun die jungen Leute alle menschlichen Tätigkeiten und die Aufnahme von Nahrung. Als Höhepunkt und Abschluß des Festes trat der »Vater, welcher tötet«, auf, der ein junges Mädchen, die »Mutter des Kultes«, ermordete. Vorher wurde es von allen Männern geschlechtlich mißbraucht, dann zerstückelt und gemeinsam gegessen. Seine Knochen begrub man unter Kokospalmen, und mit seinem Blut bemalte man die Baumstämme, damit diese wachsen und Frucht bringen konnten.



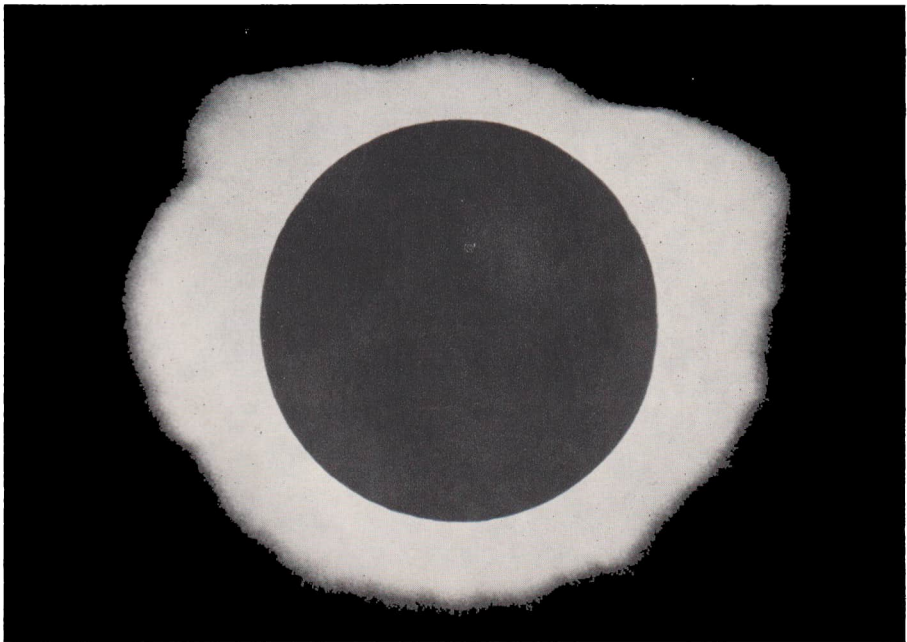
31 Ein Felsbild aus Südrhodesien (Simbabwe)
als Regenzauber (nach Jensen)

Wir finden demnach bei den Marind-anim ganz ähnliche Vorstellungen und Bräuche wie bei den Ceramesen. In den großen Festen gestalteten sie ihr eigenes Leben mit seinen ökonomischen und geistigen Grundlagen, die sie von den Dema ableiteten. Diese traten auch die erste Totenreise an oder verwandelten sich gar in das Totenreich selbst. Zu den Erscheinungsformen der Dema gehörten das Schwein und der Mond, dessen Wandlungen das Verhalten und Schicksal der Dema versinnbildlichten. Nach Adolf Jensens Meinung waren solche Vorstellungen einst weltweit verbreitet. Sie hätten auch eine Mythe mitgeprägt, die der Völkerkundler Leo Frobenius in Südrhodesien (Simbabwe) aufzeichnete, wo vor Jahrhunderten eine Kultur blühte, von der noch heute die Ruinen gewaltiger Steinbauten künden. Einst galten die Könige dieses Gebietes, so wird erzählt, als irdische Verkörperungen des Mondes. Sie hatten viele Töchter, von denen das Wohl und Wehe des ganzen Landes abhing. Als Kinder des Mondkönigs mußten sie sich nämlich so oft wie möglich der Liebe hingeben, um drohende Dürre abzuwenden und Regen herbeizurufen. Ihr Liebesleben ließ die Erde grünen und die Pflanzen wachsen. Einmal fiel jedoch ein ganzes Jahr lang kein Regen, und die Wahrsager stellten fest, daß zur Abwendung des Unheils eine jungfräuliche Königstochter geopfert werden müsse. Aber unter den erwachsenen Töchtern des Königs gab es keine Jungfrau, und daher mußte man eine ihrer noch nicht heiratsfähigen Schwestern für das Opfer auswählen. Man brachte sie zu einem großen Platz, umgab ihn mit einer hohen Mauer und ließ



22 *Der Schreiber Tschaj vor dem affengestaltigen Gott Thot. Stein und Holz. Ägypten. Neues Reich*

23 *Sonnenkorona bei einer totalen Finsternis*





24 *Mosaik des Vogels Phoenix. Paris, Louvre*



25 Krieger auf Streitwagen mit Fliehendem (?). Grabstele aus Mykene. Schachtgrab V. 16. Jb. v.u.Z.



26 Helios-Metope vom Athene-Tempel in Troja. Erste Hälfte des 2. Jh. v.u.Z.



27 Helios fährt zum Himmel empor. Vasenmalerei aus Attika. Um 430 v.u.Z.

28 Der Sonnenwagen von Trundholm. Etwa 1500–1300 v.u.Z.





29 Der Sonnengott in seinem Wagen. Römisches Mosaik vom Münster bei Bingerbrück

30 Das Sternbild Fuhrmann nach Bayers »Uranometria«, 1603





31 Apollon auf einem geflügelten Dreifuß. Griechische Vasenmalerei. 500 bis 475 v.u.Z.



32 Kaiser Constantius als Konsul im
Triumphwagen. Goldmedaillon aus
Antiochia. Um 340 u.Z.



33 Sol als Rennfahrer auf einer rö-
mischen Schale aus Köln-Braunsfeld

keinen Mann in die Nähe kommen. Nach zwei Jahren war das Mädchen herangereift, und noch immer hatte es nicht geregnet. »Alles Vieh starb. Viele Menschen starben. Die Flüsse trockneten aus. Das Korn keimte nicht.« Endlich konnte man den Eingang zum Opferplatz öffnen. In seiner Mitte stand auf einem Termitenhaufen ein riesengroßer Baum. Während das Volk tanzte, hob man zwischen den Baumwurzeln eine Grube aus, erdrosselte das Mädchen und warf es in das Grab. Da begann der Baum zu wachsen, drei Tage und drei Nächte lang, und unermüdlich tanzte das Volk. Als die Krone des Baumes den Himmel erreichte, erschien zum ersten Mal der Morgenstern. Dann dehnte sich das Geäst über das ganze Firmament aus. Die Blätter wurden zu Wolken, ein gewaltiger Wind kam auf, und dreißig Tage goß es in Strömen. Seit dieser Zeit opferte man ein Mädchen, wenn es lange nicht geregnet hatte.

Wir finden diese Mythe auch unter den südrhodesischen Felsbildern wieder. Das ermordete Mädchen liegt auf dem Rücken. Ihr Opfertod war zwar schrecklich, aber nach dem Glauben ihres Volkes unbedingt notwendig. Denn durch den Tod der Königstochter begann der Baum zu wachsen, der über ihr dargestellt ist und der den Welt- und Lebensbaum symbolisiert. Gemordetes Leben verwandelte den Baum, und nun spendet er selbst Leben. Das Mädchen aber hat Ähnlichkeit mit dem Mond. Darauf weisen nicht nur ihre Herkunft, ihr Tod und ihre seltsame Verwandlung, sondern auch Verwendung und Symbolik der Zahl Drei hin. Denn drei Tage verbirgt sich der Mond in Dunkelheit, drei Phasen durchläuft er nach seiner Wiedergeburt: die zunehmende, volle und abnehmende. Nach drei Jahren ging die Dürre zu Ende. Der Baum benötigte drei Tage und drei Nächte, um aus dem Leib des Mädchens bis zum Firmament emporzuwachsen. Und dreißig Tage, also einen Mondmonat lang, regnete es. Das Opfer selbst wurde zum Morgenstern, eine Mythe, die in ähnlicher Form aus dem alten Mexiko bekannt ist. Außerdem galt dieses Gestirn vielfach als Erscheinungsform einer Fruchtbarkeits- und Muttergottheit. Das ist in dem Felsbild ebenfalls angedeutet, denn die ermordete Königstochter sendet nun vom Himmel den ersehnten Regen herab. Die Bitte des Mannes, der mit erhobenen Händen um ihn fleht, geht in Erfüllung. Sein zur Erde gebogener Phallus drückt aus, was der Regen für den Boden bedeutet: Fruchtbarkeit.

Das geopferte Mädchen ähnelt den Dema-Gottheiten, die angeblich die Weltordnung begründeten, ohne dann allerdings weiter Einfluß auf sie zu nehmen. Deshalb wendet man sich an die eigentlichen Dema auch nicht mit Gebeten. Sittliche Verpflichtung der Menschen ist es jedoch,



32 Der babylonische Sonnengott steigt durch das Bergtor (nach Dombart)

sich bei bestimmten Anlässen an die schöpferischen Urwesen und ihre Taten zu erinnern, ja die Urzeitereignisse selbst während der Feste wieder lebendig werden zu lassen. Man führt sie der Jugend vor, wiederholt die erste Tötung und verzehrt das Opfer, sei es nun Tier oder Mensch, als Stellvertreter der Gottheit. Die jetzige Weltordnung ist so, weil die Dema sie so geschaffen haben. In diese Ordnung fügt man sich während der Feste ein und bejaht sie in eindrucksvoller Weise. Man hat eine positive Haltung zum Leben überhaupt, trotz seiner dunklen Aspekte und tragischen Konsequenzen, zu denen das Töten gehört.

Jensen glaubt, daß sich die charakteristischen Merkmale der Dema auch bei vielen Göttern der alten Hochkulturen wiederfinden und daß sich daraus manches Widersprüchliche im Wesen dieser Gottheiten erklärt. Besonders deutlich tritt die Dema-Verwandtschaft zum Beispiel bei einem Gott hervor, der indisch Soma und iranisch Haoma heißt. Er ist ebenso vielseitig wie vielgestaltig. Soma ist sowohl der befruchtende Regen, der die Pflanzen hervorbringt, als auch die nährnde Milch. Als Samen oder Milch ist er in allen Lebewesen vorhanden, nach deren Tod er in den Himmel zurückkehrt, wo er sich in der Mondscheibe sammelt. Jeden Monat trinken sie die Götter leer und erlangen so Unsterblichkeit. Außerdem tritt Soma-Haoma als Mann und als Stier auf. Zugleich verkörpert er eine Art Urpflanze, die alles pflanzliche Leben in sich enthält, und vom Saft Somas gehen die Nähr- und Heilkräfte aller Pflanzen aus. Man gewinnt deshalb diesen Saft, indem man eine Soma genannte Pflanze zerquetscht. Damit wird das Uropfer der Götter nachgeahmt, die ihren

Gefährten Soma erschlugen, um pflanzliches und tierisches Leben hervorzubringen und den Unsterblichkeitstrank zu gewinnen. An dem segensreichen Mord beteiligten sich alle Götter – eine Überlieferung, die auch für die Dema-Mythen typisch ist. Nur ein Gott verweigerte anfangs seine Hilfe: Mithra (indisch Mitra), dessen Name »der Freund« bedeutet. Aber schließlich überredeten die Götter Mithra doch, und Soma wurde in Gestalt eines Stieres (eines Mondtieres also) gemeinsam ermordet.

An der Entwicklung und Verbreitung dieses Stieropfers wird uns klar, daß einige charakteristische Züge des dema-ähnlichen Gottes Soma-Haoma zwar über Jahrhunderte, ja Jahrtausende erhalten blieben, aber später nicht mehr richtig verstanden wurden und damit sinnentleert weiterlebten. Im Laufe der Zeit wurde die ursprüngliche Mythologie mit ganz anderen Vorstellungen verbunden und dadurch beträchtlich erweitert, abgewandelt und in neue Zusammenhänge gestellt. Wir bemerken das vor allem am Kult zu Ehren des Gottes Mithra, der sich zuerst weigerte, an der Tötung des Stieres teilzunehmen. Er allein ist es, der in der späteren Mythologie das Stieropfer vollzieht.

Mithra war der Hüter des Rechts und der Verträge. Als Gott der Wahrheit und Rechtschaffenheit hörte und sah er alles, und als Sonnengott überquerte er mit seinem von vier weißen Rossen gezogenen Wagen das Firmament. Ihn gaben die persischen Könige als ihren persönlichen Schutzherrn aus, da er ihnen angeblich den Sieg schenkte und ihre Autorität gegenüber den Untertanen heiligte. Auch der religiöse Reformator Zarathustra (um 570–500 v. u. Z. oder früher), der sich gegen die alten Rinderopfer wandte, konnte Bedeutung und Ausstrahlungskraft von Mithra nicht lange schmälern. Allerdings erklärten die Anhänger Zarathustras nun, nicht Mithra hätte den Stier getötet, sondern der böse Geist Ahriman. Aber diesem gewaltsamen Tode wurde noch immer das Heil zugeschrieben. Aus dem Stier, dem Urrind, gingen nämlich fünfundfünfzig Arten von Getreide und zwölf Arzneipflanzen hervor. Der Samen des Stiers wurde im Mondlicht geläutert und erzeugte dann das erste Rinderpaar. Außerdem ermordete der böse Geist den Urmenschen Gayomard, dessen Leib sich in die Metalle verwandelte und dessen Samen die erste Reiva-Staude hervorbrachte, an der wiederum, wie an dem mythischen Bananenbaum der Ceramesen, das erste Menschenpaar wuchs. Gayomard erinnert an die Dema-Gottheiten, aber auch an den Weltriesen, der gleichfalls von den Göttern erschlagen wurde, die aus dem Leichnam Himmel und Erde schufen.

Daß Mithra trotz der Reform Zarathustras und der neuen Deutung der alten Mythen seine bevorzugte Stellung in der Götterhierarchie behauptete, beweist die Verbreitung seines Kults über Mesopotamien bis nach Kleinasien und schließlich in alle Länder der späteren hellenistischen Kultur. In Mesopotamien identifizierte man Mithra mit dem Sonnengott Schamasch, der ebenfalls als Gott der Gerechtigkeit galt. Wie von Mithra glaubte man von Schamasch, daß er im Osten auf dem Gipfel der Berge erscheine, in einem glänzenden Wagen über den Himmel fahre, den Krieger den Sieg verleihe und die Könige beschirme. Ein babylonisches Relief zeigt uns den menschengestaltigen Gott, der in seinem Tempel sitzt. Links oberhalb von ihm ist die heilige Gestirndreieck Mond-Venus-Sonne abgebildet. Auf einem Tisch vor Schamasch sehen wir eine große Sonnenscheibe, die von zwei Dämonen an Stricken gehalten wird, und einen Priester, der den König und dessen Schutzgöttin zu Schamasch führt.

Als die Römer im ersten Jahrhundert vor und nach der Zeitenwende die verschiedenen kleinasiatischen Staaten eroberten, in denen der Mithra-Kult feste Wurzeln geschlagen hatte, kamen sie ebenfalls mit der Mythologie um diesen Gott in Berührung. Mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitete sich dessen Verehrung nun in der gesamten hellenistisch-römischen Welt, in der der Gott Mithras genannt wurde. Iranische, mesopotamische und kleinasiatische Überlieferungen hatten die Geschichten um diesen Gott allmählich vielfach abgewandelt und zu einer weitgespannten Mythologie anschwellen lassen, die wir heute nicht mehr völlig durchschauen und auch nur lückenhaft kennen. Im Mittelpunkt des Kultes stand jedoch immer noch (oder wieder) der stiertötende Gott, dessen Darstellung Franz Cumont, der Erforscher des Mithras-Kultes, so beschreibt:

»Nach heißer Verfolgung hat der Gott soeben den niederstürzenden Stier erreicht. Ein Knie auf die Kruppe, einen Fuß auf einen seiner Hufe stemmend, wirft er sich auf ihn, um ihn niederzuhalten, und ihn mit der einen Hand bei den Nüstern packend, bohrt er ihm mit der anderen ein Messer in die Flanke. Der Schwung dieser bewegten Szene bringt die Gewandtheit und die Kraft des unbesiegbaren Helden zur Geltung. Andererseits lassen der Schmerz des Opfers, welches sterbend verröchelt und dessen Glieder ein letzter Krampf zusammenzieht, wie die einzigartige Mischung von Erregung und Mitleid, welche sich in den Zügen seines Mörders ausprägt, die pathetische Seite dieses heiligen Dramas hervortreten und teilen dem Beschauer eine Bewegung mit, welche die Gläubigen lebhaft empfunden haben müssen. Das Antlitz des Gottes, wie



33 Mithras tötet
den Stier

es die besten plastischen Stücke darstellen, ist das eines Jünglings beinahe weibischer Schönheit: Üppiges Gelock, das über die Stirn herabhängt, umgibt es wie mit einer Aureole; das Haupt ist leicht zurückgebogen, so daß sein Blick sich zum Himmel richtet, und die zusammengezogenen Augenbrauen wie die aufeinander gepreßten Lippen geben den Gesichtszügen einen seltsam schmerzlichen Ausdruck.«

Auch der Hund des Gottes fällt den Stier an, während der böse Geist Ahriman Skorpion (oder Krebs), Ameise und Schlange schickte, die das Blut des Stieres trinken beziehungsweise seine Genitalien und seinen Samen verzehren sollten. Aber das Wunder, das sich nun ereignete, konnten sie nicht verhindern. Aus dem Blute des Stieres entstand der Wein, aus dem Körper gingen alle heilsamen Kräuter und Pflanzen und aus dem Rückenmark das Getreide hervor. Deshalb endet der Schweif des Tieres auf den Abbildungen häufig als Ährenbündel. Der Samen wurde in einem Gefäß aufgefangen, zum Mond gebracht und dort geläutert. Aus ihm entstand ein Rinderpaar, von dem alle anderen Rinder und nützlichen Tiere abstammen. In dieser Mythologie tritt der ursprüngliche Dema-Charakter des stiergestaltigen Gottes Soma-Haoma noch klar zutage. Aber man wußte schon in hellenistisch-römischer Zeit nicht mehr, daß der Stier einst einen Gott verkörperte, der eng mit dem Mond verwandt war, und warum er im Tode eine so seltsame Verwandlung erlitt.

Meistens ist Mithras zwischen zwei Gefährten dargestellt, zwischen Cautes, der eine Fackel emporhält, und Cautopates, der die Fackel senkt. Beide symbolisieren zwei Aspekte des mit dem Tagesgestirn identifizierten Mithras: Cautes die Sonne am Morgen und im Frühling, Cautopates

die Abend- und Wintersonne. Alle drei Kultbilder gehörten zu den Mithras-Heiligtümern, den Mithräen. Die Gläubigen betraten sie durch eine Säulenhalle, die in einen zu ebener Erde gelegenen Raum führte, in dem sich eine Tür zur Sakristei öffnete. Von hier stieg man über eine Treppe in das eigentliche Heiligtum, die Krypta, hinab. Sie galt als Sinnbild der Welt. Ihre gewölbte Decke, die das Firmament nachahmte, war mit Sternen bemalt. An beiden Langseiten der rechteckigen, dreigeteilten Krypta befanden sich 1,50 Meter breite Steinbänke, auf denen die Gläubigen knieten oder das heilige Mahl einnahmen. Die Bänke schlossen einen rund 2,50 Meter breiten Gang ein, der zu den Kultbildern im Hintergrund führte. Vor ihnen brannte auf Altären das heilige Feuer.

Solche Mithräen gab es in allen Teilen des römischen Reiches. Offenbar bevorzugte man die Anlage kleinerer Kulträume, von denen in einer Stadt oft mehrere eingerichtet wurden. Im ehemaligen Nidda zum Beispiel, dem heutigen Heddenheim bei Frankfurt am Main, gab es drei; dazu kam das Mithräum im nahen Kastell der Saalburg. Viele römische Soldaten waren ja glühende Mithras-Verehrer, die den Glauben an ihren Schutzgott bis an die Grenzen des Imperiums verbreiteten. Auch in Trier hat man innerhalb der Stadtmauern der spätrömischen Kaiserresidenz ein Mithräum entdeckt. Vor seinem Eingang befand sich ein Taurobolium, eine Grube, die mit einem Lattenrost abgedeckt war. In ihr saß der Gläubige, während über ihm ein Stier geschlachtet wurde, dessen Blut ihn benetzte. Es sollte die Stärke des Stieres vermitteln, aber auch eine seelische Erneuerung bewirken. Dieser für unser Empfinden schauerliche und widerliche Brauch wurde häufig ausgeübt. Außer auf das ehemalige Taurobolium stieß man bei der Freilegung des Trierer Mithras-Heiligtums noch auf die beiden Sockel für die Fackelträger Cautus und Cautopates und zwischen ihnen auf einen reich geschmückten Steinuntersatz für den stiertötenden Gott. Siegfried Loeschke, der das Mithräum ausgrub und erforschte, schrieb über die Reliefs auf dem Untersatz und die mit ihnen verbundene Mythologie:

»Mithras ist petrogenes, das heißt felsgeboren. Aus dem sterilen Felsgestein bricht das Mithraskind mit der persischen Mütze auf dem Kopfe empor. Seine Linke hält den riesigen Sonnenball. Mithras bringt der Welt das Licht. Um Mithras wölbt sich das Rund des Tierkreises. Diagonal durchschneidet der Kinderkörper die umschlossene Fläche. Die rechte Hand greift empor und legt sich an die Wölbung des Tierkreises. Am Felsgestein sitzt schon der Rabe, der Mithras den Befehl bringen wird, den Weltenstier zu opfern, damit eine neue, sündlose Welt ersthe.

Die Erdschlange, die das Blut des geopfert Stieres trinken wird, züngelt empor. Rechts sitzt der Todeshund, der mit Mithras den Stier ereilen wird. Um den Tierkreis herum sind die Köpfe der vier Windgötter gruppiert, über dem im Relief dargestellten Feld der Aedicula die Brustbilder des Sonnengottes und der Mondgöttin. Das Giebelfeld selber zeigt die vier Elemente: Das Feuer in Gestalt des persischen Feuerlöwen, der Mithras entsandt hat; das Wasser in Form eines zweihenkligen Bechers, aus dem die Schlange trinkt; die Luft als Blitz und Himmelsglobus; die Erde als Felsgestein.«

Überall sind die Mithräen fast nach den gleichen Bauplänen errichtet, die wohl aus dem Orient stammen. An diese Herkunft erinnert auch die Sitte, während des Kultes in einem Mörser eine Pflanze zu zerstoßen, also das einstige Soma-Haoma-Opfer nachzuahmen. In den germanischen Provinzen des römischen Reiches ersetzte man diese Pflanze durch Weintrauben. Eine andere Eigentümlichkeit des Kultes bestand darin, an jedem Tage der Woche von einer bestimmten Stelle der Krypta aus jenen Planeten anzurufen, der angeblich diesen Tag regierte. Die Planeten waren außerdem mit einem der sieben Weihegrade der Mithras-Gläubigen verbunden. Nach dem Tode sollten die Seelen der Frommen die sieben Stockwerke des Himmels ersteigen, in denen jeweils einer der Planeten herrschte. Nach und nach legte die Seele dabei alle irdischen Leidenschaften und Fähigkeiten ab. Dem Monde überließ sie die Lebenskraft, dem Merkur die Habsucht, der Venus die erotischen Gelüste, der Sonne die intellektuellen Fähigkeiten, dem Mars kriegerischen Mut, dem Jupiter alle ehrgeizigen Wünsche und dem Saturn den Hang zur Trägheit. So kam die Seele rein und ohne Mängel im achten Himmel an, wo sie mit den Göttern in ewigem Licht und endloser Seligkeit wohnte.

Nach Meinung der orientalischen Sterndeuter, der Astrologen, spielte die Sonne im Weltgeschehen die Hauptrolle. Durch ihre abwechselnd anziehende und abstoßende Kraft sollte sie (ein ganz modern anmutender Gedanke!) den Umschwung des Himmels und den Lauf der Planeten bewirken. Als »Herz der Welt« hielt man sie für das belebende Prinzip im Kosmos und zugleich für den Herrn des Schicksals und den Gebieter der gesamten Natur. Bei der Geburt eines Menschen sollte sie die Seele in den Körper senden und diese nach dem Tode der »leiblichen Hülle« wieder zurückholen. Geschickt nützten die römischen Kaiser diese Mythologie zu ihren Gunsten aus. Sie behaupteten nämlich, daß die Sonne ihnen alle Tugenden eines Herrschers verliehen und sie zur Regierung berufen hätte. Nach dem Tode würden sie zur Sonne entschweben,

um mit ihr ewig zu leben. Auf Erden wären sie Repräsentanten der Sonne, deren Göttlichkeit sie teilten. Deshalb führten die Kaiser auch die Titel *pius*, *fromm*, *felix*, glücklich (da von der göttlichen Gnade erleuchtet), und *invictus*, unbesiegbar (weil ihnen die Götter den Sieg verliehen). *Invictus* war auch der Titel des Sonnengottes, und mit dem *Sol invictus*, dem unbesiegbaren Sonnengott der Kaiser, identifizierten die Mithras-Gläubigen ihren Herrn und Meister. So wundert es uns nicht, daß die römischen Imperatoren zu Anhängern und Verteidigern des Mithras-Kultes wurden.

Adolf Jensens Meinung, daß auch die Gottheiten der alten Hochkulturen Eigenschaften der *Dema* aufweisen, stützt sich, wie wir gesehen haben, auf eine Reihe von Tatsachen. Mythologie ist aber, solange ihre ökonomischen und geistigen Grundlagen noch bestehen, nicht etwas Totes, ein für allemal Festgelegtes, sondern lebendige Erzählung, die Altes ständig wandelt und Neues aufnimmt. In dieser Hinsicht sind ebenfalls griechische Überlieferungen interessant, die vom Schicksal des Gottes Dionysos berichten, der manche Ähnlichkeiten mit den mondhaften *Dema*-Gottheiten aufweist. So wird die Geburt des Dionysos beziehungsweise sein gewaltsamer Tod mit der Entstehung des Weinstocks in Verbindung gebracht. Dionysos selbst war der Gott des Weines, aber auch der allschöpferischen Natur. Als wilder Jäger durchstreifte er die Wälder, zerriß die Tiere und verschlang sie. Er erlitt jedoch das gleiche Schicksal, als er von seinen Feinden überwunden, zerstückelt und gegessen wurde. Eine Erscheinungsform des Gottes war der Stier, und das Stieropfer spielte im Dionysos-Kult eine Rolle. In ekstatischen Tänzen huldigten die Frauen dem Gotte, der wie der Mond männliche und weibliche Züge in sich vereinigte. Aus den Kulttänzen und -gesängen zu Ehren des Dionysos gingen die altgriechische Tragödie und Komödie hervor, mit denen ein neues Kapitel in der Kulturgeschichte der Menschheit begann: das des Theaters.

Einige Mythen über Dionysos erinnern uns an die Funde in Çatal Hüyük, der »Stadt aus der Steinzeit«. Mutter und Tochter versinnbildlichten dort zwei Aspekte des Weiblichen, und der stiergestaltige Sohn der Magna Mater, der Großen Mutter, war zugleich ihr Liebhaber und Vater der Tochter. Ursprünglich haben wohl auch die Griechen geglaubt, der stiergestaltige Dionysos sei aus der Vereinigung des Himmelsgottes Zeus mit dessen eigener Mutter hervorgegangen. Nach späteren Überlieferungen soll Zeus den Dionysos mit seiner Tochter Persephone gezeugt haben, und diese wiederum galt in den Mysterienkulten als wesens-

eins mit ihrer Mutter Demeter, die Beziehungen zum Mond hatte. In manchen Mythen vom Schicksal der Persephone (die die Griechen auch einfach Kore, das Mädchen, nannten) entdecken wir seltsame Parallelen zu dem ceramesischen Mondmädchen Rabie. Persephone erlitt nämlich gleichfalls eine Raubhochzeit und fand dabei den Tod. Der Räuber war jedoch nicht die personifizierte Sonne, sondern Hades, der Herr der Unterwelt, ein dunkler Gegenpol zum lichten Himmelsgott Zeus. Hades wiederum identifizierte man in geheimen Geschichten offenbar mit dem Weingott Dionysos. Alles fließt also in dieser vielschichtigen Mythologie ineinander. In der Unterwelt wurde Persephone zur Herrscherin über das Totenreich – wie das ceramesische Mädchen Satene und die Dema-Gottheiten, die das Totenreich gründeten. Beim Raube Persephones öffnete sich die Erde, in der Persephone verschwand – wie Rabie und Hainuwele. Und mit Persephone versank eine Schweineherde. Das Schwein aber halten die Ceramesen für eine Verkörperung des Mondes und des Mädchens Rabie. Zugleich war das Schwein Opfertier im Kult der Demeter wie der Persephone. Geopferte Ferkel wurden in tiefe Schluchten geworfen, aus denen man später die halbverwesten Überreste herausholte, um sie auf die Altäre der beiden Göttinnen zu legen. Jensen meint dazu: »So wie die Mondgottheit in eine Grube geworfen wird und wie man ihren Leichnam wieder ausgräbt, damit aus diesem die Nutzpflan-



34 Triptolemos auf
seinem Wunderwagen
(nach Kerenyi)



35 Dionysos auf
seinem Wunderwagen
(nach Kerenyi)

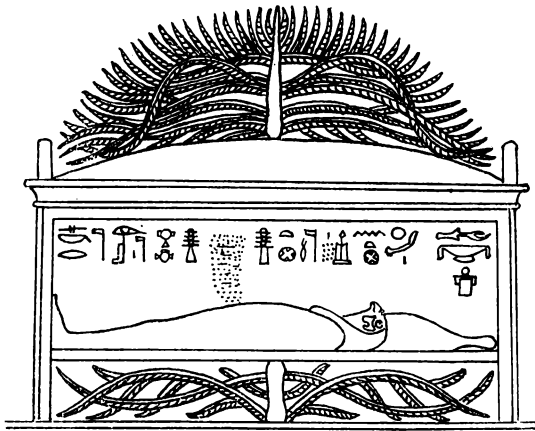
zen entstehen, so werden hier die Schweine unter die Erde geworfen und ihre verwesenen Überreste wieder herausgeholt, damit sie bei der Entstehung der Pflanzen wirksam seien. Es ist sicherlich auch kein Zufall, daß dieses Verfahren mit Ferkeln und nicht mit ausgewachsenen Schweinen vorgenommen wird, denn auch die getöteten Göttinnen sind in der Entfaltung begriffene Wesen.«

Wahrscheinlich haben die Griechen zunächst angenommen, Demeter sei ihrer geraubten Tochter in die Unterwelt nachgeeilt – ein Gleichnis für den abnehmenden Mond, der seiner verlorenen Hälfte in die Dunkelheit nachfolgt. Später erzählte man sich jedoch, daß die trauernde Göttin nach Eleusis, einem Kultort bei Athen, gekommen sei und aus Zorn das Wachsen des Kornes verhindert hätte, bis der Räuber Hades ihre Tochter für zwei Drittel des Jahres auf die Erde zurückkehren ließ. Erst danach sproßte wieder das Korn, und der Held Triptolemos, den Demeter vom »Dreimalkrieger« zum »Dreimalpflüger«, also zum Ackerbau und zur Zivilisation bekehrt hatte, verbreitete den Anbau des Getreides auf der ganzen Erde. Ein Vasenbild aus dem 6. Jahrhundert v. u. Z. zeigt Triptolemos, der Ähren in den Händen hält, auf einem Thron mit Rädern. Auf der gleichen Vase ist auch Dionysos mit Becher, Weinranken und Trauben dargestellt. Die Bilder deuten an, daß die Verbreitung des Kornes wie des Weines von Eleusis ausgegangen sein soll. Dort gründete Demeter einen Mysterienkult, in dessen Verlauf sich die Gläubigen mit der suchenden, trauernden und zürnenden Göttin

identifizierten. Höhepunkt war eine nächtliche Feier, während der im Haupttempel, dem Telesterion, ein großes Feuer entfacht wurde. Vermutlich wählte man, daß dabei die Todesgöttin Persephone erschien, die im Feuer (!) ein Kind gebar – den Knaben Plutos, eine Personifizierung des Reichtums. Im Feuer, das die Verstorbenen einäscherte, schien also eine Wiedergeburt möglich – das war wohl die Überzeugung, die die Gläubigen aus Eleusis mitnahmen. Im Anschluß an das Erscheinen der Persephone zeigte ein Priester eine abgeschnittene Ähre – Symbol für Mutter und Tochter und deren geheime Identität.

Leider müssen wir hier vieles, was Archäologen, Kunst- und Sprachwissenschaftler, Historiker und Völkerkundler über diese Mythologien in Erfahrung gebracht haben, weglassen oder können es nur streifen. Dennoch sind wohl bei den genannten Göttern Ähnlichkeiten mit den mondhaften Dema deutlich geworden. In diesen Zusammenhang gehören auch die ägyptischen Götter Isis und Osiris, angeblich die Kinder von Himmel und Erde, denen wir uns am Schluß dieses Kapitels noch zuwenden.

Osiris soll, wie die Dema, den Ackerbau gelehrt und die Gesetze und Kulte festgelegt haben. Aber auch er fand ein gewaltsames Ende. Sein Bruder Seth lockte ihn nämlich in einen Kasten und stieß diesen ins Meer, so daß Osiris ertrank. Weinend und klagend suchte Isis den Bruder und Gatten und gelangte bis zu der phönizischen Stadt Byblos, wo sie den Kasten fand. Er war völlig von einer Zeder umschlossen, ja der Baum wuchs sogar aus dem toten Osiris heraus. Eine andere Überlieferung berichtet dagegen, daß Seth seinen Bruder zerriß und die Leichenteile verstreute. Doch Isis sammelte die einzelnen Körperteile ihres Bruder-Gatten, die der Totengott Anubis wieder zusammenfügte und mumifizierte. Erstaunlicherweise war der ermordete Osiris noch voller Lebenskraft. Denn als sich Isis über ihn beugte, wurde sie auf geheimnisvolle Weise schwanger. In den einsamen Sümpfen des Nildeltas schenkte sie ihrem Sohn Horus das Leben, und kein anderes Bild war den Ägyptern lieber und vertrauter als das der göttlichen Mutter mit dem Säugling auf dem Schoß. Den Isis-Sohn Horus identifizierten die Ägypter mit dem alten Himmelsgott Horus, dem »Hohen« und »Fernen«, der sich als Falke in die Lüfte schwang und nun als Weltgott über den irdischen Gefilden schwebte. Seine Fittiche bildeten den schützenden Himmel; sein rechtes Auge war die Sonne, das linke der Mond. Aber gerade auf diese strahlenden Augen hatten es die Mächte der Finsternis abgesehen. Vor allem der Mond mußte unter ihren Angriffen leiden. Sobald er in vollem Glanze über das Firmament zog, stürzten sich die Dämonen der Finster-

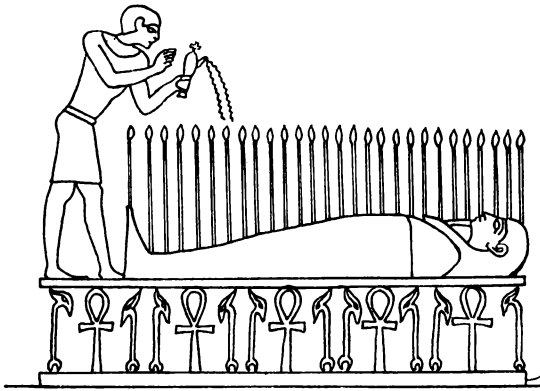


36 Osiris in seinem
Baumsarg (nach Bonnet)

nis auf ihn und raubten seine Scheibe Stück für Stück. Fast drei Tage lang blieb deshalb das Mondaugen verschwunden. Doch seine einzelnen Bestandteile wurden in einem großen Netz, einem Symbol für die Dunkelheit, gefangen und dann kunstvoll wieder zusammengesetzt. Das war auch das Schicksal des Osiris, der verschwand, aber wiedergefunden, »zusammengesetzt«, belebt und gleichfalls mit dem Mond verglichen wurde. Osiris wachte nämlich auf, als ihm Isis mit ihren Flügeln Lebensluft zufächelte. Dann rächte Horus seinen Vater. In einem fürchterlichen Kampf verstümmelte und besiegte er Seth, verlor dabei aber selbst ein Auge. Er brachte es Osiris als Opfer dar, und dieser verspeiste es und wurde dadurch »beseelt und mächtig« – das Auge des Falken verkörperte ja den Mond, der selbst verstümmelt wurde und schließlich doch triumphierte. Osiris kehrte aber nicht auf die Erde zurück, sondern gründete, wie die Dema-Gottheiten, das Totenreich, über das er seitdem herrscht. Die Ägypter glaubten ihn sowohl dort wie am Nachthimmel existent. Am Firmament wähte man ihn im Sternbild Orion zu finden, ist er doch der »König der Sterne, der am Himmel gebietet« und zu dem die Toten gehen, die dann als Sterne strahlen. In einem Boot stehend, überquert Osiris das himmlische Meer. Seine Schwester-Gattin Isis folgt ihm in einem anderen Boot nach. Die Ägypter glaubten Isis in dem hellen Fixstern Sirius verkörpert, den sie Sopdet nannten. Wenn er zum ersten Male in der Morgendämmerung sichtbar wurde, wußte man, daß die lebenswichtige Nilüberschwemmung unmittelbar bevorstand.

Osiris hatte noch andere merkwürdige Eigenschaften. Auf der ober-ägyptischen Nilinsel Philae befand sich eine Kultstätte, wo man die Beine des Osiris verehrte, aus denen in doppeltem Strom der Nil fließen sollte. Im Steigen und Fallen des Nilwassers sah man ein Gleichnis für das Sterben und Wiederkehren des Gottes, den man auch, in bezug auf die fruchtbare Schlammdecke nach der Überschwemmung, den »Großen Schwarzen« nannte. Der »Große Grüne« hieß der Gott dagegen nach der Vegetation, die er nicht nur hervorrief, sondern die er zugleich verkörperte. Denn er war der Herr des Fruchtlands, das in der Nilflut »ertrank« und »starb«. Bezeichnenderweise pries man Osiris: »Du bist Vater und Mutter der Menschen; sie leben von Deinem Atem und essen vom Fleisch Deines Leibes.« Und nicht zufällig fanden die großen Osiris-Feste am Ende der Überschwemmungszeit statt, wenn das Fruchtland wieder auftauchte und die Felder bestellt wurden. Diesen Zeitraum leitete das Fest des »Erdhackens« ein, in dessen Verlauf man den Boden mit Hacke und Pflug auflockerte und die Saat ausstreute. Dabei sang man Klagelieder, wurde doch Osiris, der auch im Korn lebte, in die Erde versenkt und damit getötet. Das »Erdhacken« bildete den Beginn der Osiris-Mysterien, die dem Leiden und Triumphieren des Gottes gewidmet waren. Man mischte Saatkörner mit Sand und Wasser und füllte diese Masse in zwei Formen, die je eine Hälfte einer Osiris-Figur darstellten. Die Formen wurden in steinerne Tröge gelegt, mit Zweigen bedeckt und täglich mit Wasser begossen. Nach neun Tagen nahm man die zusammengebackene Masse heraus, bildete aus ihr eine volle Figur und brachte diese in feierlichem Zuge zu einer der Osiris-Kultstätten, die auch als Grab des Gottes galten und zugleich die *Dat*, das Totenreich, symbolisierten. In der oberen *Dat* entfernte man die alte Osiris-Figur, die seit dem Vorjahr hier ruhte, und legte an ihre Stelle die neue. Die alte kam in die »Balsamierungsstätte«, wo man sie als Mumie herrüstete, dann aufbahrte und schließlich in der unteren *Dat* beisetzte. Angeblich kehrte sie nun in den Leib der Himmelsgöttin Nut zurück, die Osiris wie die Sterne neu gebären sollte. Aus diesem Glauben schöpfte man die Hoffnung, daß es auch den Toten so ergehe. Deshalb legte man in den Sargkammern Erdfiguren des Gottes nieder, aus denen das Korn zum Zeichen neuen Lebens aufsproßte.

Interessanterweise wurde Osiris auch mit einem Stier verbunden, den man in der Stadt Memphis an der Spitze des Deltas verehrte. Nach diesem Apis genannten heiligen Stier wurde unter den Rinderherden des ganzen Landes gesucht, mußte er doch bestimmte Forderungen erfüllen:



37 Aus dem toten
Osiris wächst Getreide
(nach Bonnet)

ein schwarzes Fell, ein weißes Dreieck auf der Stirn sowie Flecken in Form von Sonne und Mond besitzen. Darstellungen des Apis-Stiers zeigen deshalb auf seinem Körper eine Sichel oder einen Halbmond. Zwischen den Hörnern, die als Mondsymbole galten, sieht man die Sonnenscheibe mit der heiligen Uräus-Schlange, einer Kobra. Starb Apis, so wurde Landestrauer ausgerufen. Sorgfältig wurde der tote Stier einbalsamiert und dann prunkvoll bestattet. Eine der Grabstätten für die Apis-Stiere ist in Sakkara zum Vorschein gekommen, der Totenstadt am Rand der Libyschen Wüste, westlich von Memphis und etwa zweihundert Kilometer südlich vom heutigen Kairo. Es ist das Serapeum, ein in den Felsen getriebener Gang mit großen Seitenkammern. In ihnen stehen noch heute die riesigen Sarkophage, jeder über drei Meter hoch, über zwei Meter breit und vier Meter lang, aus einem einzigen Block roten oder schwarzen Granits beziehungsweise aus Kalkstein gehauen. Darin lagen die reichgeschmückten Stiere, ein lockendes und lohnendes Ziel für Grabräuber.

Die Verschmelzung von Osiris und Apis nannten die Ägypter Osorapis und die Griechen Serapis (davon ist Serapeum abgeleitet). In griechisch-römischer Zeit vereinigten sich in Serapis die charakteristischen Merkmale verschiedener Gottheiten: die des stiergestaltigen Osiris und Dionysos, des Himmels- und Donnergottes Zeus und des Sonnengottes Helios. Statuen zeigen Serapis, dessen linke Hand ein Zepter hält, während die rechte auf dem dreiköpfigen Höllenhund ruht, der den Eingang zur Unterwelt bewacht. Auf dem Haupte trägt der Allgott einen

Getreidescheffel, von dem Lichtstrahlen ausgehen. Zusammen mit Osiris-Serapis trat auch Isis ihren Siegeszug in der hellenistischen Welt an. Terrakotta-Figuren stellen Isis dar, wie sie auf einem Hund reitet – dem Sternbild Großer Hund (mit dem Hauptstern Sirius-Sopdet). Ähren und Füllhorn verraten uns, daß man Isis nach wie vor als Fruchtbarkeitsgöttin verehrte. Daß sie ebenfalls zur Allgöttin aufstieg, können wir aus einem Weihebild in Pompeji schließen, jener süditalienischen Stadt, die bei einem Ausbruch des Vesuvs im Jahre 79 u. Z. verschüttet wurde. Das Bild ist zwar recht ungeschickt gemalt, aber typisch für die mit Isis in der Spätantike verbundenen Vorstellungen. Mit dem rechten Fuß tritt die Göttin zum Zeichen ihrer Allgewalt auf die Erdkugel. Weil sie auch Himmelskönigin ist (andere Bilder zeigen sie im Sternenmantel!), sind auf dem weißen Hintergrund in regelmäßigen Reihen blaue, stilisierte Sterne angegeben. Außerdem schwebt ein Stern über dem Haupte von Isis, das die Sichel des Mondes schmückt. In der rechten Hand der Göttin sehen wir das Sistrum, eine Metallklapper, die in ihrem Kult verwendet wurde. Das Füllhorn in der linken Hand deutet an, daß Isis Fruchtbarkeit spendet, aber zugleich als Herrin des Glücks, des Zufalls und des



38 Statue des Allgottes Serapis



39 Isis auf einem Wandgemälde aus Pompeji

Schicksals, eben als Allgöttin gilt. Ihr gehorcht der Lichtbringer Phosphoros, der mit einer langen Fackel in der Hand neben ihr wiedergegeben ist. Von links reitet Helios, der Sonnengott, heran, ebenfalls viel kleiner gemalt als Isis, um so deren Übermacht noch zu unterstreichen. Helios hat die Labrys, die Doppelaxt, in der Hand, die uns schon im kretisch-minoischen Kulturkreis begegnete.

Mit der Verbreitung des Kultes um Isis, Osiris und Serapis in der gesamten hellenistisch-römischen Welt war eine steigende Bewunderung der altägyptischen Kultur verbunden, die schließlich zu einer regelrechten Ägypten-Romantik ausartete. Sie fand noch eine späte Nachblüte, als sich im 15. und 16. Jahrhundert humanistische Gelehrte intensiv mit den antiken Schriften befaßten und in vielem die Ansichten der Griechen und

Römer über das Nilland übernahmen. Für die neue Ägyptenbegeisterung zeugt ein Deckengemälde von Bernardino Pinturicchio (1454–1513) im Appartamento Borgia im Vatikan, das Episoden aus der Mythologie von Isis und Osiris darstellt: Osiris lehrt die Menschen, Früchte von den Bäumen zu pflücken, und Isis zeigt ihnen den Gebrauch des Pfluges. Die zerstückelte Leiche des Osiris ist ebenso wiedergegeben wie die Pyramide, in der er angeblich beigesetzt ist. Außerdem hat Pinturicchio die Verwandlung des Osiris in den Apis-Stier und dessen Verehrung gemalt. Wie eine Reliquie wird Apis unter Fahنشwenken, Trompeten- und Flötenklang in einem Tabernakel umhergetragen. Die Nachwirkung altägyptischer Vorstellungen wird uns auch an einem Prachtwerk Johann Melchior Dinglingers (1634–1731) deutlich, des Hofgoldschmieds Augusts des Starken. Es ist der sogenannte Apis-Altar, dessen Mittelteil die Überführung des Stieres auf dem Nil nach Memphis zeigt. In einer Beschreibung dieses Altars von Ragna Enking lesen wir:

»Der Stier, tiefschwarz, wie das Gebot es vorschrieb, in seiner Massigkeit das Urbild der Fruchtbarkeit, geschmückt mit einer Golddrahtdecke, deren mattweiße Perlensäume seine Schwärze noch erhöhen; das große Auge, die ruhevolle leichte Wendung des halbmondgeschmückten Hauptes geben ihm etwas von göttlicher Abgesondertheit, die durch die zitternden Windungen der gekrönten Schlangenleiber an seinem Baldachin noch verstärkt wird. Vor ihm, allem Geschehen auf dem Flusse abgewandt, sitzt der Priester, während auf der anderen Seite die leichte Drehung des Ruderers in die Gruppe die Bewegung bringt, aus der sogleich die Vorstellung der Fahrt entsteht – der Fahrt auf dem ›Vater der Ungeheuer‹. Denn geschmeidig, glitzernd kommen aus der Tiefe zwei Krokodile hervor, die geschuppten sumpfgrünen Leiber mit Diamanten besetzt, die sich zum Rückenpanzer zusammenfügen, das scharfzählig bewehrte Maul halb geöffnet . . .«

Wenn sich die Ägypten-Verehrung auch positiv auf die Phantasie mancher Künstler auswirkte, schoß sie doch häufig so ins Kraut, daß Goethe klagte:

»Nun soll am Nil ich mir gefallen,
Hundsköpfige Götter heißen groß:
O wär' ich doch aus meinen Hallen
Auch Isis und Osiris los!«

In Mozarts »Zauberflöte« ist vom Bund der »Weisheitslehre der Götter Isis und Osiris« die Rede. Aber zu dieser Zeit war man noch weit von

der richtigen Kenntnis des ursprünglichen Kultes um diese Götter entfernt, begann doch erst Anfang des 19. Jahrhunderts die Sprachforschung und Archäologie mit der wissenschaftlichen Erschließung der altägyptischen Kultur. Was man seitdem entdeckt und erforscht hat, ermöglicht die Einordnung der Mythen um Isis und Osiris in unser Thema. Wir wollten ja vor allem verwandte Züge des Osiris mit den mondhaften Dema aufzeigen. (Die Unterschiede haben wir hier nicht berücksichtigt.) Diese merkwürdigen Gottheiten haben wir bei den Ceramesen und Marindanim kennengelernt und dabei von den drei (ursprünglich wahrscheinlich identischen) Mondmädchen Satene, Rabie und Hainuwele gehört. Ähnlichkeiten mit Schicksal und charakteristischen Eigenschaften der Dema begegneten uns in Südrhodesien im Zusammenhang mit der erdrosselten Tochter des Mondkönigs, beim indisch-iranischen Gott Soma-Haoma und schließlich beim Stieropfer, das der Gott Mithras vollzog. Auf demaähnliche Züge stießen wir im Kult des Dionysos, der Persephone und Demeter sowie bei Isis und Osiris. Immer wurde dabei die merkwürdige Verflechtung des Kultes mit dem Pflanzenwuchs und dem Mond sichtbar. Adolf Jensen meint, daß die Wurzeln dieser Vorstellungen in einer »geschlossenen Kultur der Frühzeit« liegen müßten, die sich einst über weite Gebiete der Erde ausgebreitet habe. »Ausbildung und Blüte« dieser Kultur sollen »vor der Entwicklung der Hochkulturen gelegen haben«. Das mit ihr verbundene Weltbild existiert noch heute »bei Völkern mit ausgesprochen altertümlicher Kultur«, die vor allem »von Baum- und Knollenfrüchten« leben. Als Ausdruck ihrer Lebens- und Erwerbsweise sind in den Mythen dieser Völker Mond, Pflanze, Mensch, Tod und Totenreich, Hochzeit, Zeugung und Geburt aufs engste miteinander verbunden.

IV. Verbängnisvolle Mythen um die Sterngötter

Schon seit frühester Zeit haben Menschen darüber nachgedacht, wodurch die Welt so geworden ist, wie wir sie nun vorfinden. In den Überlieferungen der alten Völker stoßen wir daher immer wieder auf die Frage, was »im Anfang« war. Erstaunlicherweise kennzeichnen viele Mythen den ursprünglichen Zustand der Welt mit derselben Formulierung: »Als noch nicht...« Dann wird aufgezählt, wer und was anfangs noch nicht vorhanden war. So lesen wir in einem Text aus der Frühzeit des alt-ägyptischen Reiches, der die Verherrlichung des Königs zum Ziel hatte und seine Geburt deshalb an den Beginn aller Zeiten hinaufrückte: »Pepi ist geboren, als noch nicht der Himmel entstanden war, als noch nicht die Erde entstanden war, als noch nicht die Menschen entstanden waren, als noch nicht die Götter geboren waren, als noch nicht das Sterben entstanden war.« Man kann das alles in dem Satz zusammenfassen: als es die jetzige Weltordnung noch nicht gab. Das bedeutet aber keinesfalls, die Welt sei aus dem »Nichts« geschaffen worden. Man wollte nur betonen, daß alles, was nun als Person auftritt oder unterscheidbare Ordnung und Gestalt besitzt, im Anfang noch ungeschieden, ungeordnet und gestaltlos war. Die Griechen nannten diesen ursprünglichen Zustand Chaos; es wurde durch eine Reihe von Bildern symbolisiert, von denen das Urmeer eines der bekanntesten und verbreitetsten ist.

Das Meer scheint in der Tat dem Urzustand der Welt zu gleichen. Selbst gestaltlos, löst es auch alle Formen auf und führt sie scheinbar wieder in ein Anfangsstadium zurück. Es ist voll Leben und zugleich dessen Voraussetzung; denn nur, wo das feuchte Element hingelangt, weicht die Dürre des Todes dem Reichtum unerschöpflichen Wachstums. In grandioser Monotonie verliert sich das Meer in grenzenlose Weite. Eben noch glatt wie ein Spiegel, vermag es sich unversehens in ein brüllendes und schäumendes Untier zu verwandeln, das alles verschlingt und fortreißt. Welch ein Spannungsbogen zwischen Regungslosigkeit und wildester Bewegung! Welch ein Kraftfeld, das auf die Geburt von etwas ganz Neuem hinzudrängen scheint! »Alles ist aus dem Wasser entstanden«, verkündete Thales von Milet, den man im Altertum zu den Sieben Weisen zählte. Das Wasser ist der Urstoff, aus dem alles kommt und in den alles zurückkehrt. Auch die Erde, deren Kugelgestalt Thales lehrte, schwamm nach seiner Meinung in der Mitte der Welt auf dem Urgewässer.

Die Tiere, die in den alten Weltbildern eine beträchtliche Rolle spielen, sind ebenfalls mit dem mythischen Urmeer und dem Anfangsgeschehen verbunden. Meist gelten diese Tiere als Urahnen und Stammväter aller jetzigen Lebewesen. Aber kosmische wie irdische Vorgänge sollen ja zyklisch, in ewiger Wiederkehr stattfinden. Deshalb wundert es nicht, wenn wir von der vermeintlichen Macht der Urtiere hören, die Welt ins wäßrige Chaos zurücksinken zu lassen, um danach eine neue Schöpfung ins Leben zu rufen. Verständlicherweise stehen diese schöpferischen Tiere in enger Beziehung zum Mond, der wegen seines Lichtwechsels als eindrucksvolles Sinnbild der ewigen Wiederkehr galt und dem man außerdem Regen und Überschwemmung zuschrieb. Mit ihm brachte man auch Hund und Schlange in Verbindung.

Über den Coyoten, den Präriehund, erzählten nordamerikanische Indianer, er sei der Vater und Häuptling aller Menschen gewesen. Einst überfluteten gewaltige Wassermassen das gesamte Land und ließen nur noch die höchsten Bergspitzen als kleine Inseln frei. Allein der Coyote wußte damals, wie ein Kanu gebaut wird, und das errettete ihn und einige seiner Freunde. Sie stiegen in das schnell gefertigte Boot und wurden darin tagelang umhergetrieben, bis sie schließlich an einem Berggipfel strandeten. Ebenso rasch, wie die Fluten gekommen waren, sanken sie auch wieder, so daß die Überlebenden das Boot verlassen konnten. Es ist noch heute, in Stein verwandelt, auf dem Berge zu sehen. In ihm sitzen drei Personen, die Ahnherren der verschiedenen Clans. Eine Illustration dieser Mythe, die offenbar weit verbreitet war, bietet uns ein kleines sibirisches Kunstwerk. Es stellt ein Boot dar, das vermutlich die Mondsichel symbolisiert. In ihr sitzen die drei Urahnen. Das Boot selbst



40 Die drei Urahnen in der Mondsichelbarke (nach Hentze)



41 Altchinesisches Eulengefäß mit Federschlange als Flügel (nach Hentze)

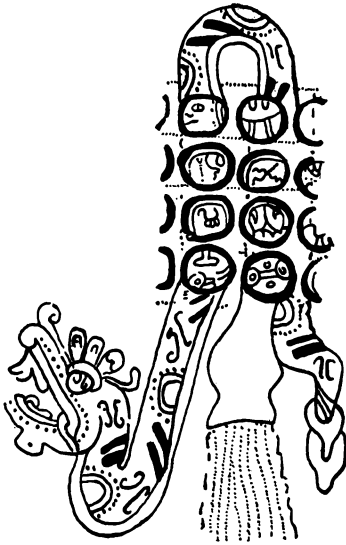
verzieren vier Schlangen, zu Paaren angeordnet. Sie verschlingen sich gegenseitig, so wie der Mond scheinbar periodisch von der Dunkelheit verschluckt und wieder ausgespien oder geboren wird. Unter den Schlangen ist der Mondhund zu sehen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hat man die Schlange schon viel früher mit dem Mond in Verbindung gebracht als den Hund. Vor allem ihr seltsames Doppelleben gab zu mancherlei Spekulationen Anlaß. Während des Winters verbirgt sie sich in der Dunkelheit des Erdschoßes und kehrt im Frühling aus ihr zurück. So lag eine Verknüpfung mit der Symbolik von Finsternis und Tod, Licht und Leben nahe. Als erdverbundenes Tier verkörperte die Schlange auch die Fruchtbarkeit, und ihre Häutung war ein Zeichen für Erneuerung und Wiedergeburt. Alles das brachte sie zwanglos in Beziehung zum Mond.

Solche Analogieschlüsse muten uns zwar seltsam an, sind aber für die mythenbildende Phantasie typisch. Auf fast allen Kontinenten begegnen wir dem Zusammenhang zwischen Mond – Schlange – Dunkelheit – Wasser – Sintflut – Licht und Neuschöpfung. Die Beispiele dafür sind in Kunst und Mythologie nahezu Legion. Auf südamerikanischen Bronzeplaketten zum Beispiel sehen wir Schlangen in S-Form, die der Doppelspirale ähnelt und den Mondwechsel sowie das befruchtende Gewitter

versinnbildlichen könnte. Die Schlangenleiber sind deshalb wohl auch mit Wellenlinien, Blitzsymbolen und weiblichen Geschlechtsorganen versehen. Der Deckel eines Kultgefäßes aus dem alten China stellt dagegen den stark stilisierten Kopf einer Eule dar, eines Dämons der Nacht und Dunkelheit. Ihre Flügel bestehen jedoch aus zwei Schlangen, deren Körper ein S bilden und mit M-förmigen Zeichen, den Symbolen für fließendes Wasser, bedeckt sind. Parallele Häkchen an den Schlangenleibern deuten Vogelfedern an. Die Eule hat also Federschlangen als Flügel! Das ist auch bei anderen Eulengefäßen der Fall. Wir haben hier ein Misch- und Fabelwesen vor uns, von denen es in Kunst und Mythologie viele gibt.

Die größte Rolle spielten solche legendären, mit Federn versehenen Ur- und Wasserschlangen in Mittelamerika. Sie machen uns den ungeheuren Einfluß deutlich, den die alten Weltbilder und die damit verbundenen Mythen auf Leben und Schicksal der Völker ausübten. Das trifft auch auf die Maya zu, deren hochentwickelte Kultur in einem Gebiet verbreitet war, das der Größe nach den Britischen Inseln entsprach. Es reichte von den feucht-tropischen Waldgebieten und vulkanischen Hochebenen Guatemalas und Westsalvadors bis zum flachen, wasserarmen Karstland der Halbinsel Yucatan. Spanischen Berichten zufolge sollen die Maya zahlreiche Aufzeichnungen über astronomische und landwirtschaftliche Belange, über Gesetze, Opfer, Riten, Heilmittel, Seuchen und anderes besessen haben. Infolge der blinden Zerstörungswut der spanischen Eroberer ist davon jedoch fast nichts erhalten geblieben. Drei Handschriften lassen uns noch die ehemalige Vielfalt der Schrifttradition ahnen. Sie werden in Paris, Madrid und Dresden aufbewahrt und zählen zu den bedeutendsten bibliophilen Kostbarkeiten. Die älteste und schönste Maya-Handschrift ist zweifellos die der Sächsischen Landesbibliothek Dresden. Sie besteht aus 39 doppelseitig beschriebenen, 20,5 Zentimeter hohen Blättern, die ursprünglich durch dünne Klebehäutchen miteinander verbunden waren und wie ein Faltalbum zusammengelegt werden konnten. Ihre Gesamtlänge beträgt 3,56 Meter. Helmut Deckert, der eine Geschichte und Bibliographie des »Codex Dresdensis« verfaßt hat, urteilt, daß dieser »eine wohl von verschiedenen Händen geschriebene Sammelhandschrift mythologisch-astrologischer und astronomisch-kalendarischer Aufzeichnungen« bildet, »deren Exaktheit besonders bei den Tafeln der Mond- und Sonnenfinsternisse und der Venusumläufe den erstaunlich hohen Stand der Maya-Astronomie und -chronologie unter Beweis stellt«. Von den Planeten muß vor allem die Venus in der



42 Aus der Federschlange der Maya
fließt Wasser (nach Hentze)

Mythologie hervorgetreten sein. Wie aufmerksam sie beobachtet wurde, zeigt zum Beispiel die Seite 24 des Kodex, die »eine Multiplikationstafel für die Konjunktionen des Planeten Venus und Korrekturen zur Berechnung der Venusumläufe« enthält. Auf den Seiten 25 bis 29 ist verzeichnet, wann die Venus im Laufe von 312 Jahren als Morgen- und Abendstern erscheint. Dagegen finden wir auf den Seiten 30 bis 37 »Berechnungstafeln der Mond- und Sonnenfinsternisse, die 405 aufeinander folgende Mondumläufe in einem Zeitraum von $32\frac{3}{4}$ Jahren (11 960 Tagen) und 69 Sonnenfinsternisse angeben. Die Vorderseite des Kodex schließt mit Berechnungstafeln für Konjunktionen anderer Planeten und enthält auf der letzten Tafel der Vorderseite . . . symbolische Darstellungen der Konjunktionen von Sonne, Mond und 5 Planeten in Kampfszenen.«

Das erstaunliche astronomische und kalendarische Wissen der Maya war also eng mit mythologischen und astrologischen Vorstellungen verbunden. Ein Beispiel dafür ist auch die Seite 53 des Kodex, auf der wir eine merkwürdige Szene erblicken. Aus dem Maul des Himmelsdrachens, einer Verkörperung des Gottes Itzamna, ergießen sich gewaltige Wassermassen auf die Erde und führen dort eine katastrophale Überschwemmung herbei. Den Körper des Ungeheuers bedecken Symbole für Sonnen- und Mondfinsternisse, aus denen gleichfalls Wasser fließt. Bei sol-

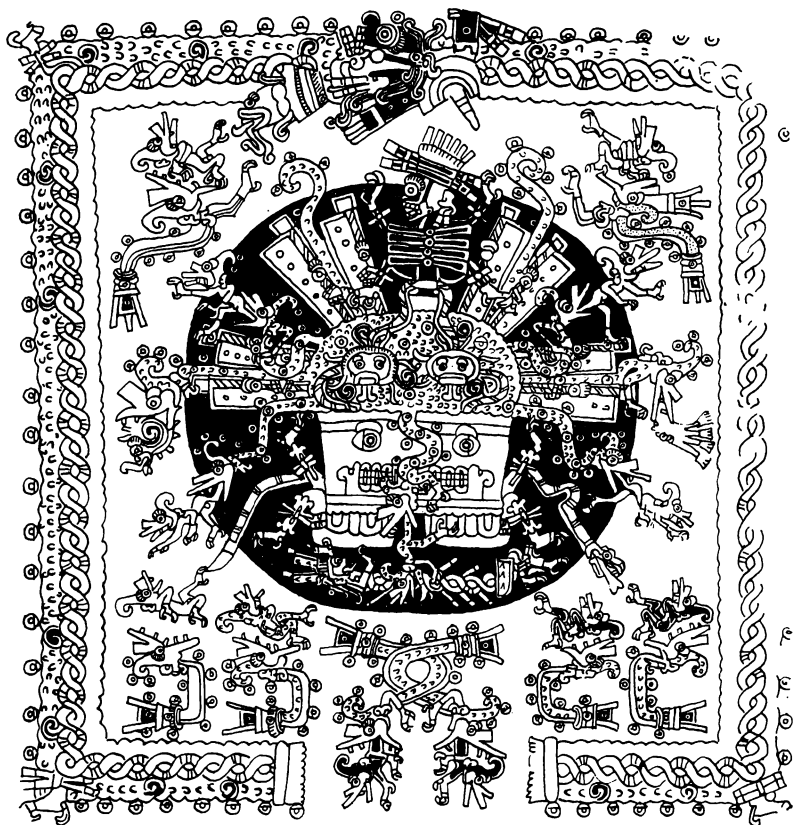
chen Finsternissen sollte nämlich der Weltuntergang drohen. Unterhalb des Drachens nehmen zwei Götter an dem Zerstörungswerk teil: Ixchel, die Mondgöttin mit der Schlangenkopfbinde und gekreuzten Knochen auf dem Rock, sowie Eckchuah, eine schwarze Gottheit mit Speeren und Skorpionschwanz. Das Bild ist allerdings auch als Weltschöpfungsszene gedeutet worden, was nach dem Glauben der Maya kein Widerspruch wäre. In Mittelamerika meinte man nämlich allgemein, daß die verschiedenen »Weltzeitalter« durch Katastrophen beendet und zugleich neu beginnen würden. Übrigens ist in der Madrider Maya-Handschrift ebenfalls wiedergegeben, wie aus dem Körper der himmlischen Federschlange gewaltige Wassermassen herabstürzen.

Auch andere mittelamerikanische Völker haben die Federschlange mit dem Wasser und dem Himmel verbunden. Häufig tritt sie uns als Relief oder als stützende Säule entgegen, und manchmal symbolisieren aneinandergereihte Schlangen das Firmament. Besonders interessant sind die Wiedergaben der Federschlange in Teotihuacan, dem »Ort, wo man zum Gotte wird«. Diese ehemalige Metropole der Teotihuacan-Kultur liegt 40 Kilometer von der heutigen Hauptstadt Mexiko entfernt. An den Wänden des Zentraltempels der alten Stadt sehen wir Federschlangen, deren Leiber als Relief ausgehauen wurden, während die Köpfe mit den Raubtierzähnen vollplastisch vorspringen. Die Federn auf dem Körper, am Schwanz und Kopf ahmen die metallisch-grünen Schwanzfedern des Quetzal-Vogels nach, der in den tropischen Urwäldern Guatemalas lebt. Hier am Zentraltempel windet sich die Federschlange um die stilisierten Köpfe des Maisgottes, zu dem sie, ebenso wie zum Gott des Regens, in engster Beziehung steht. Sie selbst scheint im Wasser zu schwimmen, denn sie wird von Schnecken und Muscheln umgeben. Ursprünglich symbolisierte sie ja das Meer, dann aber auch den Nachthimmel. Angeblich überspülte nämlich nachts der Ozean (das Urmeer) die Ränder der Erde und überflutete dann den Himmel. So war die ganze Welt vom Wasser umgeben und bedroht.

Die Federschlange galt auch als Verkörperung beziehungsweise »zweites Ich« des Gottes Quetzalcoatl. Der Name dieser merkwürdigen und vielschichtigen Gottheit bedeutet »die mit grünen Quetzal-Federn bedeckte Schlange«. Ihr Widersacher war der Gott Tezcatlipoca. Er wurde häufig als Jaguar dargestellt, den man in den Sternen um den Himmelsnordpol zu erblicken glaubte, während sich die gefiederte Schlange in den dreizehn mexikanischen Sternbildern des Himmelsäquators verkörpern sollte. Beide Tiere personifizierten also den Gegensatz zwischen

Nord- und Südsternen. Quetzalcoatl herrschte angeblich als Priester und König in der »Binsenstadt« Tollan, wo er Kalender und Schrift erfand. Seine Regierung, ein »goldenes Zeitalter«, währte jedoch nicht lange. Denn seine Gegner, angeführt von dem finsternen Tezcatlipoca, verleiteten den milden und gerechten Herrscher zu Ausschweifungen und Trunksucht und stürzten ihn ins Unglück. Da verließ der König Tollan und floh mit seinen Dienern ins »Land der Morgenröte«, wo er sich in einem Jahre »Eins Rohr« am Ufer des Meeres verbrannte. Aus seinem Herzen entstand der Morgenstern. Das ist wohl eine mythische Deutung des Mondschicksals, denn dieser wandert nach Osten auf die Sonne zu, in deren Strahlen er »verbrennt«, während in der Dämmerung der Morgenstern über dem Osthorizont auftaucht.

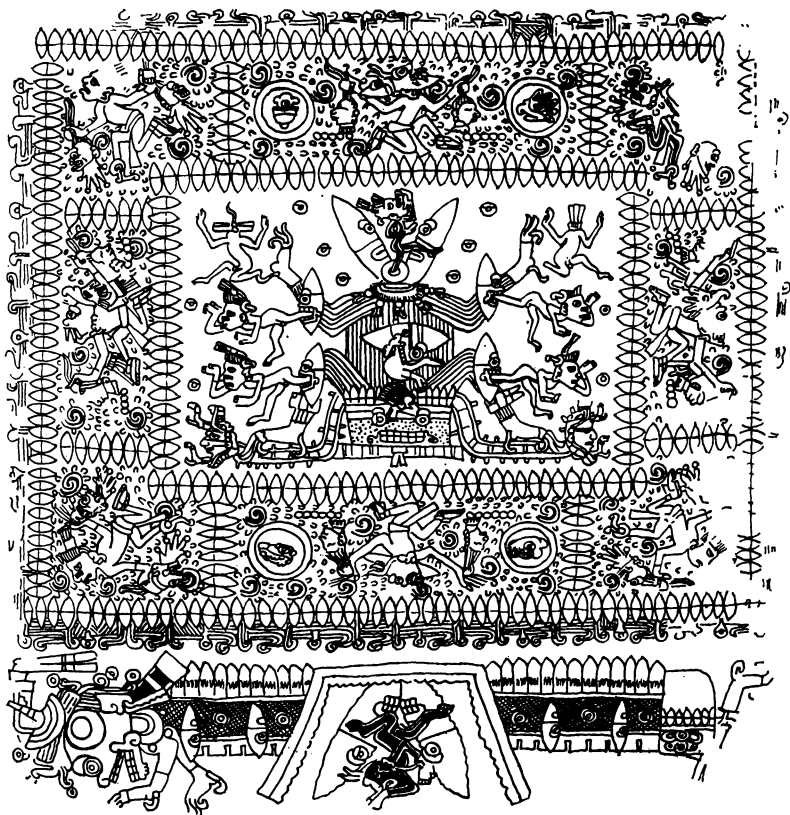
Leiden, Sterben und Wiederkehr des Gottes sind in einer einzigartigen, an Ideenreichtum und künstlerischer Qualität unübertroffenen Bilderhandschrift dargestellt, dem »Codex Borgia«. Er heißt nach dem Kardinal Stefano Borgia, in dessen Besitz sich das Werk Ende des 18. Jahrhunderts befand. Der Kodex besteht aus 39 aneinandergeklebten Blättern, die man wie ein Faltalbum zusammenlegen kann. Ausgebreitet ist er fast 10,5 Meter lang! 19 Blätter erzählen von Quetzalcoatl und seiner »Höllenfahrt«, die der Amerikanist Eduard Seler entschlüsselt und gedeutet hat. Ihr zugrunde liegt das astronomische Wissen um die Sichtbarkeit der Venus als Abend- und Morgenstern. Das großartige »Epos« beginnt mit dem Tod des Gottes. Auf dem ersten Blatt des Zyklus sehen wir nämlich eine Urne, die die Asche Quetzalcoatl's enthält. Diese stäubt aus der Urne heraus. Zwischen ihr erblicken wir lange, schmale Streifen, die Todesfahnen, sowie Spiralen und Wirbel, die zum Teil in einen Quetzalcoatl- oder Windgottkopf enden. (Quetzalcoatl galt auch als Gott des Windes.) Derselbe Gott kommt aus den aufgerissenen »Schnäbeln« der Köpfe hervor. Er bleibt also nicht im Tode, sondern wird aus der Asche wiedergeboren. Darauf weisen ebenfalls die Schlangen in den Ecken hin, die mit aufgerissenem Rachen den Gott freilassen. Die Urne selbst ist von einem dunklen, runden Gebilde umgeben, das den Eingang in die Unterwelt und zugleich deren Mitte symbolisiert. Hier ist also der verstorbene Gott beigesetzt, und daher besitzt die Urne ein Skeletts Gesicht sowie Arme und Beine aus Knochen. Zwischen den Todesfahnen sehen wir außerdem ein Mumienbündel (es versinnbildlicht gleichfalls den toten Quetzalcoatl), während die Urne auf einer lang hingestreckten Erd- und Todesgöttin steht. Eine solche Gottheit umschließt in Form eines Rechtecks auch die gesamte Mitte der Unterwelt.



43 Die Aschurne des Gottes Federschlange in der Mitte der Unterwelt (nach Selser)

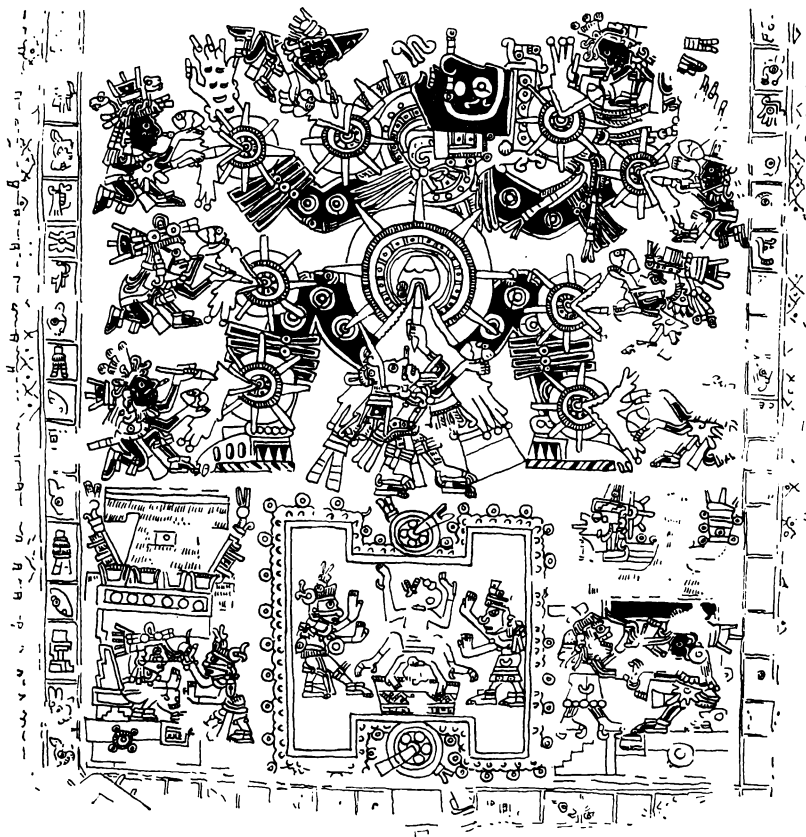
An zwei Seiten ist jedoch ihr mit Stern-Augen besetzter Leib durchbrochen: einmal durch Kopf und Gesicht der Göttin, die alles Lebendige verschlingt, und dann durch eine breite Öffnung gegenüber, die in den nächsten Raum der Unterwelt führt. Dorthin gelangen zwei Windgott- oder Quetzalcoatl-Schlangen, aus denen der Gott als Mond und Morgenstern hervorgeht.

Auf den folgenden Blättern lernen wir das Schicksal Quetzalcoatl's im Osten, Westen, Norden und Süden der Unterwelt kennen. Besonders aufschlußreich ist der Südbezirk, dessen breiter Rand aus acht Feldern besteht, die innen und außen mit Steinmessern besetzt sind. In der Mitte



44 Im Süden der Unterwelt werden die Gestirne zerstückelt (nach Seler)

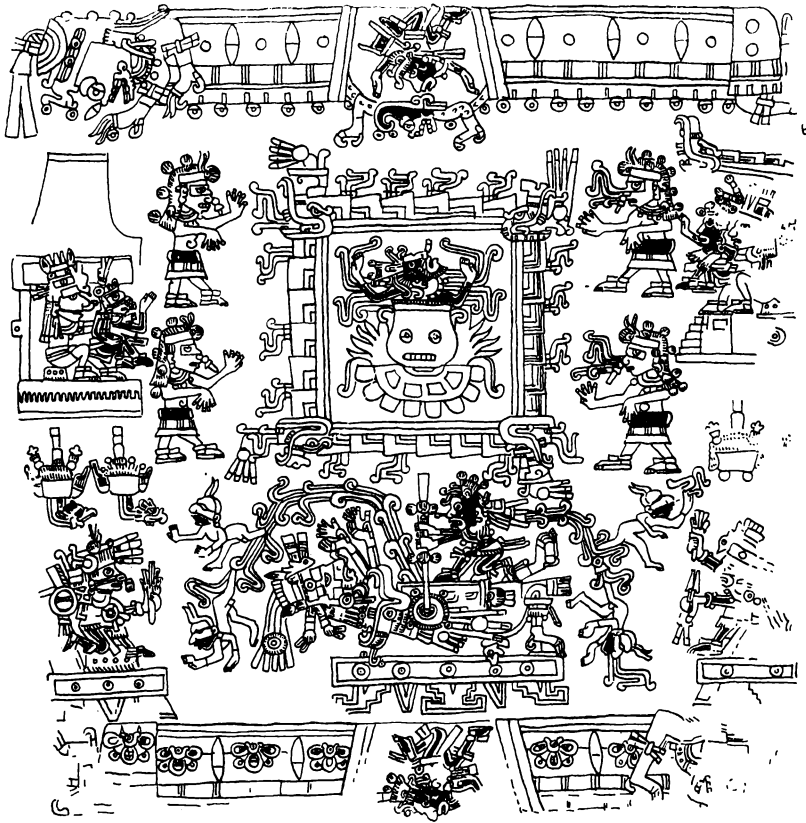
dieses Raumes sitzt in einer Schale eine Erd-, Mond- und Todesgöttin, die statt des Kopfes ein Messerpaar aufweist, zwischen dem der Gott Tezcatlipoca erscheint. Wir sehen ihn auch zwischen den Messern, die an den Unterarmen und Unterschenkeln der Göttin befestigt sind. Ihre Brust verziert ein besonders großes und schönes Steinmesser, dem Quetzalcoatl als Morgenstern entspringt. Diese und alle anderen Figuren des Blattes kennzeichnen den Süden als einen Raum, in dem Mond und Venus beziehungsweise die Sterne überhaupt getötet und zerstückelt werden. (Im Süden des Himmelsgewölbes bewegt sich ja der abnehmende Mond scheinbar auf die Sonne zu und verliert dabei Stück für Stück.)



45 Die schwarze Nachtsonne wird geopfert (nach Seler)

Dann tritt Quetzalcoatl zwischen zwei Messern heraus, die sich im offenen Leib einer großen Erd- und Todesgöttin befinden. Nachdem nämlich der Gott als Mond gestorben ist, sich in den Morgenstern verwandelt und die verschiedenen Räume der Unterwelt passiert hat, wird er nun als Abendstern am Westhimmel sichtbar.

Wir wollen nur kurz umreißen, was er dort alles erlebt. Er besucht das Haus der schwarzen und das der roten Schlange, die beide als Stufenpyramiden wiedergegeben sind – Sinnbilder des Himmels und zugleich der Pfeiler im Norden und Süden, zwischen denen die Sterne verschwinden oder aufgehen. Auf seinem Wege nimmt Quetzalcoatl ein



46 Entzünden des Sonnenfeuers und Aufgang der Sonne (nach Seler)

merkwürdiges Paket mit, aus dem ebenfalls, wie bei der schon erwähnten Urne, Asche mit Windgottköpfen aufwirbelt. Der neue Abendstern hat also die Überreste des alten, seines Vorgängers, gefunden; der verbrannte Gott des Abendsterns ist zurückgekehrt und hat sich im neuen verjüngt. Beide sind scheinbar verschieden und doch identisch, wie der alte und der junge Mond, Vater und Sohn, Mutter und Tochter oder die Getreide- beziehungsweise Maiskörner.

Aber die Venus ist nicht ständig im Westen als Abendstern zu sehen. Nachdem sie sich scheinbar von der Sonne immer weiter entfernt hat, kehrt sie um und wandert wieder auf sie zu, um schließlich in ihren

Strahlen erneut zu »verbrennen«, das heißt unsichtbar zu werden. Nun muß Quetzalcoatl wieder die Räume der Unterwelt durchheilen. Hier sehen wir auch den nächtlich-schwarzen Sonnengott, dessen Mitte eine große Sonnenscheibe mit einem Menschenherzen einnimmt, in das Quetzalcoatl hineinsticht. Neun andere Quetzalcoatl-Figuren stoßen ihr Messer in ebenso viele Sonnenscheiben, die an den Gliedern der »Nachtsonne« angebracht sind. Die Sonne stirbt also in der Unterwelt, aber sie bleibt nicht im Tode. Deshalb sind rechts und links unterhalb des geopfertem Gottes zwei Tempel dargestellt, die »Pfeiler«, zwischen denen die Sonne aufgeht. Auf einem Ballspielplatz kommt sie zur Welt, geboren von einer Figur mit Totenschädel, denn Leben und Tod gehören stets zusammen.

Auf seinem weiteren Wege durch die Unterwelt tritt Quetzalcoatl auch in doppelter Gestalt auf, als alter und als junger Gott. Im Ballspiel besiegt der junge den alten, wirft diesen über einen Opferstein und reißt ihm das Herz aus der geöffneten Brust. Der zerstückelte Körper fällt in den tiefsten Raum der Unterwelt, wo die Herrin des Totenreichs sitzt. Dann kommen die Leichenteile in einen Kochtopf und werden zusammengeschmort oder gesundgebrannt – eine Variante der Verjüngung und Verwandlung aus der Asche. Schließlich gelangt der Gott in die Region des Osthimmels, in der die geopfertem Krieger wohnen und in der Quetzalcoatl als Morgenstern strahlt. Auf dem letzten Blatt des Zyklus begegnen wir dem Gott noch einmal, aber nicht als Mond oder Venus, sondern als Sonne! Damit wollte man wohl andeuten, daß sich hinter den verschiedenen Erscheinungen doch ein und dieselbe Gottheit verbirgt. Dieses letzte Blatt der »Höllenfahrt der Federschlange« stellt einen Raum dar, in dessen vier Ecken Feuergötter in ihren Tempeln sitzen. Quetzalcoatl erbohrt das Feuer, das dann die Sonne mitnimmt, im Herzen einer liegenden Göttin. Dem Rauch entspringen vier Feuergötter, während vier Dienerinnen des Feuers um ein Rechteck stehen, das durch die Leiber von vier Feuerschlangen gebildet wird. Dort sitzt Quetzalcoatl erneut in einem Kochtopf, in dem er verjüngt wird, um endlich durch den Leib der großen Erdgöttin die Unterwelt zu verlassen und als Sonne am Osthimmel aufzugehen.

Ein erstaunliches Schicksal hat sich damit vor unseren Augen vollzogen. Es ist die mythische Deutung des Laufes von Sonne, Mond und Venus, die eng mit dem Gott Quetzalcoatl verwandt sind. Aber den Mythen um diese Gottheit und ihre einstige Herrschaft in Tollan liegt wahrscheinlich auch ein historischer Kern zugrunde. Tollan war nicht nur ein

legendärer Ort, sondern zugleich eine Stadt in der Nähe des heutigen Tula, etwa 70 Kilometer nördlich von Mexiko City. Hier soll im Jahre 977 der Priesterkönig Ce acatl topiltzin, Unser Fürst Eins Rohr, die Regierung über das Volk der Tolteken angetreten haben. Er hieß so, weil er, wie Quetzalcoatl, nach dem mexikanischen Kalender in einem Jahr Eins Rohr geboren wurde. Sein Schicksal verschmolz im Mythos mit dem des Gottes. Vermutlich war er ein religiöser Reformator, der aus Tollan vertrieben wurde. Wie aus alten Chroniken hervorgeht, schlug er sich mit seinen Anhängern bis zur 1220 Kilometer entfernten Maya-Stadt Chichen Itza auf der Halbinsel Yucatan durch. Dort nannten die Maya den Tolteken-Herrscher Kukulcan, und sie sagten bezeichnenderweise von ihm, er sei »das Herz des Meeres« und »die Schlange, die im Wasser schwimmt«.

In der neuen Heimat hielten die Tolteken mit erstaunlicher Zähigkeit an den alten Sitten und Gebräuchen, Kunst- und Kultformen fest. Dazu gehörten auch Himmelsbeobachtungen und Kalenderkunde, die Ce acatl schon in Tollan eingeführt und dann mit nach Chichen Itza übernommen hatte. Der Überlieferung zufolge ließ er dort den merkwürdigen Rundturm Caracol, »Die Schnecke«, errichten. Die untere der beiden Plattformen dieses Gebäudes stammt jedoch schon aus der vorhergehenden Maya-Zeit. Auf der ursprünglichen Plattform stand zuerst nur ein Steinklotz mit zwei Säulen, deren Schattenwurf vermutlich dazu diente, die Himmelsrichtungen und den Beginn der Jahreszeiten zu bestimmen. Über der ersten legten die Tolteken dann die zweite Plattform an mit dem 9 Meter hohen Turm – eine Bauweise, die den Maya bis dahin unbekannt war. Die Mauern im Obergeschoß des Caracol waren mit sieben schmalen rechteckigen Öffnungen versehen, durch die man die Zeitpunkte der Winter- und Sommersonnenwende sowie der Tagundnachtgleichen und den Monduntergang zu Frühlingsbeginn ermitteln konnte. Der Turm war also ein astronomisches Observatorium, das noch heute von der großen Beobachtungskunst der Tolteken und Maya zeugt.

Ein Glanzstück toltekischer Architektur in Chichen Itza ist auch der 168 Meter lange Ballspielfeld, auf dem die Akustik noch heute so gut ist, daß man selbst geflüsterte Worte 150 Meter weit hören kann. Acht-fach hallt das Echo von den Wänden zurück. Auf dem Südende der östlichen Mauer steht der Jaguar-Tempel, ein gedrungener Bau, dessen Portal gewaltige Federschlangen säumen. Hier saßen einst die Priester und höchsten Würdenträger, um gespannt das kultische Ballspiel zu verfolgen. Federschlangen in Säulenform treffen wir auch am Portal des

Kriegertempels von Chichen Itza, der, wie das Heiligtum des Morgensterngottes in Tollan, eine mehrstufige Pyramide krönt. Die Köpfe der Federschlangen schmiegen sich an den Boden, und die senkrecht aufragenden Körper mit den Schwanzklappen trugen früher das Dachgebälk. Den Stufenpyramiden war eine imposante Pfeilerhalle vorgelagert, aus der eine Treppe zum Tempel emporführte. In Chichen Itza wurde die Halle auf der Westseite von 60 rechteckigen Pfeilern getragen, die, in vier Reihen angeordnet, im Durchschnitt 2,60 Meter hoch waren. Welche Mühe wird es den Bildhauern bereitet haben, alle vier Seiten dieser Pfeiler mit kunstvollen Reliefs zu schmücken! Schließlich stoßen wir noch einmal auf Schlangensäulen im Portal des sogenannten Kukulcan-Tempels, dessen Stufenpyramide das Welt-Bild der mittelamerikanischen Völker symbolisiert. Ihre neun Absätze sollten nämlich neun übereinanderliegende »Himmelsschichten« wiedergeben, die die Sonne täglich hinauf- und herabsteigt. Auf den vier Seiten dieser Pyramide führen Treppen mit insgesamt 364 Stufen zum Tempel auf der obersten Plattform. Er steht auf einem Untersatz, der die 365. Stufe bildet und damit die Gesamtzahl der Tage eines Jahres angibt. Die größte Überraschung erlebten die Archäologen jedoch, als sie einen Tunnel durch die Pyramide trieben. Sie umhüllt nämlich einen älteren Stufenbau samt dessen krönendem Heiligtum. In ihm fand man noch einen leuchtend rot bemalten Jaguar-Thron aus Stein. Er ist mit 80 grünen Jadescheiben versehen, die die Flecken im Fell des Tieres und seine Augen versinnbildlichen. Auf diesem Thron sollte der Sonnengott Platz nehmen. Ihm hatte man ein Sonnensymbol, eine runde Holzscheibe mit Türkisüberzug, sowie Perlen und Jadeschmuck auf den Thron gelegt.

Die Mythen um Quetzalcoatl und seine verheißene Wiederkehr wirkten sich jedoch nicht nur auf Kunst und Kult aus, sondern sie spielten auch im Schicksal der Azteken eine verhängnisvolle Rolle. Als nämlich die Spanier unter ihrem Anführer Cortez im Gebiet des heutigen Vera Cruz landeten, war nach dem mexikanischen Kalender gerade wieder ein Jahr Eins Rohr, also das Geburts- und Sterbejahr Ce acatl-Quetzalcoatl, angebrochen. In einem Jahr gleichen Namens wollte der Gott zurückkehren, um erneut seine Herrschaft anzutreten. So hielten die bestürzten Azteken Cortez zunächst für den wiedergekommenen Gott, der ebenfalls ein fremdartiges Gewand, weiße Hautfarbe und Bart besessen haben sollte. Moctezuma, König der Azteken, schickte Cortez kostbare Geschenke, darunter die Schlangenmaske und die Federkrone vom Ornat des Priesterfürsten, die sich heute im Wiener Museum für Völker-

34 Hörnertiere ziehen
den Wagen des
Mondgottes. Persische
Silberschale.
6. Jh. u.Z.



35 Der Komet Arend-Roland war 1957 mit bloßem Auge erkennbar

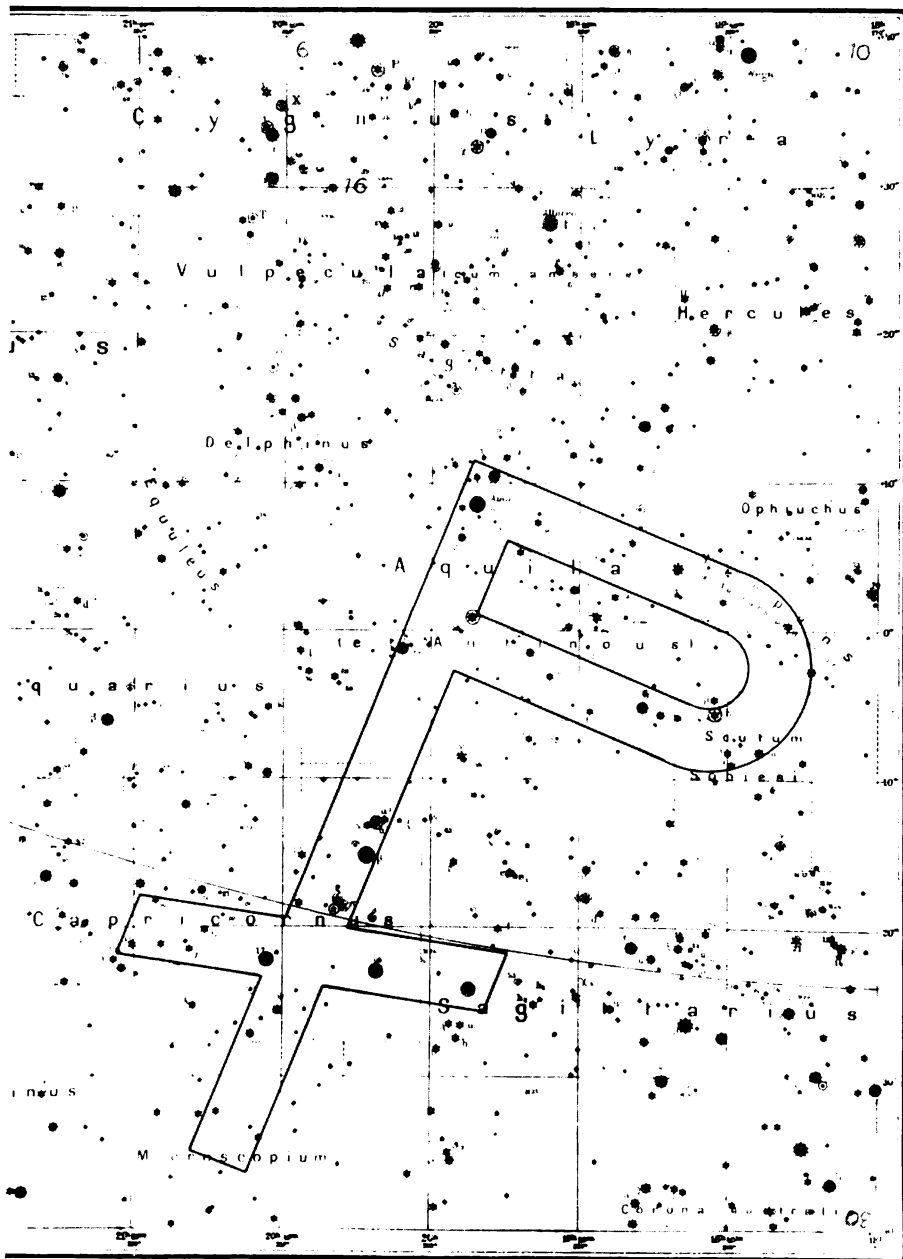




36 Seelenschiff mit mythischer Szene auf einem Kultgewebe aus Indonesien



37 Totenschiffe und Tiere auf einem Kultgewebe aus Indonesien



38 Vermutliche Deutung der Konjunktion im Oktober 312 durch Kaiser Konstantin

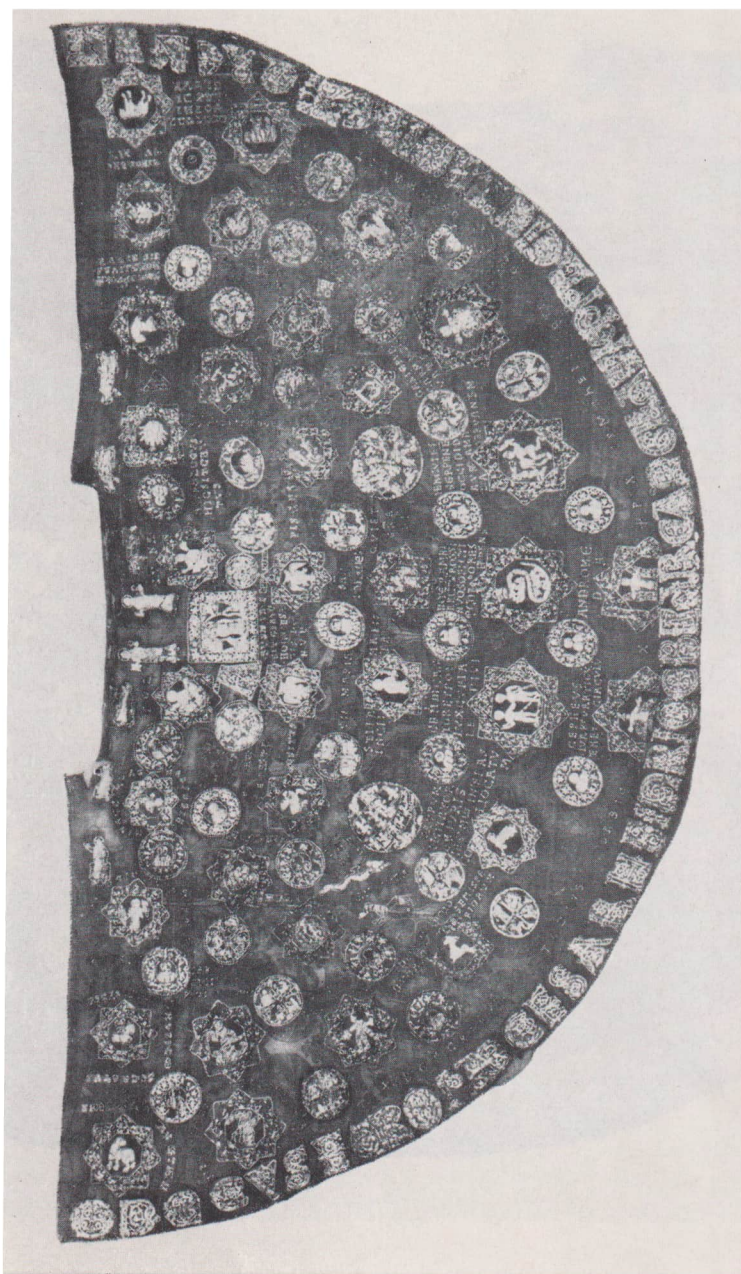


39 Die Kinder des Saturn. Illustration einer 1404 in Ulm entstandenen Handschrift

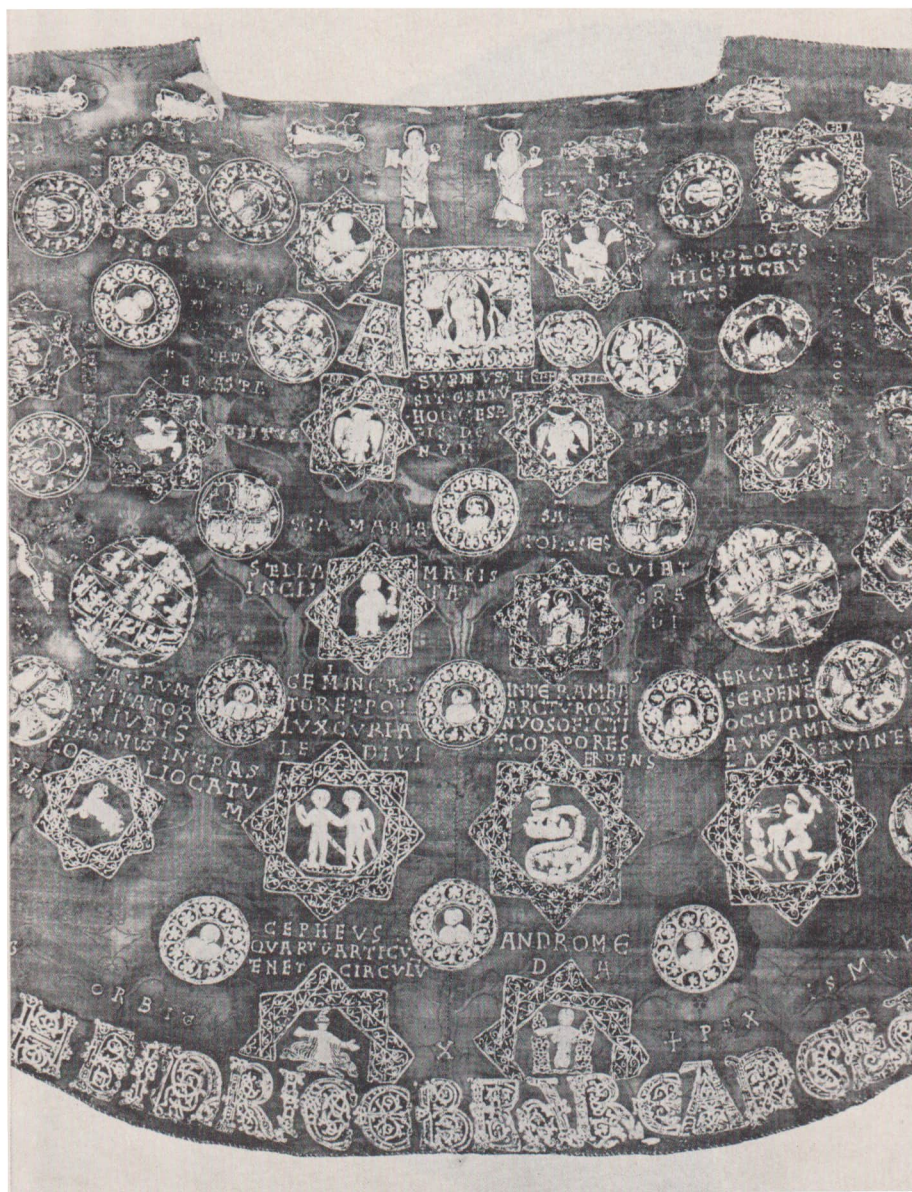




41 42 »Horoskop-Fresken« in
der Villa Farnesina in Rom.
1509–1511



43 Der ausgebreitete Sternmantel Kaiser Heinrichs II. Entstanden 1014, 1502/03 weitgehend erneuert



44 Bilder auf dem Mittelfeld des Sternmantels von Abbildung 43

kunde befindet. Sie besteht aus 459 grünen Schwanzfedern des Quetzal-Vogels, die einen Vogel mit ausgebreiteten Schwingen darstellen.

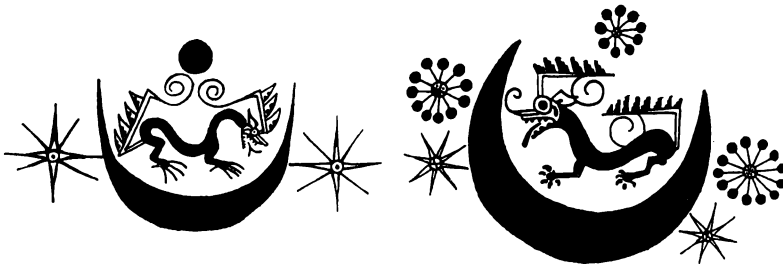
Doch die Spanier ließen sich weder durch Geschenke noch durch Drohungen von ihrem riskanten Abenteuer abhalten. Am 16. August 1519 brach Cortez mit 553 Soldaten, 16 Pferden, 10 schweren und 4 leichten Geschützen von der Küste aus zur Eroberung des mächtigen Azteken-Reiches auf. Und das Unwahrscheinliche gelang. Die modernere Kriegskunst der Spanier, die Pferde, die abergläubisches Entsetzen erregten, und die Kanonen erstickten jeden Widerstand. Außerdem gelang es Cortez, die verschiedenen Stämme gegen die Vorherrschaft der Azteken aufzuputschen. Unaufhaltsam rückte er gegen die Hauptstadt Tenochtitlan vor, und schließlich zog er kampflos in die Metropole ein. Dort gestand ihm Moctezuma: »Ich war tief bekümmert die Reihe von Tagen, wo ich nach dem unbekannten Land schaute, aus dem du gekommen bist, dem Land der Wolken, dem Land des Nebels, denn das haben uns die Könige, meine Vorfahren, gesagt, daß du kommen wirst, deine Stadt zu besuchen, daß du dich auf deinen Thron setzen wirst, daß du wiederkehrst.« Es rächte sich bitter, Cortez für den mythischen Wohltäter Ceacatl-Quetzalcoatl zu halten, und es war eine tragische Ironie des Schicksals, daß er tatsächlich den aztekischen Thron beseitigte und das aufstrebende Reich brutal und skrupellos vernichtete!

Die Azteken sind auf diese Weise geradezu ein Musterbeispiel dafür geworden, in welchem Maße Leben und Schicksal der alten Völker durch ihre Weltbilder beeinflusst wurden. Aber auch Vielfalt und Verbreitung der mythischen Vorstellungen werden uns an Kunst und Kult der mittel-amerikanischen Stämme erneut deutlich. Quetzalcoatl, der Schöpfergott und Kulturheros, verschmolz in den Legenden mit dem Priesterkönig Tollans, als dessen Nachfolger sich auch die aztekischen Herrscher ausgaben und damit ihre Macht beträchtlich festigten. Im Mythos vermischten sich die Grenzen zwischen Gott und Mensch; die Gottheit selbst regierte zunächst auf Erden und erlitt hier ihr Schicksal. Sie war nicht allmächtig und fehlerfrei, sondern konnte in Sünde fallen, vertrieben werden und sterben. Dennoch lebte sie in verwandelter Form weiter. In manchem ähnelte sie dem Mond, aber sie wurde auch zum Morgenstern, den enge Verwandtschaft mit der Sonne verband. In der Unterwelt wurden diese Gestirne wiedergeboren. So floß eins ins andere, und aus den Mythen entstand eine umfassende Mythologie, die uralte Traditionen bewahrte: den Stern- und Tierkult sowie den Glauben an den Doppelcharakter des Gottes in tierischer und menschlicher Gestalt.

Auf solche komplizierten mythischen Vorstellungen stoßen wir auch in Südamerika. Besonders interessant sind in dieser Hinsicht die Chimu an der nordperuanischen Küste, die dort zwischen 1150 und 1460 ein großes Reich gegründet hatten. Die Spanier nannten die Herrscher dieses Gebietes Chimu Capac. Aufschlußreiche Einzelheiten über Leben, Kultur und Kult der Chimu erfahren wir aus der »Coronica moralizada«, einem Werk des Paters Antonio de la Calancha, das 1638 in Barcelona gedruckt wurde. In ihm lesen wir: »Die Indianer der Küste glaubten, die Menschen stammten von vier Sternen ab: zwei dieser Sterne zeugten die Könige, Kaziken und Vornehmen, die beiden anderen dagegen das gemeine Volk, die Armen und die Arbeiter.« Gesellschaftliche Unterschiede führte man also auf eine mythische Herkunft der Menschen zurück, sicher auch zu dem Zweck, die Vorherrschaft der Privilegierten zu begründen und zu sanktionieren. Bemerkenswert ist ebenfalls, was Calancha über die Zeitrechnung der Chimu schrieb: »Sie zählten das Jahr nicht nach Monden und auch nicht nach dem Laufe der Sonne, sondern nach dem Aufgang der Sterne, die wir »las Cabrillas« (Plejaden) nennen und die bei ihnen Fur heißen . . . Es war Sitte, die Jahre auf diese Weise zu zählen, weil diese Sterne ihnen die Nahrung gaben und ihre Feldfrucht wachsen ließen. Sie hielten es daher für ihre Pflicht, die Jahre zu beginnen, sobald sie das Gestirn erblickten, das ihnen den Unterhalt lieferte; denn auf diese Weise drückten sie ihm ihre Dankbarkeit aus.« Wie andere alte Völker brachten die Chimu demnach die Plejaden mit dem Ackerbau in Verbindung. Die Länge des Jahres bestimmten sie nicht nach Sonne oder Mond, was aus verschiedenen Gründen schwierig ist, sondern nach der einfacheren Sternbeobachtung – ein Verfahren, das die alten Ägypter gleichfalls anwandten.

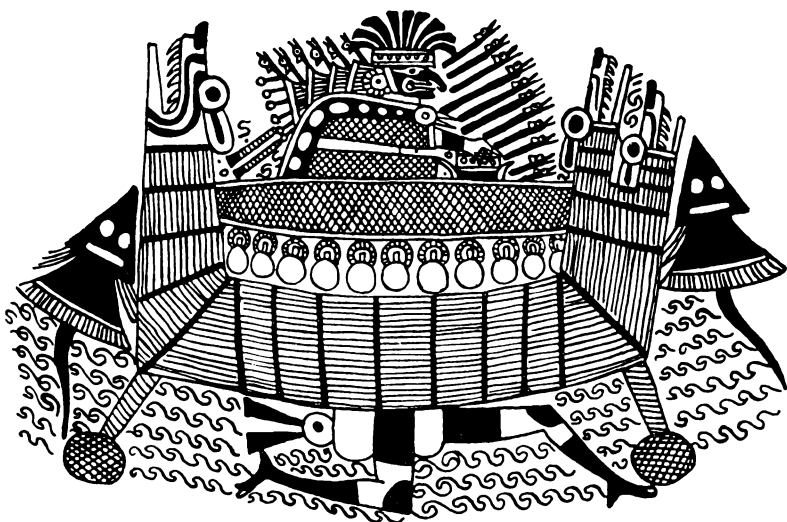
Noch heute findet man im ehemaligen Herrschaftsbereich der Chimu viele Tempel und Pyramiden, die dem Mond und der Sonne geweiht gewesen sein sollen. Am größten ist die »Huaca del Sol«, die »Sonnenpyramide« im Tal von Moche (Hauptort einer Kultur, die sich von 400 bis 1000 auf dem späteren Chimu-Gebiet ausbreitete), ein siebenstufiges Bauwerk von 41 Meter Höhe. Aber wer weiß, ob es wirklich ein Heiligtum der Sonne war. Wahrscheinlicher ist, daß es später der Verehrung des Mondes diente, der Hauptgottheit der Chimu, die »Si« hieß. Calancha berichtet, daß sich ausgewählte Jungfrauen dem Mondkult widmeten; sie wurden »nur dem Könige anvermählt . . ., selbst wenn sie von niederer Herkunft waren«. Die Indianer meinten, der Mond »herrsche über die Elemente, er ließe die Feldfrucht wachsen und rufe den Aufruhr des

Mecres sowie Blitz und Donner hervor . . . Sie erachteten ihn für mächtiger als die Sonne, weil diese nicht in der Nacht scheint, während er sowohl bei Nacht wie bei Tage sichtbar war. Ein anderer Grund lag darin, daß der Mond oftmals die Sonne verfinsterte, während ihn diese niemals verdunkelte . . . Bei den Sonnenfinsternissen fanden daher Feste zu Ehren des Mondes statt, bei denen sie seinen Sieg über die Sonne feierten. Bei den Mondfinsternissen aber brachten sie ihre Verzweiflung in Klagetänzen zum Ausdruck. Solange die Verdunkelung andauerte, bezigten sie lebhaften Kummer und legten Trauerkleidung an.« Offenbar hatten also die Chimu die wahren Gründe für Sonnen- und Mondfinsternisse erkannt, was ihrem Scharfsinn ein glänzendes Zeugnis ausstellt.



47 Das Tier im Mond (nach Kutscher)

Abbildungen des Mondgottes waren in der Chimu-Kunst häufig. Wir sehen Si zum Beispiel in einer schmalen Sichel, die einem Boot ähnelt, das den Gott vielleicht über den Himmelozean fahren sollte. Er trägt eine Federkrone, einen gepanzerten Rückenschutz und ein netzartiges Gewand. Gottheit und Sichel erscheinen im Strahlenglanz. Im Mond wählte man aber auch ein katzenartiges Raubtier zu erblicken. War es etwa das »zweite Ich« des Gottes? Dem Kopf und Hinterteil des Tieres entspringen merkwürdige, winkelhähnliche Gebilde, auf denen zierliche Stufenornamente stehen. Um die Mondsichel sind Gestirne unterschiedlicher Größe beziehungsweise Helligkeit wiedergegeben. Ein anderes Bild zeigt Si dagegen in einem Himmelsfloß aus Binsen. Zwei menschliche Beine unter dem Floß deuten dessen schnelle Fahrt an. Das

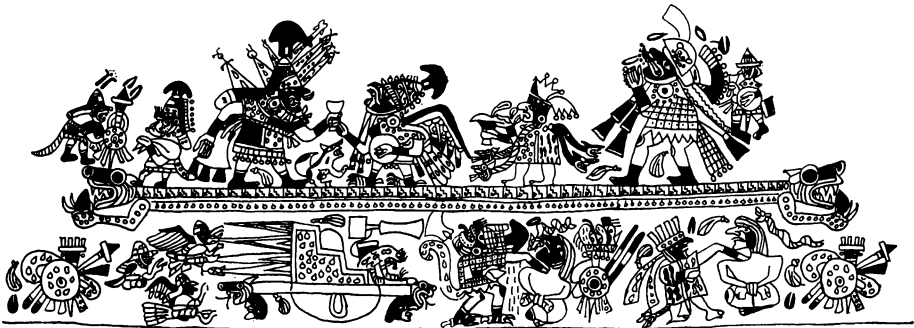


48 Der Mondgott im Binsenfloß (nach Kutscher)

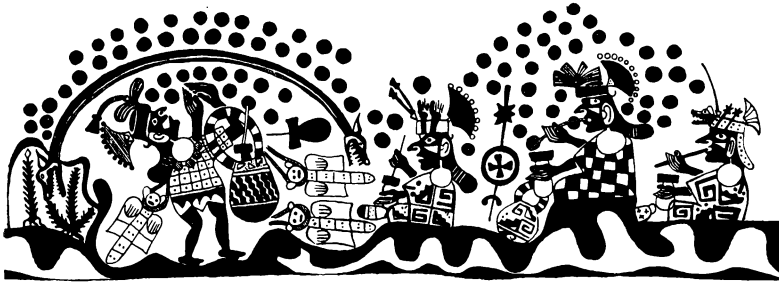
Fahrzeug selbst endet an Bug und Heck in Tierköpfen mit fletschenden Zähnen. An dicken Seilen hängen steingefüllte Netze als Anker herab. Vor und hinter dem Floß sind zwei dunkle Rochen aus der Himmelsflut aufgetaucht. In einer Art Zwischendeck lagern dickbäuchige Tongefäße, aus denen wohl der nächtliche Tau auf die Erde fließt. Von dem Gott, der hier außer den schon erwähnten Kleidungsstücken einen dunklen, scheibengeschmückten Mantel trägt, gehen zahlreiche Strahlen mit Schlangenköpfen aus. Noch eindrucksvoller und viel bewegter ist der Sänftenzug des Mondgottes, der, wie Pflanzen andeuten, durch eine wüstenartige Umgebung führt. Der Gott sitzt in einer prunkvollen Sänfte, deren dicke, in Tierköpfen auslaufende Holme von einem Reiher- und einem Raubvogeldämon getragen werden. Dem Zug schreitet ein Raubvogeldämon voran, während der »Träger der Lebensmittel«, aus dessen Leib Nahrungspflanzen herauswachsen, am Ende des schwerbewaffneten Geisterheeres marschiert.

Nach dem Bericht Calanchas wurden »dem Monde Kinder im Alter von fünf Jahren auf gefärbter Baumwolle geopfert – zusammen mit viel Chicha und Feldfrüchten«. Mit dem Kinderopfer wollten die Chimuriche Ernten und ein ruhiges Meer bewirken. Außerdem wurden

Kriegsgefangene getötet, um mit ihrem Blut üppiges Wachstum hervorzurufen. Eine der bedeutendsten Vasenmalereien der Chimu führt uns eine solche Opferszene drastisch vor Augen. Gerdt Kutscher schreibt in seinem Buch »Chimu« über die großartige, klar gegliederte Darstellung: »Der langgestreckte Leib der doppelköpfigen Himmelsschlange, die sich als horizontales Band um das Vasenrund legt, gliedert das Gemälde in zwei Streifen von annähernd gleicher Breite, die möglicherweise die irdischen und himmlischen Regionen bezeichnen sollen. Der untere Streifen nimmt seinen Anfang mit einem reichen Waffenbündel, an das sich nach rechts hin drei sitzende Tierdämonen anschließen. Es sind die Träger der prunkvollen Sänfte, deren spitze Schlangenstrahlen erkennen lassen, daß der Tragstuhl dem Mondgott gehört... Vor der abgestellten Sänfte vollziehen zwei dämonische Wesen ein Menschenopfer: ein Jaguar- und ein Keulendämon sind im Begriff, zwei nackte Gefangene zu töten, die mit gefesselten Händen vor ihnen sitzend ihr Schicksal erwarten... Daß dieses Menschenopfer in einer engen Beziehung zu der großen Gottheit auf dem oberen Streifen steht, deutet bereits die Kopfhaltung des Jaguardämons und seiner Opfergefangenen an: der Blick beider Figuren richtet sich auf den Mondgott, der auf dem Rücken der doppelköpfigen Schlange erscheint. Die Gottheit, von der Schlangenstrahlen schräg aufschießen, empfängt einen pokalartigen Becher aus der Hand eines großen Raubvogeldämons, den ein kleiner gefleckter Hund anzuspringen scheint... Dem großen Raubvogeldämon... folgt eine andere Gottheit, die ihren gefüllten Pokal sorgsam mit einer halben Fruchtschote zudeckt. Allem Anschein nach handelt es sich hier um einen



49 Opferszene in Verbindung mit der Himmelsschlange (nach Kutscher)



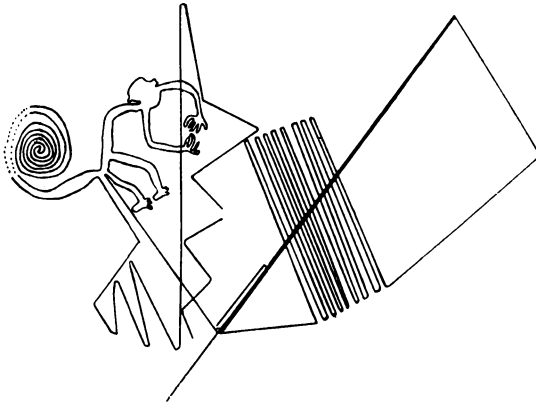
50 Nächtlicher Kult unter der Himmelsschlange (nach Kutscher)

Vegetationsdämon, von dessen Hals freilich das charakteristische Seil der Gefangenen auf die Brust herabhängt. Hinter diesem Dämon erscheint eine reich gekleidete Gottheit, die an Größe und Majestät nicht hinter dem Mondgott zurücksteht, obwohl sie das Antlitz anbetend nach oben wendet... Dem Mondgott wurden also nicht nur die Blutopfer, sondern auch gefüllte Pokale dargebracht. Durch den Zug der Gottheiten, die auf der Himmelsschlange mit ihren Gefäßen dem Mondgott zustreben, wird der enge Zusammenhang deutlich, der zwischen den Menschenopfern und dem Gedeihen der Pflanzenwelt besteht: das Blut der Gefangenen, die dem Mondgott geopfert wurden, beförderte in magischer Weise das Wachstum der Pflanzen und sicherte damit zugleich auch das Dasein der Menschen.«

Wir begegnen also bei den Chimu ebenfalls der Himmelsschlange; ob sie allerdings in den frühen Mythen Perus eine ähnlich große Rolle spielte wie bei den Völkern Mittelamerikas, wissen wir nicht. Ihre beiden Köpfe symbolisieren wohl Osten und Westen, Aufgang und Untergang, Leben und Tod. Vom nächtlichen Kult unter der Schlange, zu dem der rituelle Genuß von Koka gehörte, erzählt eines der bekanntesten Chimu-Vasenbilder. Links steht unter dem U-förmig gebogenen Himmelstier ein Mann, der betend die Hände erhebt. An seinem rechten Arm hängt eine große Beuteltasche mit einer Kalebasse und einem langen Stäbchen – das charakteristische Zubehör eines Koka-Essers. Zugleich hält der Betende drei tierähnliche Gestalten an Stricken fest – vielleicht Dämonen, die man unschädlich machen wollte, damit sie die Sonne nicht an der Wiederkehr hindern konnten. Der rechte Schlangenkopf reicht, im Gegensatz zu dem linken, nicht bis zum Boden herab. Sollte die Lücke

der Sonne den Aufstieg im Osten ermöglichen? Im rechten Teil des Bildes sitzen drei Krieger, die unter dem Sternhimmel (die Gestirne sind durch schwarze Scheiben gekennzeichnet) Koka zu sich nehmen. Was man damit bezweckte, bleibt unklar.

Noch älter als die Kultur der Chimu und Mochica war die Nazca-Kultur, auf die offenbar riesige Bodenzeichnungen zurückgehen, die man erst vor wenigen Jahren näher untersuchte. Sie finden sich in Südperu, auf einem öden Tafelland zwischen den hochaufragenden Anden und dem Stillen Ozean. Vermutlich von 300 bis 600 u. Z. ist hier eine rund fünfhundert Quadratkilometer große Fläche mit Tausenden von Figuren bedeckt worden, und zwar auf eine merkwürdige und zugleich einfache Weise. Über einem gelblichweißen Untergrund liegt nämlich eine dünne Schicht dunkelbraun oxydierter Steine, die man leicht mit dem Fuß beiseite scharren kann. Dadurch tritt der hellere Untergrund deutlich hervor. Auf diese Weise hat man die »Scharrbilder« angelegt. Da es in diesem Gebiet nur etwa aller zwei Jahre ein wenig regnet, sind sie bis heute prachtvoll erhalten geblieben. Sie bestehen im wesentlichen aus vier immer wiederkehrenden Elementen: aus manchmal kilometerlangen Dreiecken und Vierecken, aus geraden Linien, aus Tierfiguren und schließlich aus Steinhaufen sowie Kreisen oder Halbkreisen aus Steinen. »Alles an den Scharrbildern«, schreibt ihre Erforscherin Maria Reiche, »ist riesengroß und ungeheuer kompliziert. Jahrhunderte müssen zwischen der Anfertigung der ersten und der letzten Zeichnung liegen. Dieser quantitativ und qualitativ gewaltigen Arbeitsleistung können nur zentrale Lebensbereiche der damaligen Bevölkerung zugrunde liegen . . .« Es dürfte sich bei den Bildern »um riesenhafte Dokumente vorgeschichtlicher Kalenderwissenschaft handeln, um die Entwicklung von einfacher Voraussage des Zeitpunktes für die jährliche Ankunft des Wassers in den trockenen Flußbetten bis hin zu Sterndeutung und Sternkult. Die geraden Linien wären Markierungslinien für Auf- und Untergangspunkte wichtiger Gestirne gewesen, die Figuren vielleicht Abbildungen der aus der Höhe herniederschauenden Sterngötter, die dazu bewogen werden sollten, die Naturereignisse günstig zu beeinflussen.« Tatsächlich weisen bestimmte Linien beziehungsweise Ränder von Vier- und Dreiecken auf die Horizontpunkte des Sonnenauf- und -untergangs zur Zeit der Sonnenwenden, andere Linien dagegen auf die Horizontlage bestimmter Sterne, zum Beispiel des Sirius und Canopus. Interessanterweise sind neben den großen geometrischen Gebilden häufig einfache und doppelte Spiralformen wiedergegeben. Mit welcher fast unglaublichen Exaktheit die Fi-



51 Affe und geometrische
Gebilde als »Scharrbilder«
(nach Reiche)

guren großflächig angelegt wurden, beweist unter anderem die Darstellung eines Affen, dessen Schwanz zu einer Spirale zusammengerollt ist. Das Tier besitzt nur neun Finger und sechs Zehen. Zweifellos hatten diese Zahlen eine mythische Bedeutung, denn auf Nazca-Gefäßen der gleichen Zeitstufe sind Affen ebenso gemalt. Als Scharrbild ist der Affe in einer einzigen durchgängigen Linie gezeichnet, die sich dann in einem riesigen geometrischen Gebilde mit zahlreichen Zickzacklinien fortsetzt. Voller Bewunderung meint daher Maria Reiche: »Nur wer mit der Praxis eines Landmessers vertraut ist, kann in vollem Ausmaß ermessen, was für eine Vorbildung für Menschen nötig ist, die fähig sind, den Entwurf einer Zeichnung in kleinem Maßstab unter vollkommener Wahrung der Proportionen in riesige Ausmaße zu übertragen.« Die Erforschung dieser Scharrbilder nach ethnologischen, archäologischen und astronomischen Gesichtspunkten ist ein schönes Zeugnis für die Zusammenarbeit verschiedener Wissenszweige, die auch zu der Erkenntnis führt, »daß die Bewohner Perus sich in alten Zeiten auf einer viel höheren Kulturstufe befunden haben, als man bisher angenommen hat«.

Für eine solche Kulturhöhe sprechen ebenfalls die Funde im alten Tiahuanaco. Die heutige Stadt Tiahuanaco liegt etwa zehn Kilometer südlich des Titicaca-Sees, dicht bei der alten Kultstätte aus der Zeit zwischen 100 und 600. Lange diente diese als Steinbruch für die gesamte Umgebung. Noch der Trümmerplatz erregt wegen der gewaltigen Größe der Ruinen und Statuen Bewunderung – welche Ausstrahlungskraft mag einst von ihm ausgegangen sein! Vieles über das astronomische und kalendarische Wissen der ehemaligen Bewohner verrät uns der Sonnentempel Kalasasaya, der »Ort der aufrecht stehenden Steine«. Seine Flä-

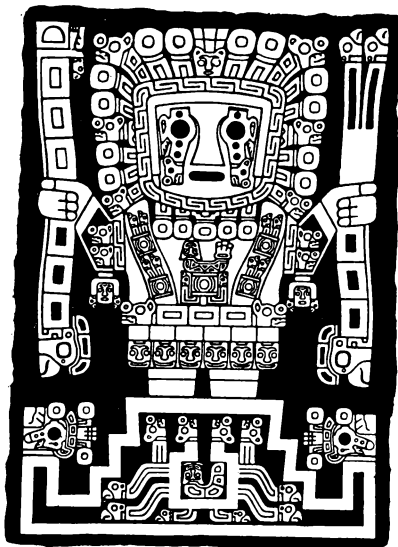
che umfaßt rund 15 000 Quadratmeter. Die 118 Meter lange Ost- und Westwand der Anlage werden von Steinpfeilern aus hartem Andesit gebildet, die 129 Meter lange Nord- und Südwand bestehen aus rotem Sandstein. Bis auf Bogenminuten genau stoßen die Begrenzungswände im rechten Winkel zusammen – eine erstaunliche Leistung! Außerdem sind die vier Seiten des Tempels wie die der ägyptischen Cheops-Pyramide genau nach den Himmelsrichtungen orientiert. Nach den Vermessungen des Astronomen Rolf Müller ermöglichte es die Konstruktion von Kalasasaya, durch Visierlinien die Sonnenwenden und die Tagundnachtgleichen zu bestimmen. Eine »Kalenderwand« aus zehn tonnenschweren Monolithen im Westen des Sonnentempels diente sogar dazu, einundzwanzig Abschnitte des Sonnenjahres zu ermitteln!

Einen der berühmtesten Funde in Tiahuanaco wollen wir noch etwas näher betrachten. Es handelt sich um das Sonnentor, ein fast vier Meter breites und drei Meter hohes Monument. Seine Vorderfront muß lange auf dem Boden gelegen haben, denn sie ist weit weniger verwittert als die Rückseite. Mitte des 17. Jahrhunderts ist das in zwei Teile zerbrochene Tor wieder aufgestellt worden. Auf der mit Reliefs verzierten Vorderseite des Decksteins fällt zunächst eine große zentrale Figur auf. Der Strahlenkranz um ihr Haar ist einer Federkrone nachgebildet. Von den vierundzwanzig Strahlen laufen sechs in Pumaköpfe aus, während ein dreiteiliger Strahl über der Stirn den goldenen Federn gleicht, die in der Ruinenstadt häufig gefunden wurden. Die übrigen enden in ringförmigen Gebilden. Ornamente um die Augen des Gottes verdeutlichen wohl die strahlende Macht seines Blickes. Die merkwürdige Gestalt ist mit einer Art Hemd bekleidet, das mit breiten Vertikalstreifen geschmückt und am unteren Rand sowie an den Armschlitzten mit Fransen versehen ist. Sie laufen alle in Katzensgesichter aus. Das Ornament auf der Brust besteht aus zwei geknickten Pfeilhälften, deren Spitzen von Kondorköpfen symbolisiert werden. Sie stützen die stilisierte Figur eines Fisches. Der Gürtel, der das Hemd zusammenhält, endet wiederum in Pumaköpfen. Wir sehen diese auch auf den Ärmeln des Hemdes, während von den Ellbogen Menschenhäupter herabhängen. Ihr Haar ist mit Kondorköpfen versehen. Die Häupter weisen wahrscheinlich auf Menschenopfer hin, die man dem Gott darbrachte. In Peru galt der Kondor, der größte lebende Raubvogel, als Lichtbringer, und er war daher eng mit dem Sonnenkult verbunden. Den Berglöwen, den Puma, verknüpfte man dagegen mit dem Mond. Vieles deutet darauf hin, daß auf dem Sonnentor ein allumfassender, menschen- und tiergestaltiger Gott

dargestellt ist. Das breite »Zepter« in seiner rechten Hand gibt vermutlich eine Speerschleuder wieder, das in der linken Hand wohl einen Pfeil mit zwei Spitzen. Oder sollte die Gottheit etwa mit den beiden »Zeptern« Donner und Blitz hervorrufen? Der Gott steht auf einem Postament, das an eine Stufenpyramide erinnert, in der wiederum ein Fisch zu sehen ist.

Ebenso umstritten wie die Hauptfigur ist der Sinn der übrigen Reliefs des Sonnentores. Rechts und links von der Gottheit zählt man in drei Reihen insgesamt achtundvierzig stilisierte Figuren, die alle Flügel besitzen, sich auf ein Knie niedergelassen haben und einen Pfeil (oder ein Zepter) in der Hand halten. Die Gestalten der mittleren Reihe sind durch einen Kondorkopf gekennzeichnet, die anderen sind wie Menschen gebildet. In der vierten, untersten Reihe erkennt man ein schlangenartiges Band, dessen Ende gekrönte Kondorköpfe markieren. Köpfe dieses Vogels füllen auch die Räume zwischen dem Band und den eingefügten elf Figuren, die das strahlende Sonnenhaupt symbolisieren. Rechts und links steht auf der ersten und der letzten Sonne des Frieses ein Trompeter mit einem Menschenkopf in der Hand. Wurde dieser einem Dämon abgeschlagen, der das Tagesgestirn rauben und seine Rückkehr bei der Sonnenwende im Dezember beziehungsweise im Juni verhindern wollte? Einige Forscher deuten nämlich die elf Sonnenbilder des mäanderartigen Frieses und die Hauptfigur als einen zwölfmonatigen Kalender. Interessanterweise sind die Körper der Kondore so wiedergegeben, daß sie eine Kehrtwendung zu vollziehen und so die Umkehr der Sonne zu versinnbildlichen scheinen.

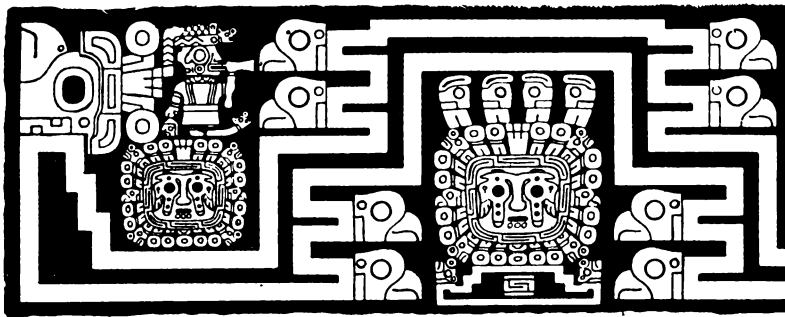
Eine andere Interpretation der Reliefs des Sonnentores geht von zwei altüberlieferten Mythen aus. Die eine Mythe berichtet von einem Welterschöpfer, der von Tiahuanaco aus Boten nach der Küste, zum Hochland und in die Wälder sandte, um dort die Kultur zu verbreiten. Vielleicht sollen die geflügelten Figuren rechts und links des Gottes diese Boten verkörpern. Eine andere Mythe erzählt von einer Sintflut, die auch die Sonne verschlang. Ihr vermeintliches Schicksal könnte in der untersten Reliefreihe wiedergegeben sein. Zehn ihrer »Sonnengesichter« sind in symmetrischer Anordnung mit jeweils den gleichen Attributen versehen. Ganz außen sollen die Trompeter den Sturm verkünden, der die Flut hervorruft. Das zur Mitte zu folgende Sonnenbild wird von vier Fischen überragt – Symbolen für das Wasser, in dem die Sonne verschwunden ist. Über der nächsten Sonne ist nur ein Fisch dargestellt, dessen Körper aber die Sonne völlig umgibt. Der Fisch hat sie also verschluckt. Dann kommt



52 Die Hauptgottheit auf dem Sonnentor von Tiahuanaco (nach Posnansky)



53 Stilisierte Gestalten auf dem Sonnentor (nach Posnansky)



54 Mythische Szene und Sonnenbilder auf dem großen Tor (nach Uhle)

ein Sonnenbild mit einer flachen Bekrönung, eventuell einem Nachen, von dem aus der Sonnenfisch wohl gefangen wird, der seitlich zu erkennen ist. Den Fisch erbeuten dann vielleicht Kondore, die auf diese Weise auch die Sonne in sich aufnehmen. Sich begattende Kondore sehen wir über dem folgenden Sonnenbild. Aus dem Ei, das vom Kondorweibchen gelegt wurde, könnte die neue Sonne entsprungen sein. Wir erblicken sie, attributlos, in der Mitte des untersten Frieses.

Archäologen und Kulturhistoriker vermuten, daß die Hauptfigur des Sonnentores eine Gottheit verkörpert, die in späteren peruanischen Mythen Viracocha oder Kon-Tiki hieß. Die Frage, wie weit der Kult um diesen Gott verbreitet war, spielte bei einem abenteuerlichen und waghalsigen Unternehmen eine Rolle, das lange Zeit Schlagzeilen machte und die Welt in Atem hielt. Im Jahre 1947 ließen sich nämlich sechs Skandinavier unter der Führung des Norwegers Thor Heyerdahl von der peruanischen Küste aus auf einem Floß aus Balsastämmen namens Kon-Tiki Tausende Seemeilen bis zu den Inseln Polynesiens treiben. Obwohl damals viele für das Leben der kühnen Männer keinen roten Heller gaben, erreichten diese doch nach 101 Tagen wohlbehalten ihr Ziel und legten damit nicht nur ein glänzendes Zeugnis ihres Mutes ab, sondern untermauerten zugleich eine aufsehenerregende Hypothese Thor Heyerdahls. Gestützt auf umfangreiche Forschungen behauptete er nämlich, die Besiedlung der polynesischen Inseln sei nicht von Asien, sondern von Südamerika aus erfolgt.

Tatsächlich konnte Heyerdahl für seine These, die freilich unter den Fachleuten sehr umstritten ist, eine Reihe von Gründen anführen. Die heutigen Polynesier leben auf einer Inselwelt, die eine viermal so große

Fläche einnimmt wie Europa. Dennoch sind ihre Sprachen nur wenig voneinander verschieden. Die Polynesier können also noch nicht allzu lange getrennt leben, da sich sonst die einzelnen Dialekte stärker entwickelt und differenziert hätten. Vielleicht sind die polynesischen Inseln zum ersten Male von einem seefahrenden Volk um 500 u. Z. in Besitz genommen worden. Es kannte noch keinen Pflug, kein Rad und kein Eisen, verstand sich dafür aber um so besser auf die Bearbeitung von Stein. Um 500 u. Z. hatten aber die Völker Asiens die Kultur der Steinzeit längst hinter sich, während sie in Südamerika noch in hoher Blüte stand. Hier wie in Polynesien errichtete man gewaltige Bauten und Figuren aus Stein, die, trotz der riesigen Entfernungen voneinander, erstaunliche Ähnlichkeiten aufweisen. In Peru sollen diese Monumente von weißen Göttern stammen, die lange Bärte trugen und sich durch hohen Wuchs auszeichneten. Sie wurden jedoch samt ihrem Anführer Kon-Tiki von Feinden vertrieben und retteten sich nach Westen übers Meer. Merkwürdigerweise haben auch viele Bewohner der Südsee-Inseln auffallend helle Haut und tragen Bärte. Als ihren Stammvater sehen sie den Häuptlingsgott Tiki an – nach Heyerdahls Meinung den Kon-Tiki der alten Peruaner. Eine der südamerikanischen Volksgruppen hätte um 500 u. Z. auf Balsaflößen und Schifflbooten zunächst die Galapagos-Inseln, dann die Osterinsel und schließlich die polynesischen Inselwelt erreicht. Daß eine solche Fahrt tatsächlich möglich ist, haben Thor Heyerdahl und seine Begleiter mit ihrem kühnen Versuch bewiesen.

Über Kon-Tiki-Viracocha erzählen die Mythen, daß er einst aus dem Titicaca-See gekommen sei und die Welt erschaffen habe. Der rund 180 Kilometer lange, 60 Kilometer breite und bis zu 272 Meter tiefe See galt offensichtlich als Sinnbild des Urmeeres, das den Schöpfergott zunächst umhüllte. Als er es verließ, begann die eigentliche Weltgeschichte – eine Vorstellung, die in ähnlicher Weise von den alten Ägyptern bezeugt ist. Viracocha schuf dann Himmel und Erde, die aber noch in Dunkelheit lagen. Erst Sonne und Mond brachten Licht in die Welt, als sie, auf Befehl Viracochas, aus dem Titicaca-See aufstiegen, also aus der chaotischen Dunkelheit des Urgewässers hervorgingen, das in den Mythen meist einen doppelten Aspekt aufweist: den des Verschlingens und des Gebärens.

Das weitere Wirken Viracochas ist mit mehreren Katastrophen und Weltperioden verbunden. Er rief nämlich eine gewaltige Überschwemmung hervor, mit der er viele der zuerst geschaffenen Menschen vernichtete. Die Überlebenden verwandelte er in riesige Statuen, die noch heute

in Tiahuanaco zu sehen sind. Schließlich formte er die Urahnen der jetzigen Menschen aus Lehm, lehrte sie – wie Quetzalcoatl in Mexiko – Sprache, Lebensweise und Kultur und sandte sie endlich ins Innere der Erde mit dem Auftrag, an verschiedenen Orten wieder zum Vorschein zu kommen und sich dort niederzulassen. Das Erdinnere symbolisiert ja, wie Höhle, Unterwelt und Urmeer, die fruchtbare Dunkelheit, die Götter, Menschen und Tiere aus sich entläßt. Erinnern wir uns, daß der griechische Himmelsgott und Göttervater Zeus ebenfalls aus einer Höhle kam! Interessant ist auch, daß die mexikanischen Völker den »Ort der sieben Höhlen« mit ihrem Ursprung in Verbindung brachten und daß zum Beispiel die nordamerikanischen Mandan erzählten, ursprünglich sei durch die langen Wurzeln einer Rebe ein Lichtstrahl in den dunklen Erdschoß gefallen und habe die in der Tiefe lebenden Menschen neugierig gemacht. Daraufhin kletterten einige der kühnsten Männer zum Tageslicht empor. Oben entdeckten sie Büffel, Pflanzen und Früchte, und sie veranlaßten deshalb ihre Stammesgenossen, ebenfalls heraufzukommen. Doch unter der Last einer dicken, schweren Frau zerbrachen die Wurzeln. Seitdem sind die unten Gebliebenen für immer von der Außenwelt abgeschnitten!

In den Mythen über seine schöpferische und kulturbringende Tätigkeit tritt Viracocha nicht in tierischer, sondern in menschlicher Gestalt auf. Er lebt auch mitten unter den Menschen, die ihn jedoch nicht erkennen, weil er sich als Bettler verkleidet hat, und die ihn sogar steinigen wollen. Da läßt der Gott Feuer vom Himmel regnen – wohl eine Erinnerung der alten Peruaner an verheerende Vulkanausbrüche. Dann begab sich Viracocha auf Wanderschaft, kam nach Cuzco, der späteren Inka-Metropole, überquerte die Anden, gelangte bis Ekuador, betrat an der Küste das Meer – und verschwand. Von dorthier aber erwartete man seine Wiederkehr – eine Mythe, die sich später für die Inka ähnlich verhängnisvoll auswirkte wie die verheißene Wiederkunft Quetzalcoatl's für die Azteken.

Als Inkas bezeichnete man in erster Linie die Fürsten des mächtigen Staatengebildes, das bis zur Ankunft der Spanier auf einer Länge von 4000 Kilometern das gesamte Andengebiet vom heutigen Südkolumbien bis Mittelchile umfaßte und etwa 6 Millionen Einwohner zählte. Ebenso wie die Fürsten wurde aber auch die herrschende Schicht des Reiches und schließlich sogar das gesamte Volk Inka genannt. Als sie Mitte des 15. Jahrhunderts das Gebiet um Tiahuanaco besetzten, tasteten sie klugerweise den Viracocha-Kult, den sie sicher schon vorher kennengelernt hatten, nicht an. Ja, einer der Inka-Fürsten nannte sich sogar aus Gründen der Staatsräson nach dem berühmten Gott vom Titicaca-See. Wegen

seines milden Klimas schätzten die Inka-Fürsten den See sehr, und sie errichteten dort ihre Sommerresidenz. Eine der Inseln war der Sonne, eine andere dem Mond geweiht. Beide Inseln versah man mit prachtvollen Kultbauten, von denen jedoch nur wenig erhalten blieb. Hauptgott war für die Inka nicht Viracocha oder der Mond, sondern Inti, die Sonne. Man stellte sie als goldene Scheibe mit menschlichem Gesicht dar. Inti war mit Mutter Mond verheiratet und galt, wie Viracocha, als Schöpfer und Erhalter der Weltordnung. Bezeichnenderweise erzählen manche Legenden, daß Inti die ersten Inka aus dem heiligen Titicaca-See hervorgehen ließ und sie beauftragte, den Menschen Vorschriften und Gesetze zu erteilen, sie Ackerbau und Viehzucht zu lehren und in seinem Namen über sie zu herrschen. Die Inka-Fürsten haben diese Mythologie zur staatsgründenden Idee weiterentwickelt und sich selbst damit göttliche Weihe und Unantastbarkeit verliehen. Sie ließen keine Gelegenheit aus, sich gegenüber ihren Untertanen als Söhne und Stellvertreter des Sonnengottes, ihre Hauptfrauen aber als Verkörperungen der Mondgöttin zu präsentieren und damit ihre göttliche Sendung und Stellung hervorzuheben. So bekamen sie tatsächlich die verschiedenen Völker ihres riesigen Reiches immer fester in den Griff. Niemand durfte sich dem Herrscher, der irdischen Manifestation Intis, ohne größte Ehrerbietung nähern. Selbst hohe Würdenträger mußten vorher ihre Schuhe ausziehen und eine Bürde als Zeichen ihrer Unterwerfung auf die Schultern nehmen. Keiner erkühnte sich, dem »Sohn der Sonne« direkt ins Gesicht zu schauen.

Dieser besaß zwar Hunderte von Frauen, aber nur eine galt als wirkliche Königin. Man nannte sie Coya, das heißt Stern, und erwies ihr die gleichen Ehrenbezeugungen wie ihrem Gatten. Bei den letzten Herrschern war es Gesetz, daß der Inka nur eine seiner Schwestern zur Hauptfrau nahm, damit die »Reinheit des heiligen Blutes« gewahrt blieb. Da Geschwisterehen sonst streng bestraft wurden, wollte man mit diesem Ausnahmefall zugleich die Sonderstellung des Inka und seine göttliche Herkunft betonen. Als »der höchste Dolmetscher und der lebendige Vertreter der Sonne« genoß der Inka auch die Liebe jener Mädchen, die eigentlich dem Gott selbst gehörten, von dem man glaubte, daß er zur Erde herabkäme und mit den ausgewählten Frauen schlief. Diese »Sonnenjungfrauen« lebten in den Klöstern der größeren Städte, wo sie jedoch nicht nur Inti, sondern allen bedeutenderen Göttern des Landes zu dienen sowie zu spinnen, zu weben und Opferspeisen und -getränke zuzubereiten hatten. Nur einige der Jungfrauen blieben für den Sonnengott und den Inka reserviert; andere verschenkte er an bevorzugte Häuptlinge und Adlige.



55 Mumie eines Inka-Herrschers im Festzug (nach Anton)

Ein so ausgedehntes Kultwesen erforderte natürlich zahlreiche Priester, die meist aus den angesehensten Familien stammten. Sie lebten, wie der Fürst, seine große Familie und die Adligen überhaupt, vom Fleiß und den genau festgelegten Arbeitsleistungen der großen Mehrheit der Bevölkerung. Die Priester hatten die vielen Opferhandlungen auszuführen, wobei sie häufig Lamas, höckerlose Kamele, töteten, damit die Götter die Kraft der Tiere in sich aufnehmen konnten. Sogar Menschen mußten auf dem Altar verbluten, wenn man Hungersnot, Krankheit, Seuchen oder Unglück im Kriege bannen wollte. Vor allem war man darauf bedacht, Macht und Kraft der Sonne zu erhalten, um eine kosmische Katastrophe zu verhindern. Deshalb flehte man auch Inti beim Opfer an: »Magst Du niemals alt werden, magst Du immer jung bleiben, magst Du jeden Morgen auf den Himmel aufsteigen, um der Erde Licht und Wärme zu schenken.« Und da der Inka als Sohn und Stellvertreter des Sonnengottes galt, mußten für sein Wohl gleichfalls Menschen ihr Leben lassen. Wenn ein neuer Inka den Thron bestieg, brachte man zweihundert Jungen und Mädchen im Alter zwischen zehn und fünfzehn Jahren um, indem man ihnen das Herz herauschnitt oder sie erdrosselte, um ihnen anschließend die Kehle durchzuschneiden und mit dem Blute die Götterbilder zu bestreichen. Starb der König, waren natürlich neue Opfer zur Verhinderung weiteren Unheils nötig. Aber nach dem Glauben der alten Peruaner lebten die Toten in geheimnisvoller Weise bis zu einer mystischen Wiedergeburt weiter. Voraussetzung dafür war nur, daß der Leichnam so unversehrt wie möglich erhalten blieb. Deshalb wurde er in zusammengekrümmter Stellung mit Fellen oder Matten umhüllt, zu einem Bündel verschnürt und nochmals in Decken gewickelt. Manchmal versah man den so entstandenen Ballen noch mit einem Kopf aus Kissen. So verfuhr man auch mit den verstorbenen Inka-Herrschern, deren Mumien wie Götterbilder verehrt und den Statuen der wichtigsten Gottheiten gleichgestellt wurden.

Bei der hohen Verehrung, die der Sonne zuteil wurde, wundert es nicht, daß die Inka deren tägliche und jährliche Bahn aufmerksam beobachteten. Man kannte sowohl ein Sonnen- wie ein Mondjahr und wußte beide miteinander in Einklang zu bringen. Besondere Observatorien dienten zur Ermittlung der Sonnenwenden sowie der Tagundnachtgleichen. Ein solches Observatorium ist in Machu Picchu erhalten geblieben, einer Ruinenstadt etwa 120 Kilometer nordöstlich von Cuzco. Die Stadt liegt hoch auf Felsen in einer schwer zugängigen Gegend, wo sie als Vorposten gegen wilde Stämme gegründet wurde. Auf einem ge-

waltigen Felsblock erhebt sich ein turmartiger Rundbau, sicher der ehemalige Hauptverehrungsplatz der Sonne. Durch zwei Fenster in diesem Turm konnte man das Tagesgestirn zur Winter- und Sommersonnenwende beobachten. Eine Steintreppe führte zu einer Plattform empor, die einst einen kleinen Tempel trug. Von hier aus kann man während des ganzen Jahres die Auf- und Untergänge der Sonne beobachten. In der Mitte der Plattform ist aus dem Felsen ein stufenförmiger Sockel mit einem 66 Zentimeter hohen vierkantigen Steinpfeiler ausgehauen. Zur Zeit der Sonnenwenden verlaufen die Strahlen der unter- und aufgehenden Sonne fast genau längs der Hauptkanten dieses »Intihuatana«, das heißt »Sonnenfessel«. Unter kultischen Zeremonien wollte man hier das Gestirn zur Zeit der Sonnenwenden »festbinden«, damit es auf seiner jährlichen Bahn umkehrte. Zur Sonnenbeobachtung sollen auch je acht Türme im Osten und Westen von Cuzco benutzt worden sein. Sie erhoben sich in zwei Reihen nebeneinander und waren jeweils fünf bis sechs Meter voneinander entfernt. Wahrscheinlich hat man von ihnen aus die Auf- und Untergangspunkte der Sonne anvisiert und danach die Jahreszeiten bestimmt.

Das wichtigste und größte Fest, das mit dem Sonnenlauf verbunden war, hieß Intip Raymi. Es wurde zur Wintersonnenwende gefeiert, die entsprechend der südlichen Breite Perus auf den 21. Juni fällt, während an diesem Tage bei uns Sommersonnenwende ist. Nach allem, was wir über das Fest wissen, bildete es ein repräsentatives Schauspiel, das allen Untertanen das enge Verhältnis der Inka-Fürsten zur Sonne eindrucksvoll vor Augen führte. Darüber hinaus war es eine magische Zeremonie, die der Sonne die Umkehr auf ihrer Bahn erleichtern sollte. Die Prachtentfaltung während dieses »Staatsaktes« muß außerordentlich gewesen sein. Im Morgengrauen begab sich der König mit seiner gesamten Verwandtschaft zum Hauptplatz von Cuzco, um dort das Aufgehen der Sonne zu erwarten. In tiefem Schweigen sanken alle in die Knie, lösten die Sandalen, streckten sehnsüchtig die Hände nach der Sonne aus und küßten die Luft. Dann erhob sich der Inka, nahm zwei goldene Becher mit Reiswein, forderte den Sonnengott auf, aus dem Becher in der rechten Hand zu trinken, und nahm selbst aus dem anderen Gefäß einen Schluck. Anschließend ließ er seine Familienmitglieder trinken, damit sie der Kraft des Sonnengottes teilhaftig würden. Auf einem Nebenplatz hatten sich die einfachen Bürger und die Adligen aus den Provinzen versammelt. Die Vornehmen durften ebenfalls Reiswein zu sich nehmen. Danach mußten sie an der Pforte des nahen Sonnentempels ihre Ge-

schenke niederlegen. Garcilaso de la Vega, Sohn eines spanischen Hauptmanns und einer Inka-Prinzessin, erzählte darüber: »Sie gaben ihre Becher ab und dazu noch andere Gegenstände aus Gold und Silber, die sie aus ihrem Land mitgebracht hatten, um sie dem Sonnengott zu opfern: Schafe, Lämmer, Eidechsen, Kröten, Schlangen, Füchse, Tiger und Löwen und viele Arten von Vögeln, kurzum, das, was in ihrer Provinz am reichlichsten vorhanden war, alles naturgetreu in Gold oder Silber nachgebildet, wenn auch viel kleiner als in Wirklichkeit.«

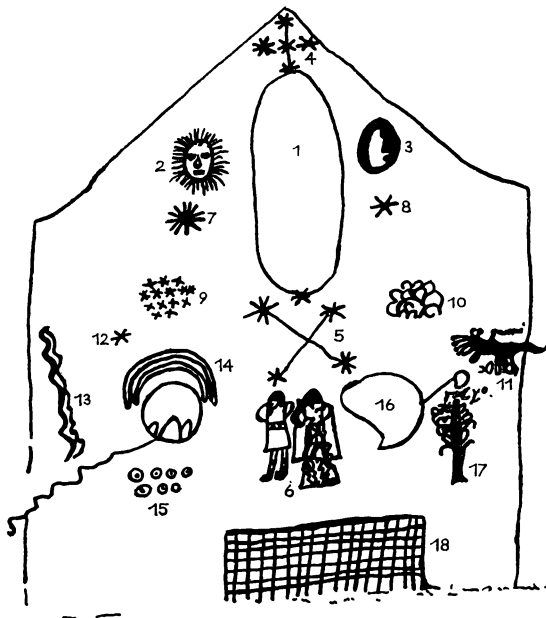
Alle diese Schätze wurden im Sonnentempel von Cuzco aufbewahrt, einem technischen und architektonischen Meisterwerk und zugleich einem der reichsten Heiligtümer der Welt. Südlich des Tempels befand sich der terrassenförmig angelegte, 200 Meter lange und 100 Meter breite, dem Sonnengott geweihte Goldgarten. Hier war alles, was sonst in einem Garten wächst oder lebt, aus reinem Gold: Pflanzen, Blumen, Sträucher, Bäume, Tiere, Vögel, Menschen sowie Vasen und andere Gefäße. Aber nicht nur in diesem Garten begegnete man einer märchenhaften Pracht. Den Hintergrund des Sonnentempels nahm ein großer Hof ein, dessen fünf Springbrunnen mit Wasser aus goldenen Rohren gespeist wurden. Einer dieser Brunnen ist noch erhalten, er besteht aus einem großen ausgehöhlten Stein. In diesem Wasserbecken nahm einst die Inka-Königin vor ihrer Hochzeit ein rituelles Bad. Der mit dem Sonnenbild verzierte Brunnendeckel war gleichfalls aus purem Gold. Als später die Spanier den Tempel plünderten und seine Kostbarkeiten verlost, gewann der Soldat Mancio Sierra de Leguizamo den goldenen Deckel, verlor ihn aber bald darauf wieder im Glücksspiel. Seitdem ist er verschwunden. Wahrscheinlich hat man ihn, wie viele der anderen Schätze auch, eingeschmolzen und nach Spanien gebracht.

Der Sonnentempel selbst soll einen Umfang von 400 Metern besessen haben. Heute zeugen nur noch die Grundmauern und einige kleine Kapellen von ihm, denn er wurde von den Spaniern zum großen Teil zerstört und dann in ein Kloster des Dominikanerordens umgebaut. Vor dem ursprünglichen Eingang im Nordosten der Kultstätte lag die »Sonnenebene«, ein mit Mauern umgebener Platz. Der Eingang führte in eine gewaltige Halle, deren Wände völlig mit dünnem Goldblech verkleidet waren. Götterbilder, Gefäße und Gegenstände bestanden hier ebenfalls aus reinem Gold. In besonderen Nischen saßen die Mumien der Inka-Herrscher auf goldenen Stühlen. Für den jeweils residierenden König gab es einen prachtvollen, von vier Steinpfeilern gestützten Thron, auf dem der Herrscher während des Gottesdienstes Platz nahm. Kleinere

Kapellen waren dem Mond, dem Gott des Donners und Blitzes, der Venus, den Plejaden (deren Verehrung die Inka vielleicht von den Chimu übernommen hatten) und der Gottheit des Regenbogens geweiht.

Nach alten Berichten stand einst auf einer hohen Plattform an der äußersten Westecke des Tempels eine riesige Sonne aus Gold, mit Smaragden und Edelsteinen geschmückt. Gegenüber dem östlichen Tor soll sie so aufgestellt gewesen sein, daß sich das aufgehende Tagesgestirn am 21. Juni, dem Tag der Wintersonnenwende, in der Scheibe spiegelte und dadurch das Innere des Tempels in helles Licht tauchte. Der Astronom Rolf Müller hat diese Überlieferung nachgeprüft und an Ort und Stelle genaue Messungen vorgenommen. Es gelang ihm, die Glaubwürdigkeit der alten Angaben zu beweisen. Der Haupttempel von Cuzco war tatsächlich nach dem Aufgangspunkt der Sonne am 21. Juni orientiert. Auch eine viel diskutierte Zeichnung, die Anfang des 17. Jahrhunderts ein Indianer im Auftrag eines Paters anfertigte, untersuchte Müller von neuem. Die Zeichnung vermittelt interessante Aufschlüsse über das Innere des Sonnentempels und seinen Hauptaltar. Nach Müller (und anderen Forschern) symbolisierte ein großes Oval (1) den Schöpfergott Viracocha. Diese Darstellung erinnert an das Welt- oder Urei in Mythos und Kunst vieler Völker. Aus dem Ei wurde angeblich der Kosmos gestaltet, oder es bildete die Geburtsstätte eines Schöpfers, der aus den Schalen seiner »Wiege« beziehungsweise durch seine Worte und Gedanken die Welt schuf. Vielleicht spielten derartige Vorstellungen auch in Peru eine Rolle, obwohl darüber nichts Näheres überliefert ist.

Links neben dem Oval ist das Gesicht Intis, des Sonnengottes, mit einem Strahlenkranz abgebildet (2), rechts dagegen der Mond (3) mit einem angedeuteten menschlichen Profil. Über Viracocha sind fünf Sterne in Kreuzform wiedergegeben (4), die eventuell das Sternbild Orion kennzeichnen. Die fünf Sterne unter dem Oval (5) symbolisieren wahrscheinlich das Kreuz des Südens und die beiden Gestalten darunter (6) zwei Goldstatuen im Tempel, die Manco Capac und seine Frau Mama Occlo verkörperten – nach der Legende die Gründer von Cuzco. Mit dem großen Stern unterhalb der Sonne (7) könnte die Venus am Morgenhimmel und mit dem Stern unter dem Mond (8) die Venus am Abendhimmel gemeint sein. Dagegen sollen die vierzehn kleinen Sterne (9) die Plejaden am Sommer- und der »Steinhauken« (10) die Plejaden am Herbsthimmel versinnbildlichen. Rechts unter den Plejaden erkennt man einen Drachen (11), der Hagel abwehren sollte und bei Finsternissen angeblich den Mond beziehungsweise die Sonne verschluckte. Ein



56 Indianerzeichnung
vom Innern des Sonnentempels in Cuzco
(nach Müller)

einzelner Stern (12) markiert möglicherweise den Aldebaran, den Hauptstern im Stier, der nach den Plejaden aufgeht. Links im Bild charakterisiert eine Zickzacklinie (13) den Blitz und ein großer Kreis rechts daneben (14) die Welt oder den Weltschöpfer beziehungsweise die Erde oder die Erdmutter. Darüber wölbt sich ein Regenbogen. Sieben Kreise (15) sollen etwas mit Ernte und Kornspeichern zu tun haben. Das herzförmige Gebilde (16) hält man für den Titicaca-See, während für den Baum (17) und das Gitternetz (18) einleuchtende Erklärungen fehlen. Klare Auskunft über die Innenausstattung des Sonnentempels gibt uns also die Zeichnung nicht, wohl aber wichtige Hinweise, unter anderem auch auf die Verschmelzung astronomischer Beobachtungen mit astrologischer Deutung. Für eine solche Verbindung sprechen ebenfalls Federzeichnungen vom Ende des 16. oder Anfang des 17. Jahrhunderts, die über dem Inka und seinem Volk Sonne, Mond und (vermutlich) Venus zeigen – eine Sternkonstellation, die sich mit der heiligen Trias der Babylonier vergleichen läßt.

Bemerkenswerterweise bestätigt die Skizze über die Einrichtung des Sonnentempels, daß Viracocha auch im Kult der Inka eine große Rolle

spielte. Vor ihm hatten die Inka ebensolchen Respekt wie vor Inti, dem Sonnengott. Deshalb wagten sie seinen Namen kaum auszusprechen, »und wenn sie doch einmal dazu gezwungen waren«, erzählt eine alte Quelle, »so geschah es mit allen Anzeichen höchster Ehrfurcht: Sie zogen die Schultern hoch, neigten den Kopf und den ganzen Körper, schlugen die Augen zum Himmel empor, senkten sie wieder zur Erde, erhoben die Handflächen in die Höhe der Schultern und küßten die Luft«. Die Inka-Fürsten und -Priester haben anscheinend sogar darüber spekuliert, ob die Sonne oder Viracocha bedeutender sei, und offenbar ging der interne Streit zugunsten des Gottes vom Titicaca-See aus. Denn, so argumentierte man, da die Sonne Tag für Tag und Jahr für Jahr dieselbe Bahn zurücklege, müsse es noch einen mächtigeren Gebieter geben, der ihr den Befehl dazu erteile. Das eben sei Viracocha oder, wie man ihn auch nannte, Pachacamac, das heißt Welterhalter beziehungsweise Welterschöpfer, eine Bezeichnung, die vor allem den Küstenvölkern geläufig war.

Nach dem Tode des Königs Huaina Kapach, der die Herrschaft der Inka am weitesten ausgedehnt hatte und 1524 oder 1525 während einer Pockenepidemie starb, übernahmen seine beiden Söhne Huascar und Atahualpa die Macht. Atahualpa regierte zunächst im Gebiet des heutigen Ekuador, Huascar dagegen in Cuzco. Zwischen 1525 und 1530 scheint zwischen ihnen Frieden geherrscht zu haben, aber dann zog Atahualpa nach Cuzco, besiegte dort das Heer seines Bruders und nahm diesen gefangen. Da erreichte den Sieger die Nachricht, fremde Männer seien übers Meer gekommen und näherten sich von Norden her entlang der Küste. Was von ihnen berichtet wurde, war seltsam: Sie trugen lange Bärte und besaßen eine helle Hautfarbe, kleideten sich in undurchdringliche Rüstungen, ritten auf wilden Tieren (Pferden) und verfügten über Donner und Blitz.

Anscheinend unterschätzte Atahualpa die Eindringlinge und trat ihnen nicht energisch genug entgegen. Pizarro jedoch, der Anführer der Spanier, kannte die Lage im Inka-Reich und nutzte sie geschickt zu seinen Gunsten aus. Er wußte genau, daß er mit seinen 102 Fußsoldaten, den 63 Reitern und 3 Kanonen gegen die Zehntausende zählenden Inka-Krieger nicht allzuviel ausrichten konnte. Daher griff er zu einer List, bestärkte die Indianer in dem Glauben, er sei ein Abgesandter Viracochas, der ja so ähnlich wie die Spanier ausgesehen haben sollte, und gab vor, den Frevel an Huascar rächen zu wollen. So spielte er beide Brüder gegeneinander aus, lud den arglosen Atahualpa zu sich ein, ließ

2000 seiner unbewaffneten Gefolgsleute töten und den König selbst gefangennehmen. Dann erpreßte er von ihm Berge von Gold, um ihn schließlich doch als »Usurpator, Polygamist, Götzendiener und Brudermörder« zum Tode zu verurteilen. Übrigens trat Atahualpa vor seiner Hinrichtung zum Christentum über, damit er erdrosselt und nicht lebendig verbrannt wurde, was nach seinem Glauben eine Wiedergeburt unmöglich gemacht hätte. Mit seinem Tode war zwar der Widerstand der Inka noch nicht gebrochen, aber nach kurzer Zeit ging auch ihr Reich, wie das der Azteken, in Blut und Tränen unter. Noch heute bezeichnet man jedoch die Europäer in Peru, Bolivien und Ekuador, den Ländern der ehemaligen Inka-Herrschaft, als Viracocha. Sie tragen also den Namen jenes Gottes, der anfangs vielleicht tiergestaltig dargestellt wurde, angeblich aus dem Titicaca-See kam, das Licht brachte, Götter und Menschen schuf sowie die Weltordnung begründete. Und eben dieser Gott gab mit den Anlaß zur abenteuerlichen Floßfahrt Thor Heyerdahls und seiner Gefährten von Peru nach Polynesien.

Es ist tatsächlich ein weiter Bogen, der sich um das Urmeer, die schöpferischen Tiere und die Sterngötter spannt. Das Meer versinnbildlichte das ehemalige Chaos, das durch Sintfluten wiederkehrte. Diese entstanden auch durch Wasserschlangen, Fabelwesen mit Federn am Leib. Wir sind solchen Mischwesen sowohl in China wie in Mittel- und Südamerika begegnet. Die Federschlange galt außerdem als Erscheinungsform des Gottes Quetzalcoatl, den wir auf seiner Reise durch die Unterwelt begleiteten. Er verbrannte wie der Mond, und sein Herz verwandelte sich in den Morgenstern. In den verschiedenen Räumen der Unterwelt wurde er zerstückelt, auf dem Altar geopfert, wieder gesundgekocht und verjüngt. Als Gottheit sah man ebenfalls einen Priesterkönig Tollans an, der nach der Maya-Stadt Chichen Itza floh und dort von seinen Anhängern zahlreiche Bauten mit Federschlangen errichten ließ. Die Mochica und Chimu glaubten an den Schutz des Mondgottes und die Inka an den Intis, der Sonne, als dessen Söhne und Stellvertreter sich ihre Fürsten ausgaben. In diesen Vorstellungen befangen, unterwarfen sich die verschiedenen Völker ihren Herrschern und schufen für sie fast unvorstellbare Reichtümer. Auch daran wird deutlich, daß Lebensweise, astronomische Beobachtungen, Sternglaube und Sterndeutung, Kunst und Kult der alten Völker untrennbar zusammengehörten.

V. Die Geburt der Sonne

»Ägypten ist ein Geschenk des Nils«, urteilte der »Vater der Geschichtsschreibung«, der Grieche Herodot, als er im 5. Jahrhundert v.u.Z. das Reich der Pharaonen besuchte. Ohne den Nil, den längsten Strom der Erde, würde das regenarme Land unter der glühenden Sonne verdorren. In sein langgestrecktes Wüstenplateau haben die Fluten während der Jahrtausende ihr Bett eingeschnitten und es mit fruchtbarem Schlamm überzogen. Aber nirgends ist das Tal breiter als 15 bis 20 Kilometer. Nur in diesem engen Schlauch vermag der Nil die dürstende Erde zu tränken. Unmittelbar rechts und links neben ihm erheben sich die öden Sandflächen und kahlen Felswände der Wüste, die auch das breit gefächerte Delta, ein fruchstrotzendes Marschland, einfaßt. Wenn das Wasser zu stark absank oder die Flut, die sich infolge tropischer Regengüsse ab Juli aus dem Innern Afrikas heranwölzt, weit hinter dem Normalmaß zurückblieb, brachen im alten Ägypten Zeiten der Not an, und Mensch und Tier waren dem Verhungern nahe. Sinnfällig bringt das eine kolossale Marmorgruppe aus griechisch-römischer Zeit zum Ausdruck, die Vater Nil als einen vollbärtigen Mann zeigt, der sich bequem auf den Wellen gelagert hat. Sechzehn muntere Knaben umspielen ihn – es sind die 16 Ellen (etwa 8 Meter), die der Strom während der jährlichen Überschwemmungen ansteigt. Einer der Knaben ist auf die Spitze des Füllhorns geklettert, das der Flußgott über alle Kreatur ausschüttet – aber eben nur, wenn das Wasser sein »Soll« erreicht hat.

Die Ägypter selbst personifizierten Vater Nil als einen dicken alten Mann mit Hängebauch und stark entwickelten Brüsten – in ihren Augen ein Sinnbild des Überflusses. So haben sie den Strom oft dargestellt. Wenn die Überschwemmung begann oder ihren Höchststand erreichte, zogen alt und jung, arm und reich an das Ufer des Nils, um zu feiern. Die Tempel öffneten ihre Speicher und Vorratskammern, so daß auch die Armen ausgiebig essen und trinken konnten. Grund genug also, desto fröhlicher und ausgelassener zu sein! Um dem Nil zu danken, aber ihn auch an seine Pflicht zu erinnern, genügend Wasser zu führen, warf man Tausende von Figuren des Gottes in den Strom. Sie bestanden aus Gold, Silber, Edelsteinen, Bronze, Fayence oder Holz.

Die Überschwemmung, die der Ägypter in schwungvollen Hymnen pries und durch die er sich vor allen anderen Völkern auszeichnet glaubte, hatte aber noch ein anderes, grauenhaftes Gesicht. Denn ebenso



57 Der Nilgott Hapi als alter Mann
(nach Roeder)

verderblich wie die zu niedrigen Fluten waren die alle Dämme brechenden Wassermassen, die von Zeit zu Zeit Tal und Delta verheerten. Schon das normale Steigen des Wassers war beängstigend genug. Herodot erzählt, wie die Fluren allmählich im Wasser versanken und Dörfer und Städte wie Inseln aus einem riesigen See aufragten, den man mit Booten befuhr. Die Ägyptologen haben Texte erschlossen, in denen von gewaltigen Überschwemmungskatastrophen die Rede ist, die das Land in ein Meer zurückverwandelten und die Wiederkehr des chaotischen Urzustandes befürchten ließen. Denn das jährliche Versinken der Felder im feuchten Element führte den Ägyptern drastisch vor Augen, wie es im Anfang gewesen sein mochte, als Himmel und Erde, Götter und Menschen noch nicht existierten. Da gab es nur das Urgewässer, Vater Nun oder Nun, der Alte, genannt und auf manchen Bildern menschengestaltig dargestellt. Dieser Nun war keine entschwundene Macht, die mit dem Weltgeschehen nichts mehr zu tun hatte. Flach ausgebreitet schwamm ja die Erde auf dem Urmeer, das den Bauern schon entgegenzuquellen schien, wenn sie einen tiefen Brunnen anlegten. Auch der Nil galt als Ausfluß des unterirdischen Nun, der bei den Katarakten, wo gewaltige Strudel das Strombett zerwühlten, zur Erdoberfläche durchbrach.

Daß sich die alten Ägypter tiefgründige Gedanken über die Eigenschaften des Urmeeres gemacht haben, beweisen vier merkwürdige Götterpaare, in deren Merkmalen, wenn auch im mythischen Gewande, Ansätze zu naturwissenschaftlich-philosophischen Anschauungen sichtbar

werden. An der Spitze dieser acht männlichen und weiblichen Götter standen Vater Nun und seine Gemahlin Naunet, die eine Art Gegenhimmel unter der Erde versinnbildlichte. Sie zeugten das Paar der räumlichen Unendlichkeit, und dieses brachte die beiden Götter der grenzenlosen Finsternis hervor, denen schließlich Amun, der Windhauch, und seine Schwestergattin Amaunet entstammten. Als Verkörperungen des Urgewässers verfügten die acht auch über dessen schöpferische Potenzen. Die vier männlichen Götter besaßen Frosch-, die vier weiblichen dagegen Schlangenköpfe. Wie alle alten Völker glaubten die Ägypter nämlich, Frösche und Schlangen würden von selbst im Schlamm entstehen und daher an der geheimnisvollen Kraft und Macht des Erdbodens teilhaben. Außerdem galten Frösche als Sinnbilder von Fruchtbarkeit und Zeugung, verfolgte man doch mit Staunen ihr starkes Triebleben in Seen und Tümpeln. Die schlangen- und froschköpfige Achtheit personifizierte also den zwar noch chaotischen, aber lebensschwangeren Urstoff, der zur Geburt und Verwirklichung drängte. Aus ihm ging ein ganz neues Wesen hervor: die erste Lotosblume.

Die prachtvollen Blüten des Lotos, der Wasserrose, waren bei den alten Ägyptern außerordentlich beliebt. Wir finden sie daher häufig abgebildet und sogar ins Monumentale übertragen, indem man die Säulenkapitelle von Tempeln und Profanbauten in Lotosform gestaltete. Offenbar hatte es der Duft der Blume den Ägyptern besonders angetan, denn der Gott des Lotos, Nefertem, galt als Herr des Wohlgeruchs. Kleine Plastiken zeigen ihn menschengestaltig mit einer Seerose auf dem Kopfe, aus der zwei Federn steil emporragen. Doch nicht allein Duft und Schönheit der Lotosblumen, die im Marschland des Deltas und an den sumpfigen Stellen des Nilufers herrliche Blütenteppiche aus Weiß, Rosa, Rot und Blau bilden, entzückten die alten Ägypter. Auch die merkwürdigen Eigenschaften der Seerose erregten Aufmerksamkeit. Aus Schlamm und Wasser emporgewachsen, bleibt an ihr doch kein Schmutz haften. Sobald die Nacht anbricht, taucht die Blume in das feuchte Element zurück. Aber mit Tagesbeginn oder bei vollem Mondschein erhebt sie sich wieder über die Wasseroberfläche und entfaltet im Glanz des Lichtes ihre Blätter. So galt sie als Sinnbild des ersten Wesens, das aus dem Nun hervorging, von den schlangen- und froschköpfigen Urgöttern befruchtet wurde und in ihrem Blütenkelch die eigentliche Schöpfergottheit gebar: die Sonne. Diese erst brachte Licht in die chaotische Dunkelheit und schuf, wie der peruanische Gott Viracocha, Götter, Menschen und Weltordnung.

Es ist typisch für die alten Ägypter, daß sie gerade der Sonne eine Hauptrolle im kosmischen Geschehen zuschrieben. Mehr noch als der Nil mit seiner segenbringenden Überschwemmung oder als die Erde, der in schwerer Arbeit das tägliche Brot abgerungen werden mußte, hat die Sonne die Bewohner des Pharaonenreiches beeindruckt. Keine andere Erscheinung konnte sich ja neben ihr an dem tiefblauen Tageshimmel behaupten. Jeden Morgen schien sie wieder aus dem Meer, der Urflut, oder aus der Wasserrose geboren zu werden, um die Finsternis zu vertreiben und alle aus dem Banne der düsteren Nacht zu neuer, lebensbejahender Tätigkeit zu wecken. Der bildlichen Verkörperung des Sonnengottes reichten die Priester daher Lotosblumen aus Gold und Edelsteinen und sprachen: »Das ist die Lotosblüte, die im Anfang entstand, der Strauß aus Grün, aus dem Du hervorgingst in Gestalt eines Kindes.« Mit dem Opfer der Blume hoffte man, daß der Gott »neue Kraft gewinne in ihrem Schoß und sein Herz täglich in ihr jauchze«.

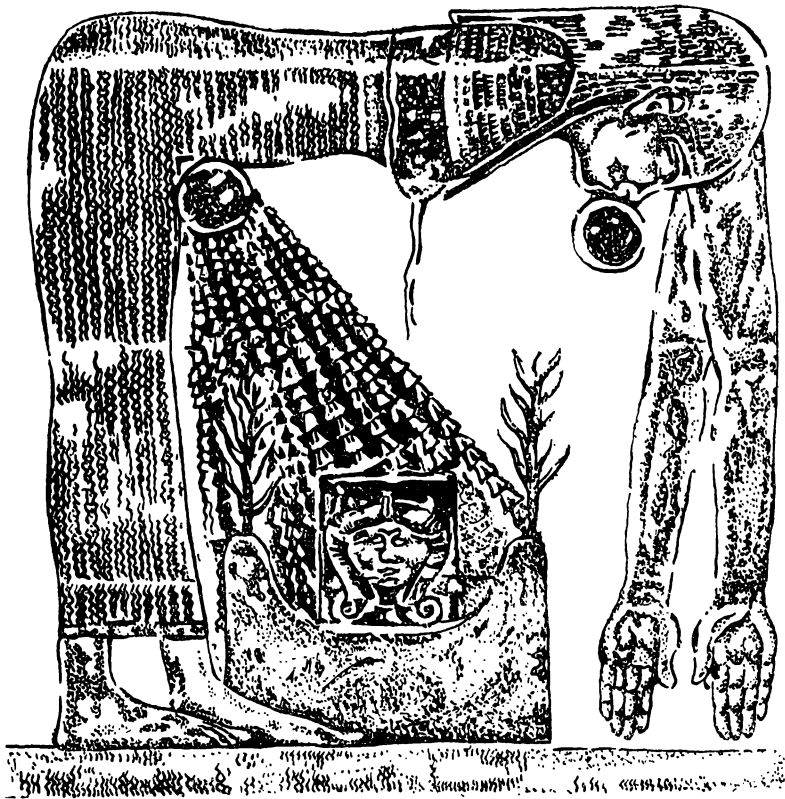


58 Der Sonnengott
in der Lotosblüte

Auf Reliefplatten und als Plastiken aus Bronze haben die ägyptischen Künstler die Geburt des Sonnenkindes in der Seerose häufig dargestellt. Dieses reizvolle Bild entzückte auch die Griechen, als sie die Kultur des Nillandes näher kennenlernten, und offenbar sind sie es gewesen, die den Anstoß zu seiner fast weltweiten Verbreitung gegeben haben. Vermutlich wurde sie durch die Eroberungen Alexanders des Großen gefördert, der 327 v. u. Z. mit seinem Heer in den Nordwesten Indiens

einmarschierte und damit für die griechische Geisteswelt eine lange nachwirkende Bresche schlug. Vor allem in der vorderindischen Landschaft Gandhara (heute in Afghanistan gelegen), einem Schmelztiegel mesopotamischer, persischer und indischer Kulturelemente, fielen die griechischen Anregungen auf fruchtbaren Boden. Hier in Gandhara ist eine ägyptische Bronzefigur des Gottes gefunden worden, der aus der Wasserrose hervorging, und es ist möglich, daß solche Werke die Inder mit dazu anregten, Buddha, ihren großen Heilsbringer, ebenfalls bildlich darzustellen. Denn Gandhara war eine Hochburg des Buddhismus und zugleich ein Gebiet, in dem der Lotos eine hervorragende Rolle spielte. Indien ist überhaupt das Land, in dem er die größte Bedeutung erlangte. Wie für die Perser die Rose, gilt für die Inder der Lotos als lieblichste Blume. Man könnte ein dickes Buch damit füllen, wie er alle religiösen Systeme des riesigen asiatischen Reiches beeinflusste, wie er die Dichter inspirierte und zum unerschöpflichen Schmuckmotiv für Malerei, Plastik und Architektur wurde. Nach und nach hat man den Lotos mit den verschiedensten Göttern und Heiligen in Verbindung gebracht, die nun ebenfalls auf der Blüte sitzen. Und als der Buddhismus in anderen Ländern Eingang fand, gelangte der Gott auf der Blume auch nach Inner- und Ostasien und erreichte damit eine Verbreitung wie wenige andere Motive der bildenden Kunst.

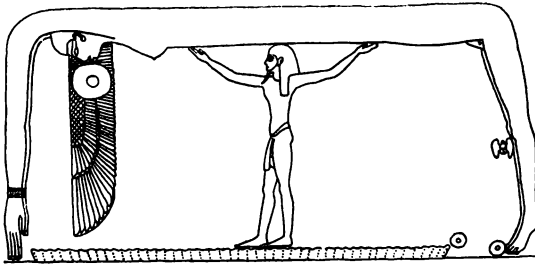
Nachdem die von den ägyptischen Urgöttern befruchtete Lotosblume in ihrem Blütenkelch die Sonne geboren hatte, vertrieb diese das erste Mal die Finsternis. Seitdem wiederholt sich dieser epochale Vorgang jeden Morgen von neuem und setzt damit das erste Mal unendlich viele Male fort. Diesem Glauben haben die Ägypter in vielfältiger Weise Ausdruck verliehen. Auch die Himmelsgöttin Nut spielte dabei eine große Rolle. Sie stützt sich auf Zehen- und Fingerspitzen, und ihr Leib wölbt sich als Firmament über die Erde. Aus ihrem Schoß gebiert sie morgens die Sonne wie ein Kind. Dann wandert die Sonnenscheibe über den Leib der Göttin nach Westen, bis sie am Abend von Nut wieder verschluckt wird. Nachts kehrt das Gestirn zum Schoße der Göttin zurück, um in der Frühe erneut »zwischen ihren Schenkeln« aufzuleuchten. In der Nacht werden die Sterne auf Nuts Körper sichtbar, in dem sie sich tagsüber verbergen. Daher nannten die Ägypter die Dämmerung »Geburtszeit« und Nut »eine mit tausend Seelen«, das heißt Sternen, die ihr meist auf den Leib gemalt sind. Im Britischen Museum wird eine kleine Fayencefigur aufbewahrt, die die Himmelsgöttin sogar als Mutterschwein mit säugenden Ferkeln, den Sternkindern, darstellt. Eine Inschrift auf der



59 Nut gebiert und verschluckt die Sonne

Unterseite des Sockels bezeichnet das Tier als »Nut, die Große, die Göttermutter«.

Interessanterweise hat sich der Glaube an die tägliche Wiedergeburt der Himmelslichter auch auf die Jenseitsvorstellungen ausgewirkt. Vielfach hielt man die Sterne für die Seelen der Toten, denen Nut neues Leben schenkte. Daran knüpfte sich die Hoffnung, ebenfalls unter die Kinder der Göttin aufgenommen zu werden und hoch oben ein leuchtendes Dasein zu führen. In rührenden Gebeten flehte man Nut an, doch vom Himmel herabzusteigen und sich schützend über die Verstorbenen zu neigen. Um diesem Wunsche bildlichen Ausdruck und magische Kraft



60 Altägyptisches
Weltbild im Grabe
Ramses IV. (nach
Erman)

zu verleihen, ließ man die Göttin an die Decke der Gräber malen oder in Steinsarkophagen meißeln. Häufig wurde die Himmelsgöttin auch mit ausgebreiteten Flügeln auf den Sargdeckeln wiedergegeben. Schließlich setzte man Grab und Sarg mit Nut gleich, die den Leichnam angeblich zusammenhielt und mit allem versorgte, was er zum Weiterleben benötigte.

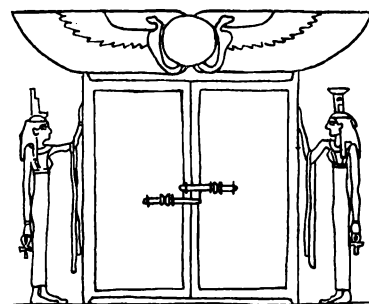
Schon wir uns noch ein anderes aufschlußreiches Bild der ewigen Wiederkehr des ersten Males an! Es zeigt, wie die Erde als flache Scheibe auf dem Urmeer schwimmt. Langgestreckt wölbt sich Nut über das irdische Geschehen. Um ihr dieses akrobatische Kunststück zu erleichtern, hält sie der Luftgott Schu mit ausgebreiteten Armen in der Schweben. Am Morgen taucht hier die Sonnenscheibe nicht zwischen den Schenkeln Nuts, sondern aus dem Meer auf. Dann flattert sie als Käfer, als Skarabäus, empor. Dieses Tier, das bei den Ägyptern göttliche Verehrung genoß, legt seine Eier in kleine Kugeln aus Kuhmist, die später den Larven zur Nahrung dienen. Man glaubte jedoch, der Käfer würde im Mist von selbst entstehen, und nannte ihn daher, wie den jungen Sonnengott, Chepre – den Werdenden. Zahlreiche Bilder zeigen den Skarabäus, wie er in der Sonnenscheibe steht, sie vor sich herschiebt, im Sonnenschiff Platz nimmt oder als Sonne über dem Horizont emporschwebt. Seine geheimnisvolle Entstehung beeinflusste auch den Totenkult. Vom Skarabäus, dem »Lebendigen«, hoffte man nämlich, daß er den Verstorbenen Wärme, Licht und neues Leben schenkte. Deshalb wickelte man Skarabäen aus edlen Metallen oder Steinen in die Mumienhüllen oder bildete das Herz des Toten in Käferform nach. Natürlich wollten sich die Lebenden dieses wirkungskräftige Symbol ebenfalls zunutze machen. So wurde der Skarabäus zum Amulett, das man an einer Kette oder einem Ring trug. Knopfförmige Skarabäen dienten als Siegelsteine und Weihgaben.

Wie beliebt Nachbildungen des heiligen Käfers waren, zeigt ihre Verbreitung bis nach Italien, Griechenland und Asien.

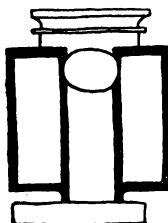
Der Sonnenskarabäus, der auf unserem Bild morgens an Nuts Beinen entlang zum Firmament flattert, macht jedoch im Laufe des Tages eine seltsame Verwandlung durch. Vor dem Mund Nuts ist er nämlich am Abend zu einer Sonnenscheibe mit Flügeln geworden. Die Sonne wurde ja auch als Falke oder menschengestaltig mit Falkenkopf dargestellt. Eine Variante davon ist die Verschmelzung der Sonnenscheibe mit den Vogelschwingen. (Die geflügelte Sonne kennt man übrigens auch von zahlreichen altsyrischen, hethitischen und babylonischen Bildern.) Über die Geschichte des Sonnenfalken wissen wir dank den ägyptologischen Forschungen gut Bescheid. Ursprünglich verkörperte sich in diesem Tier der Weltgott Horus, der sich als Falke in die Lüfte schwang und seitdem mit seinen Fittichen den Himmel bildet. Sonne und Mond sind



61 Sonnenkäfer-Schmuck aus dem Grabe Tut-ench-Amuns



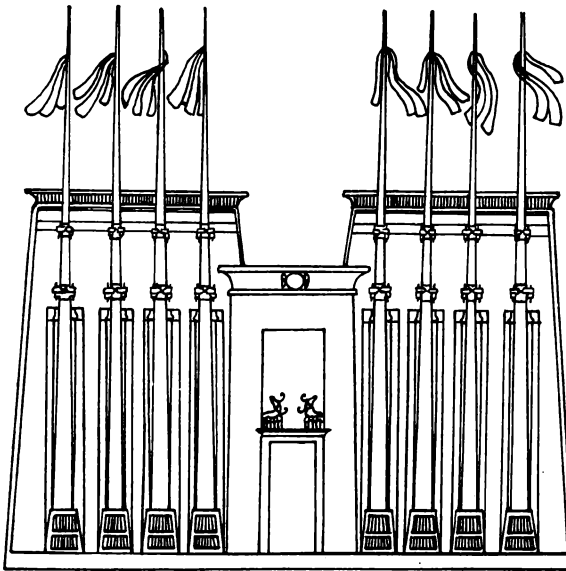
62 Das Sonnentor
und das Schrift-
zeichen für Horizont



seine beiden Augen. Theologische Spekulationen verbanden Horus später mit dem eigentlichen Sonnengott Re. Dabei gingen die Priester einen typisch ägyptischen Weg, indem sie den einen Gott als Erscheinungsform des anderen ausgaben, ohne beiden ihre Wesenseigentümlichkeiten abzusprechen. Die so entstandene Gottheit nannte man Re-Harachte, »Horus vom Lichtland« oder »Horizontischer Horus«, denn sie versinnbildlichte die ins Morgenrot getauchte Stätte des Sonnenaufgangs und stand damit in enger Beziehung zur täglichen Wiederholung des ersten Males. Re-Harachte trägt die weiße oberägyptische und die rote unterägyptische Krone oder eine Sonnenscheibe, vor der sich die Uräus-Schlange, eine Kobra, aufbäumt. Sie symbolisiert das flammende Sonnenauge, dem nie-

mand widerstehen kann. Deshalb hat sich Re-Harachte die Kobra als Diadem aufs Haupt gesetzt, und die Pharaonen eiferten ihm darin durch das Tragen goldener Stirnschlangen nach.

Bevor aber die Sonne ihre Strahlen zur Erde senden kann, muß sie am Osthorizont ein Tor passieren (beim Untergang im Westen ebenfalls). Auf Bildern sehen wir, wie das Tor des Ostens auf zwei Bergspitzen ruht, wie es von zwei Göttinnen und einer Flügelsonne bewacht wird oder wie Re beziehungsweise die Scheibe des Tagesgestirns im Tor auftaucht. Auch das Schriftzeichen für Horizont besteht aus zwei Bergen mit einer Sonne dazwischen. Es ähnelt dem Pylon, dem gewaltigen Torgebäude am Eingang ägyptischer Tempel. Mit ihren sich nach oben verjüngenden Außenwänden und der Hohlkehle unterhalb des flachen Daches erinnern die Pylonen an die frühesten Häuser aus Nilschlamm und Schilf. Im Innern der Türme führen Treppen bis zum Dach hinauf. Die Vorderfront des Torbaus ist mit Götter- und Königsfiguren sowie Inschriften verziert, und in schmalen Nischen standen einst hohe Fahnenmasten, an denen bunte Wimpel flatterten. Die Doppeltürme sollten die im Tempel wohnende Gottheit beschützen, die dort angeblich genauso

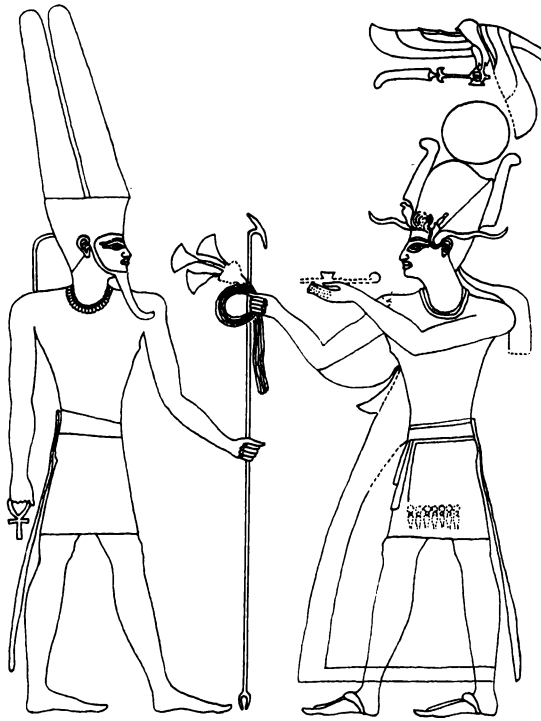


63 Vorderfront
eines Pylons
(nach Erman)

zur Ruhe ging wie die Sonne im Westhorizont. Um dem Gott zu dienen sowie Machtstreben und Ehrgeiz zu befriedigen, überboten sich die Pharaonen des Neuen Reiches bei der Errichtung solcher Bauten. So erhielt zum Beispiel der Reichstempel des Gottes Amun-Re in Theben sechs hintereinanderliegende Doppeltürme, deren vorderster wahrhaft gigantische Ausmaße besaß. Er war 113 Meter lang, 15 Meter breit und 44 Meter hoch! Außerdem wurden dem Südteil desselben Tempels vier weitere Pylonen hinzugefügt. Die Priester behaupteten, wegen seiner Größe verkörpere dieser Tempel die Throne der Welt, und er rage bis zum Himmel, wo er sich mit den Sternen vereinige.

Von der oberägyptischen Stadt Theben, die dreizehn Jahrhunderte lang die Geschichte des Pharaonenreiches entscheidend mitbestimmte, sang der griechische Dichter Homer: »Thebai, Aigyptos' Stadt, wo reich sind die Häuser an Schätzen, hundert hat sie an Toren, es ziehen zweihundert aus jedem rüstige Männer zum Streit mit Rossen hinaus und mit Wagen.« Dieses hunderttorige Theben trat ins Licht der Geschichte, nachdem das Alte Reich (um 2660–2134 v. u. Z.), in dem die großen Pyramiden bei Giseh entstanden, infolge sozialer Umwälzungen zusammengebrochen und durch eine »Zwischenzeit« unter der Herrschaft einzelner Gaufürsten abgelöst worden war. Die neue Einigungsbewegung, die zum Mittleren Reich führte (um 2040–1652 v. u. Z.), ging von den Herren Thebens aus. Nach und nach sicherten sie ihrer Stadt eine Vorrangstellung in Ägypten. Dazu brauchten sie eine konkurrenzfähige Theologie, die den älteren Götterlehren anderer Kultorte den Rang ablief und den Anspruch der thebanischen Oberschicht legitimierte. In der Tat haben die Priester Thebens diese schwierige und heikle Aufgabe glänzend bewältigt. Sie lösten den Gott Amun, den »Verborgenen«, den »Lufthauch«, der »die Seele belebt«, aus dem Verband der acht Urgötter, die in ihrer Gesamtheit die Eigenschaften des mythischen Urmeeres personifizierten. In einer höchst verwickelten Spekulation wurde Amun nun zum Allgott erklärt, der sich auch im Urboden verkörperte und dann alle anderen Götter hervorbrachte, über die er als »König der Götter« herrschte. Als Amun-Re verschmolz er mit dem Sonnengott. In der Regel stellte man Amun menschengestaltig mit lichtblauer Hautfarbe und einer Kapuze auf dem Haupte dar, an der zwei Falkenfedern und ein langes Band befestigt waren.

Freilich setzte sich der imperiale Anspruch der thebanischen Herrscher nur allmählich durch. Er siegte jedoch vollständig, nachdem das Mittlere Reich dem Ansturm der Hyksos, eines asiatischen Nomadenvolkes, er-



64 Der Pharaon vor
dem Gott Amun
(nach Roeder)

legen war und Fürsten Thebens wiederum eine entscheidende Wende herbeiführten. Sie vertrieben die Eindringlinge und gründeten das Neue Reich (um 1554–1085 v. u. Z.), in dem Ägypten zur ersten Macht im Vorderen Orient aufstieg. Aus den unterworfenen Gebieten flossen nun ungeheure Reichtümer ins Nilland, das mit Kreta, Zypern und den ägäischen Inseln regen Handel trieb. Adel und Priesterschaft lebten in einem Wohlstand wie nie zuvor. In der Kunst spiegelte sich das in einem überfeinerten Stil und in grandiosen Bauten wider, die vor allem Theben auszeichneten. Sie lassen uns ahnen, welche Macht die Priester ausübten, die ja nicht nur über die meisten Reichtümer des Landes verfügten, sondern auch die Beamten ausbildeten und ein immer größeres Mitspracherecht bei der Besetzung der wichtigsten Verwaltungs- und Regierungsstellen forderten. Die priesterliche Machtkonzentration in Theben beunruhigte bald die anderen Kultorte, die sich zurückgesetzt und benach-



65 Aton, die
Sonnenscheibe
mit Händen, über
der Familie
des Pharaos
(nach Erman)

teiligt fühlten, und sie bedrohte schließlich die Pharaonen selbst. Früher oder später mußte es daher zum Konflikt kommen. Er brach offen unter einem Herrscher aus, der als »Ketzerkönig« in die Geschichte eingegangen ist, unter Amenophis IV. (das ist die griechische Form des ägyptischen Namens Amun-hotep, »Amun ist zufrieden«). Vermutlich auf Handwerker und Bauern gestützt, ließ es der Pharao auf einen Machtkampf mit Adel und Priesterschaft Thebens ankommen, indem er dem allmächtigen Amun eine alte, aber bisher wenig beachtete Gottheit entgegenstellte: Aton, die Sonnenscheibe, deren Strahlen in Hände ausliefen. Der König verherrlichte Aton in einer Hymne, die wegen ihrer Schönheit zu den unvergänglichen Werken der Weltliteratur gehört. Wir führen sie auszugsweise in der Übersetzung des Ägyptologen Günther Roeder an:

»Du erglänzt schön im Himmelshorizont, Du lebender Aton, der am Uranfang lebte. Wenn Du aufgehst am östlichen Horizont, so erleuchtest Du jedes Land durch Deine Schönheit. Wenn Du herrlich und groß und glänzend und hoch über jedem Lande bist, umarmen Deine Strahlen die Länder bis zum Ende alles dessen, das Du geschaffen hast. Du bist Re; Du führst sie alle herbei, und Du bändigst sie für Deinen geliebten Sohn. Wenn Du auch fern bist, so sind Deine Strahlen doch auf Erden, und Du bist angesichts ihrer bei Deinen Gängen . . .

Gehst Du morgens im Horizonte auf und erglänzt als Aton am Tage, so vertreibst Du die Finsternis und spendest Deine Strahlen. Die beiden Länder freuen sich dann; sie erheben sich und treten auf die Füße – Du hast sie erhoben! Man wäscht seine Glieder, ergreift seine Kleider, und ihre Arme beten sogleich Dein Erscheinen an. Die ganze Erde nimmt ihre Arbeit auf. Alles Vieh freut sich über sein Gras, die Bäume und Gräser werden grün. Geflügel und Vögel kommen aus ihren Nestern, ihre Flügel sogar beten Deinen Ka an. Alle Ziegen springen auf die Beine, die Vögel und alles Fliegende – sie beginnen zu leben, wenn Du ihnen aufgehst. Die Schiffe fahren stromab und wieder stromauf, jeder Weg ist geöffnet durch Dein Erscheinen; selbst die Fische im Strom springen auf Dich zu, denn Deine Strahlen reichen tief in den Ozean hinein . . .

Du bist es, der die Gezeugten in den Frauen ernährt und dem Kinde im Leibe seiner Mutter Leben gibt; der es beruhigt, so daß es nicht weint – Du Wärterin im Mutterleibe! Du bist es, der den Atem spendet, um jedes Kind zu beleben, das er geschaffen hat, wenn es aus dem Mutterleibe an das Licht kommt am Tage seiner Geburt; Du öffnest seinen Mund bei dem ersten Geschrei und sorgst für seinen Unterhalt. Sitzt das Küken im Ei und piept in der Schale, so gibst Du ihm Luft, um es zu beleben; Du schaffst ihm Kraft, um das Ei zu zerbrechen . . .

Du schaffst die Jahreszeiten, um alles, was Du schufst, zu beleben: den Winter, um sie zu kühlen; die Hitze, damit sie Dich auskosten. Du hast den fernen Himmel geschaffen, um an ihm aufzugehen und alles zu sehen, was Du geschaffen hast. Du bist einzig, wenn Du aufgehst in Deiner Gesalt als lebender Aton, wenn Du glänzt und leuchtest, wenn Du Dich entfernst und zurückkehrst. Du schaffst Millionen von Erscheinungen durch Dich, wenn Du auch allein bist; Städte, Orte und Felder, Weg und Strom – alle Augen insgesamt blicken auf Dich, wenn Du, der Aton des Tages, über der Erde bist . . .«

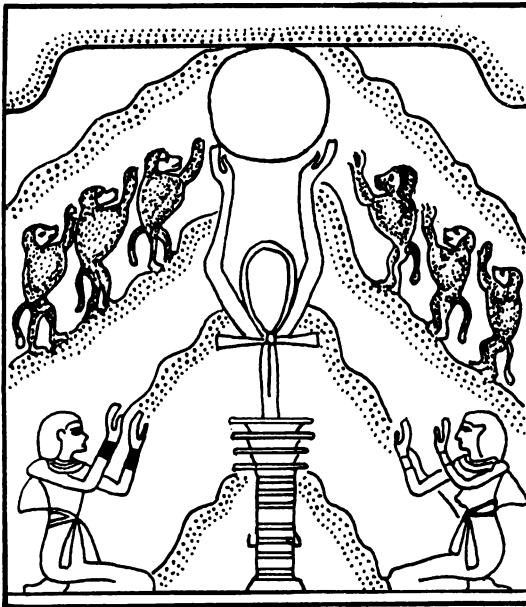
Um diesem Gotte, der nach dem Glauben von Amenophis IV. das gesamte Weltgeschehen lenkte, allgemeine Anerkennung zu verschaffen und den Einfluß der widerspenstigen Priesterschaft zurückzudrängen, ließ der König die Tempel anderer Götter schließen, die Bilder dieser Gottheiten vernichten und ihre Namen ausmeißeln. Er selbst nannte sich nun Echnaton, das heißt »Er ist dem Aton wohlgefällig«. Offenbar war jedoch durch diese Maßnahmen die Spannung zwischen ihm und den thebanischen Priestern so groß geworden, daß es Echnaton vorzog, etwa 450 Kilometer nördlich des bisherigen Regierungssitzes eine neue Residenz zu gründen: Achet-Aton, den »Lichtort des Aton«, heute Tell el-

Amarna genannt. Dort sind die Archäologen in den Resten von Wohnhäusern auf kleine Hausaltäre gestoßen, deren Aton-Bild durch Klapptüren verdeckt und so vor allzu profanem Treiben abgeschirmt werden konnte.

Die Verherrlichung Atons galt vor allem der Kraft der jungen Morgensonne. In dieser Beziehung setzte der König eine alte Tradition fort; denn es ist kein Zufall, daß aus so vielen ägyptischen Bildern Jubel über den Sonnenaufgang spricht, der die Mächte der Finsternis vertrieb. Oft sieht man auch auf einem Pfeiler, dem Wunschzeichen für Dauer, das Lebenssymbol, ein Henkelkreuz, dessen ausgestreckte Arme das Tagesgestirn über die Berge des Ostens emporheben. Kniend beten die Göttinnen Isis und Nephthys die Sonne an, während ihr Paviane auf den Berghängen zujauchzen. Am oberen Bildrand ist das Westgebirge als schmaler Streifen mit Bergen am Ende wiedergegeben. Dort versinkt die Sonne, die von den Armen des Henkelkreuzes bis an den Westhorizont getragen wird. Damit rücken in dem so lebensfrohen Bild auch die dunklen Seiten des Lebens ins Blickfeld. Das Verschwinden der Sonne im Westen empfand man ja als Bedrohung durch die Mächte der Dunkelheit und des Chaos. In der Sonnenhymne des Königs heißt es daher:

»Gehst Du zur Ruhe im westlichen Horizont, so liegt die Erde in Finsternis, als wäre sie gestorben. Man schläft in den Zimmern mit verhülltem Kopf, kein Auge sieht das andere; wird alle ihre Habe weggenommen, die unter ihren Köpfen liegt – sie merken es nicht. Jeder Löwe kommt aus seiner Höhle, und alle Schlangen beißen; die Finsternis ist ohne Wärme, und die Erde liegt schweigend da – denn der Schöpfer der Menschen ruht in seinem Horizonte.«

Es war wohl bedrückend für die Gläubigen, daß ihnen der Aton-Kult wenig Schutz gegen die Mächte der Finsternis zu gewähren schien, die nach dem Verschwinden der Sonnenscheibe drohend ihr Haupt erhoben. Wie sollte man sich ihrer erwehren können, wenn sogar die Sonne, der »Götterkönig«, harte Kämpfe gegen die Mächte des Chaos auszufechten hatte? Zu ihnen gehörten, wie alte Mythen berichten, schlangengestaltige Ungeheuer, »Kinder der Ohnmächtigen«, die die Sonne bereits anfielen, als diese das erste Mal aus dem Urgewässer auftauchte. Schärfster Widersacher der Sonne war jedoch die Urschlange Apophis, von der das Apophis-Buch erzählt, ein Zaubertext, der dem Verstorbenen mit ins Grab gegeben wurde, um ihn vor der bösen Schlange zu beschützen. Im Apophis-Buch identifiziert sich der Tote mit Re, damit er das Ungeheuer ebenfalls überwinden kann. Drohend ruft er aus: »Er verfällt der Flam-



66 Der Weg der
Sonne vom Aufgang
zum Untergang

me, der Apophis! Ein Messer steckt in seinem Kopf, sein Ohr ist abgeschnitten, sein Name existiert nicht mehr in diesem Land. Ich befahl, ihm Wunden zu schlagen, ich verbrannte seine Knochen, ich vernichtete seine Seele, alltäglich . . . Ich vernichtete ihn völlig. Sein Name ist nicht mehr, seine Kinder sind nicht mehr . . .«

Doch trotz dieser starken Worte galt Apophis, die Urmacht der Finsternis, als unsterblich. Sie gehörte zu jenen chaotischen Bereichen, die nach ägyptischem Glauben durch die Schöpfung zwar zurückgedrängt, aber nicht völlig überwunden waren. Überall schienen sie emporzusteigen: im Meer, dem Grundwasser, der verheerenden Überschwemmung oder im Dunkel der Nacht. Deshalb war auch Apophis überall. Und der Kampf gegen ihn fand kein Ende, sondern wiederholte sich immerfort. Vielleicht spiegelte sich in dieser Auffassung die schmerzliche Erfahrung der Ägypter wider, dem Ansturm der Wüste und der Gewalt der Fluten nur durch unablässige schwere Arbeit begegnen zu können. So wurde der Streit mit Apophis notwendig zur Bewahrung der Lebens- und Weltordnung überhaupt. Daher rezitierte man den Text des Apophis-Buches im täglichen Ritual, zum Jahreswechsel, bei Jubiläen und Thronbestei-

gungen, um sich auf magische Weise mit dem Sonnengott in Einklang zu setzen, dessen Kraft zu stärken und die eigene Existenz zu sichern. Die Zaubertexte wurden schließlich zu einer Art Universalmittel gegen alle Gefahren im Himmel, auf Erden und in der Unterwelt.

Aber gerade gegen solche Gefahren bot, wir sagten es schon, der Aton-Kult des »Ketzerkönigs« wenig Schutz. Vielleicht war das mit einer der Gründe, die seine Reform zu Fall brachten. Schon zu Lebzeiten des Königs erstarkte die Reaktion, sicher nicht ohne Schuld Echnatons, und auch außenpolitisch erlitt er Niederlagen. Sein Nachfolger Tut-ench-Aton, bei Regierungsantritt erst zwölf Jahre alt, war wohl nur ein Werkzeug in den Händen der Priester. Er kehrte nach Theben zurück, setzte die alten Kulte wieder ein und änderte seinen Namen um in Tut-ench-Amun, »Köstlich an Leben ist Amun«. Damit fand einer der interessantesten Vorgänge in der altägyptischen Geschichte sein wenig rühmliches Ende. Die Bedeutung der Sonne aber blieb. Nach wie vor empfanden es die Ägypter als ein beglückendes und befreiendes Erlebnis, wenn sie aus dem Urgewässer Nun emporstieg, die Tore des Horizonts hinter sich ließ oder »zwischen den Schenkeln Nuts« auftauchte, sei es als Scheibe, Skarabäus oder Flügelsonne. Immer wiederholte sich damit das erste Mal. In dieser ewigen Wiederkehr sah man ein freudiges und tröstliches Ereignis. Denn wenn jeder Morgen eine Wiederholung des Urgeschehens, eine neue Schöpfung mit sich brachte, mußte sich ja alles erneuern und verjüngen! In diesem Glauben lebten die Ägypter, und nicht nur sie, sozusagen zeitlos und in der Hoffnung, Alter, Krankheit, Schäden und Mängel immer von neuem auslöschen, abstreifen oder überwinden zu können. Dieses Streben nach Aufhebung von Zeit und Vergänglichkeit hat auch die Kunst bis in die feinsten Einzelheiten geprägt. Der Ägyptologe und Kunsthistoriker Walter Wolf sagt darüber:

»Kein ägyptisches Bild deutet auf eine bestimmte Tageszeit. Das Fehlen jeglicher Lichtquelle... mit ihrer farbverändernden Wirkung und den flüchtig über die Gegenstände huschenden Schatten tut ein übriges, um die Zeitfremdheit der Bilder zu betonen. Es gibt keine Übergangsmotive: Fast alle Menschen, der Grabherr stets, stehen in der Blüte der Jahre... Es gibt Stehende und Sitzende, aber vergebens wird man nach einem Sich-Setzenden Ausschau halten. Im Papyrusdickicht erstrahlen die Dolden in voller Blüte, dazwischen sind einige geschlossene Knospen eingestreut, aber man wird keine sich eben öffnende Knospe finden. Man läßt in den Werkstätten Statuen, auf den Werften Schiffe entstehen. Die nähere Betrachtung ergibt ausnahmslos, daß die Gegenstände eben fertig

geworden sind und nur noch die letzte Hand angelegt wird . . . Wenn etwas auf einer Waage gewogen wird, steht die Waage immer im Gleichgewicht, der Vorgang des Wägens ist abgeschlossen . . . Mit einer erstaunlichen Folgerichtigkeit wird eine Welt fertiger Objekte aufgebaut. Alles ist, nichts wird, überall starres, zeitfremdes Sein.«

Der Rhythmus des kosmischen und irdischen Geschehens und der daraus folgende Glaube an eine ewige Wiederkehr, die nur eine Wiederholung und keine Veränderung beziehungsweise Entwicklung bedeutet, hat also die altägyptische Kunst entscheidend beeinflusst. Zu diesem Glauben gehörte die Geburt der Sonne in der Lotosblume oder im Urei, von dem man auch erzählte, daß es ein zweigeschlechtiger Urvogel, der »Große Gackerer« oder »Große Schreier«, gelegt habe. Lotos und Ei haben mit dem einstigen Chaos zu tun, dessen Eigenschaften durch die acht Urgötter personifiziert wurden. Täglich findet nun das erste Erscheinen der Sonne seine Fortsetzung: bei der Geburt des Gestirns durch die Himmelsgöttin oder beim Auftauchen aus dem Urmeer und zwischen den Horizontbergen, als Käfer, Falke oder Flügelsonne. Die verschiedenen Wiedergaben des Sonnengottes sind, ebenso wie seine unterschiedlichen Geburten, austauschbare Gleichnisse, die das kosmische Geschehen so vielfältig wie möglich zum Ausdruck bringen sollen. Gewaltige Pylonen und Tempel ahmten die Horizontberge beziehungsweise den Weltbau nach und führten den Untertanen die Machtfülle von Königen, Adel und Priesterschaft eindrucksvoll vor Augen. Diese stützten sich auf eine gut durchdachte, auf ihre Bedürfnisse zugeschnittene Theologie, mit der sie den eigenen Stadtgott zur Erscheinungsform und zum König aller anderen Gottheiten erklärten. Doch nicht immer herrschte Frieden zwischen den Pharaonen und ihren Theologen. Wenn sich die Einfluß- und Machtsphären zu sehr kreuzten und überlagerten, kam es zum offenen Konflikt, wie wir das am Beispiel des »Ketzerkönigs« kennenlernten. Sein Lobpreis Atons, der Sonnenscheibe mit Händen, der jungen Morgensonne, ist ein optimistisches Lied auf das Leben selbst, während die ständigen Kämpfe der Sonne mit den Urgewalten der Finsternis an das harte Ringen des ägyptischen Volkes um seine Existenz erinnern. Es suchte Trost und Zuversicht im Glauben an eine tägliche Neugeburt der Sonne und der damit verbundenen Aufhebung von Zeit und Vergänglichkeit.

Um so größeres Aufsehen erregte es, wenn das kosmische Geschehen durch ungewöhnliche Ereignisse gestört zu werden schien, wenn sich zum Beispiel Sonne und Mond verfinsterten. Der polnische Schriftsteller Bo-

Ieślaw Prus (1845–1912) schildert in seinem Roman »Pharao«, dessen Handlung im Ägypten des 11. Jahrhunderts v. u. Z. spielt, wie die Priester von Memphis geschickt eine von ihnen vorausberechnete Sonnenfinsternis ausnutzten, um ihre Macht gegenüber dem Pharao zu festigen und den unbequemen Herrscher zu stürzen. Als die aufgebrachte Menge den Tempel des Stadtgottes Ptah zu stürmen versuchte, so erzählt Prus, erschien der Erzpriester Herihor mit seinem Gefolge und rief mit starker Stimme:

»Götter! Unter euren Schutz stelle ich die heiligen Orte, gegen die Verräter und Gotteslästerer ihre Hand erheben.«

Da geschah etwas Furchtbares: Während die Stimme sprach, verlor die Sonne ihren Schein; beim letzten Wort aber wurde es nachtdunkel. Am Himmel funkelten die Sterne. An der Stelle der Sonne erschien ein schwarzer, von einem flammenden Ring umgebener Kreis.

Ein einziger Schrei des Entsetzens entrang sich den Hunderttausenden. Die Stürmenden warfen die Balken fort, die Bauern warfen sich zur Erde nieder.

»Der Tag des Jüngsten Gerichts und des Todes ist gekommen!« rief eine klagende Stimme an einem Straßenende.

»O Götter! Gnade! Heiliger Mann, wende das Furchtbare von uns ab!« schrie die Menge.

»Wehe den Heeren, die dem Befehl gottloser Anführer folgen!« rief die unheimliche Stimme vom Tempel her.

Zur Antwort warf sich die ganze Menschenmenge in den Staub. In zwei Regimentern entstand Verwirrung. Die Reihen lösten sich auf, Soldaten warfen die Waffen fort und rasten wie von Sinnen dem Flusse zu. Die einen verletzten sich an den Hauswänden, da sie blind durch die Dunkelheit liefen; andere stürzten auf das Pflaster und wurden von ihren Kameraden zu Tode getreten. In wenigen Minuten lagen rings umher verstreut Lanzen und Äxte, und am Eingang der Straße türmten sich Berge von Verwundeten und Toten. Keine verlorene Schlacht hatte je mit einer solchen Niederlage geendet.

»Götter! Götter!« ächzten und jammerten die zu Tode erschrockenen Menschen. »Erbarmt euch der Unschuldigen!«

»Zum letztenmal erhöre ich die Gebete meiner Priester, dieweil ich barmherzig bin!« antwortete die Stimme vom Tempel her.

Sofort wich die Finsternis, und die Sonne gewann ihren hellen Schein zurück.

Geschrei, Weinen, Gebete ertönten erneut aus der Menge. Die

freudetrunkenen Menschen begrüßten die Wiedergeburt der Sonne. Wildfremde Menschen umarmten sich gegenseitig, etliche Menschen starben, alle Lebenden aber rutschten auf Knien dem Tempel zu, um seine gesegneten Mauern zu küssen.

Über dem Tor aber stand der allerwürdigste Herihor. Starr blickte er in den Himmel. Zwei Priester stützten seine heiligen Arme, mit denen er die Finsternis vertrieb und sein Volk vor dem Untergang rettete.«

Man weiß heute, daß die Ägypter im 11. Jahrhundert v. u. Z. noch nicht in der Lage waren, Sonnenfinsternisse mit solcher Genauigkeit vorauszusagen, wie das Prus in seinem Roman darstellt. Der Völkern der alten Hochkulturen gelang es sogar erst verhältnismäßig spät, solche Ereignisse mit Sicherheit vorherzubestimmen. Natürlich hat man Finsternisse sehr aufmerksam beobachtet und zum Beispiel im alten China darüber schon früh genaue Aufzeichnungen gemacht. Von den Babyloniern ist bekannt, daß sie zunächst nicht einmal zwischen tatsächlichen und nur atmosphärischen Verfinsterungen unterschieden und glaubten, Sonnen- oder Mondfinsternisse aus der »Leberschau« ermitteln zu können. Die totale Mondfinsternis des Jahres 721 v. u. Z. haben uns die Babylonier als erste sichere »Finsternis-Nachricht« schriftlich überliefert. Überhaupt scheint bei ihnen um 700 v. u. Z. die Zeit für die Entdeckung der periodischen Wiederkehr von Finsternissen (des sogenannten Saroszyklus) reif gewesen zu sein. In den letzten fünf bis sechs Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung waren sie dann imstande, richtige Voraussagen über Finsternisse zu treffen.

Wahrscheinlich hat auch der Grieche Thales (640 oder 624–546 v. u. Z.) von den babylonischen Erkenntnissen profitiert. Herodot erzählt nämlich: »Während die Meder und die Lydier miteinander fochten, trug es sich zu, daß mitten in der Schlacht sich der Tag in die Nacht verwandelte. Und dieser Wechsel war den Ioniern durch Thales von Milet vorausgesagt worden, und er hatte das Jahr angegeben, in welchem dies stattfand.« Die Schlacht fand am Fluß Halys statt, und die genannte, von Thales angekündigte Sonnenfinsternis ereignete sich am 28. Mai 585 v. u. Z. Überliefert ist auch, daß der griechische Philosoph Anaxagoras (500–428 v. u. Z.) die wahren Ursachen für Sonnen- und Mondfinsternisse kannte. Geradezu sensationell mutet es dagegen an, daß nach neuesten Forschungen, die zum Teil mit Hilfe eines Computers ausgeführt wurden, die Schöpfer der großen Steinsetzungen West- und Nordeuropas

aller Wahrscheinlichkeit nach schon in der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends v. u. Z. Sonnen- und Mondfinsternisse vorhersagen konnten! Das näher zu erläutern würde hier jedoch zu weit führen.

Auf jeden Fall stimmt also nicht, daß die ägyptischen Priester schon im 11. Jahrhundert v. u. Z. die Finsternisperioden kannten. Dennoch hat Prus die Furcht der alten Ägypter bei einer Verfinsterung der Sonne treffend geschildert. Sie standen damit nicht allein. Vor allem eine Sonnenfinsternis ist ja ein außerordentlich eindrucksvolles Erlebnis. (Für unsere geographischen Breiten findet die nächste totale Sonnenfinsternis leider erst am 11. August 1999 statt.) Je weiter sich dabei der Mond vor die Sonne schiebt, desto stärker verblaßt der lichte Tag zu Dämmerchein und Nacht. Sobald das Tagesgestirn völlig hinter der dunklen Mondscheibe verschwunden ist, werden die weitreichenden, schwach leuchtenden Gase der Korona, der äußeren Sonnenatmosphäre, sichtbar, die vorher von der Lichtfülle überblendet waren, und am Himmel treten die hellsten Sterne hervor. Kaum taucht jedoch der erste Sonnenstrahl wieder hinter dem Mond auf, ist der »Spuk« wie mit Zauberschlag vorbei.

Wie eine solche Finsternis sogar auf die Tierwelt wirkt, hat der Astroном Ernst Zinner aus vielen Berichten und Beobachtungen zusammengestellt: »Die Mehrzahl der Tiere wird durch eine große Finsternis so beeinflußt, daß sie sich zur Ruhe setzen oder ihre Rastplätze aufsuchen. Wenn sie dabei säumen, bewirkt die rasche Abnahme der Helligkeit innerhalb einer Stunde, daß ihre Heimkehr zur regellosen Flucht ausartet. Sie geraten in eine Panik. Rücksichtslos drängt jedes Tier das andere beiseite; Bienen bedrohen ihren Imker. Durch die Auslöschung des Lichtes sind manche Bienen und Möwen benommen. Nervöse Bienen werfen ihre Drohnen hinaus, als ob es Herbst sei. Andere Tiere bleiben an ihrem Ort, hören aber zu singen auf. Nachttiere erscheinen wie abends. Manche Vögel wie Kanarienvögel, Hühner und Tauben regen sich auf. Seevögel schreien während der Totalität – vermutlich weil sie mit dem Schwinden jedes Tageslichtes und bei der merkwürdigen übrigen Beleuchtung jede Orientierung verloren haben. Manche Tiere schauen zum Himmel, wo nur noch eine verkleinerte Sonne oder die bleiche Korona zu sehen ist. Einige Katzen, besonders aber die Hunde bekunden Angst. Wenn die Hunde bellten und kläfften und sich verkrochen, so ist dies typisch für ihre Angst wegen der Finsternis.«

Ganz so dramatisch wie bei einer Sonnenfinsternis geht es freilich bei einer Verfinsterung des Mondes nicht zu. Aber auch hier hat der dunkelrote Schein, den der Mond infolge langwelligen Streulichts aus der Erd-

atmosphäre annimmt, oft begreifliche Furcht erregt. Man glaubte, irgendwelche Untiere würden Sonne oder Mond bei Finsternissen fressen! Deshalb war es wichtig, von solchen schrecklichen Ereignissen möglichst zeitig im voraus zu erfahren, damit man sich »seelisch und moralisch« auf sie vorbereiten und den bedrohten Gestirnen durch Lärmschlagen zu Hilfe eilen konnte.

Über das Entsetzen bei einer unangekündigten Sonnenfinsternis berichtet das »Schu-king«, das altchinesische »Buch der Urkunden«. Zwei kaiserliche Astronomen, Hi und Ho, waren häufig so betrunken, daß sie ihr Amt vernachlässigten und vergaßen, die Verfinsterung rechtzeitig anzukündigen. So setzte das Pfeifen und Johlen, Schreien und Tuten zu spät ein, aber der Drache, der nach dem Glauben der Chinesen die Sonne während einer Finsternis verschluckte, spie das Gestirn trotzdem wieder aus. Die betrunkenen Astronomen jedoch ließ der Kaiser einen Kopf kürzer machen!

Fast überall auf der Welt wollte man den Gestirnen durch Lärmschlagen beistehen. Die alten Peruaner verstärkten das Getöse noch, indem sie angebundene Hunde kräftig verprügelten! Man währte auch, Zauberer und andere böse Mächte würden die Himmelsleuchten gefährden. So vermochten angeblich thessalische Hexen die Mondscheibe vom Firmament herabzuziehen. Auf einem Vasenbild sehen wir sie bei dieser Freveltat. Natürlich konnte es dem Mond bei einer solchen Quälerei nicht gut ergehen. »Luna laborat«, »der Mond ist krank«, sagten die Römer bei einer Finsternis, und »mon Dieu, qu'elle est souffrante«, »mein Gott, wie leidet er«, klagten französische Bauern noch im 19. Jahrhundert. »Vince Luna!« »Siege, Mond!« rief man im Mittelalter dem Bedrängten zu. Noch 1844 wurde der deutsche Archäologe Ludwig Roß auf einer kleinen Insel bei Rhodos anlässlich einer Mondfinsternis Zeuge des Höllenlärms und Schießens von Griechen und Türken, »während gleichzeitig Männer, Weiber und Kinder unter dem Vortritt der Priester singend und betend in die Kapelle zogen, um den Beistand der Panagia und aller Heiligen für die heidnische Selene zu erleben«. Und im 18. Jahrhundert ließ ein Arzt in England die Brunnen zudecken, damit die giftigen Nebel, die während einer Sonnenfinsternis über die Erde wallen sollten, das Wasser nicht verdarben.

Den Finsternissen hat man seit jeher unheilvollen Einfluß auf das irdische Geschehen zugeschrieben. Ein Beispiel dafür ist die Ode, die der griechische Dichter Pindar (um 518–446 v. u. Z.) auf die totale Sonnenfinsternis am 30. April 463 v. u. Z. schrieb:

»O Licht der
 Sonne, weitschauendes, was beginnst Du?
 Allüberstrahlend Gestirn,
 Am hellen Tage
 Beraubst Du uns Deiner? Machest vergeblich
 Des Menschen Kraft
 Und den Weg seines Denkens, gar rasch auf
 Finsternen Pfaden entweichend? Hinstürmend
 Gleich dem Rosse geschwind, treibst uns in Schrecken, die
 Keiner noch kennt? Beim Zeus fleh ich Dich an,
 Wandle, o Herrin, dies Wunder, das jeden
 Entsetzet, in leidlosen Segen für Theben!
 Kündet Dein Zeichen uns Krieg
 Oder der Feldfrucht Verfall
 Oder die Wucht eines Schneesturms, den Worte
 Nimmer ermessen, oder vernichtenden Aufruhr?
 Soll sich die See übers Gefild hin entleeren,
 Bringst Du versteinern den Frost oder die Hitze des
 Südwindes mit dem Ingrimme strömender Wasser?
 Läßt Du die Erd' überfluten und aufs
 Neue beginnen der Menschen Geschlecht?
 Doch will ich nicht klagen, teil ich das Leid doch mit allen.«

Verhängnisvoll wurde solche abergläubische Furcht dem athenischen Heer bei der totalen Mondfinsternis am 27. August 413 v. u. Z. Unter Führung des reichen Sklavenbesitzers und Feldherrn Nikias hatten die Athener eine kriegerische Expedition nach Sizilien unternommen, wo sie die Stadt Syrakus erfolglos belagerten. Wegen der vielen Rückschläge wollte man die Belagerung abbrechen und sich einschiffen, als die Soldaten infolge der Finsternis unruhig wurden und einen Aufschub verlangten. Nikias selbst verzögerte den Rückzug wegen der warnenden Finsternis-Auslegung eines »Sehers« um dreimal neun Tage. Das wurde den Athenern zum Verhängnis. Auch Nikias geriet in Gefangenschaft und wurde von den Syrakusanern hingerichtet. Ganz anders verhielt sich dagegen der athenische Staatsmann Perikles, der bei einer Sonnenfinsternis vor der Flottenausfahrt im ersten Jahr des Kampfes gegen Sparta und den Peloponnesischen Bund (431–404 v. u. Z.) einem furchtsamen Soldaten seinen Mantel vor das Gesicht hielt und fragte, was er sähe, um dem Mann auf diese drastische Weise klarzumachen, daß es der Mond war, der die Sonne verdunkelte.



67 Ein Dunkelheitsdämon läßt die Lichtvögel frei

Unter den Tieren, die nach dem Glauben vieler alter Völker Sonne und Mond bei Finsternissen verschluckten, finden wir Drachen, Schlange, Bär, Wolf, Fisch und andere. In den Mythen gelten sie häufig als Dämonen der Finsternis, die schon in der Urzeit das Licht besaßen. Manche Dunkelheitsdämonen hatten es angeblich in den Achselhöhlen verborgen, gaben es aber während eines Kulttanzes frei. Aus dem alten China kennen wir Darstellungen eines eulengestaltigen Wesens, das tanzend seine Schwingen lüftet, so daß zwei Lichtvögel ihr Versteck verlassen und fortfliegen können. Ihre Hirschgeweihe sind hier Sinnbilder von Sonne und Morgenstern. Beide Vögel halten die schlangengestaltigen Mächte der Finsternis in den Fängen. Offenbar ist das Motiv von der Befreiung des Lichts von China aus auf dem Seewege zu den Indianern Nordwestamerikas gekommen, wo es vielfach variiert wurde und bis nach Ekuador und Peru gelangte. Nordamerikanische Mythen berichten, anfangs hätte ein mächtiger Häuptling Tageslicht und Gestirne in einer Kiste aufbewahrt, einem Symbol für die Unterwelt und das Gefängnis, in dem sich das Licht befand. Nur durch eine List gelang es dem Raben Yetl, die Kiste durch den Rauchfang der Häuptlingshütte (den Ausgang aus der Unterwelt) zu bringen. Draußen setzte er Tageslicht und Sonne an den Himmel, fertigte aus dem einen Teil des Mondes eine zu- und eine abnehmende Hälfte und zerschlug den anderen zu Sternen. Es wurde aber auch erzählt, Yetl habe eine Frau (die Urmutter) so lange geneckt, bis



68 Lichtvögel
und Gottheit
aus Ekuador

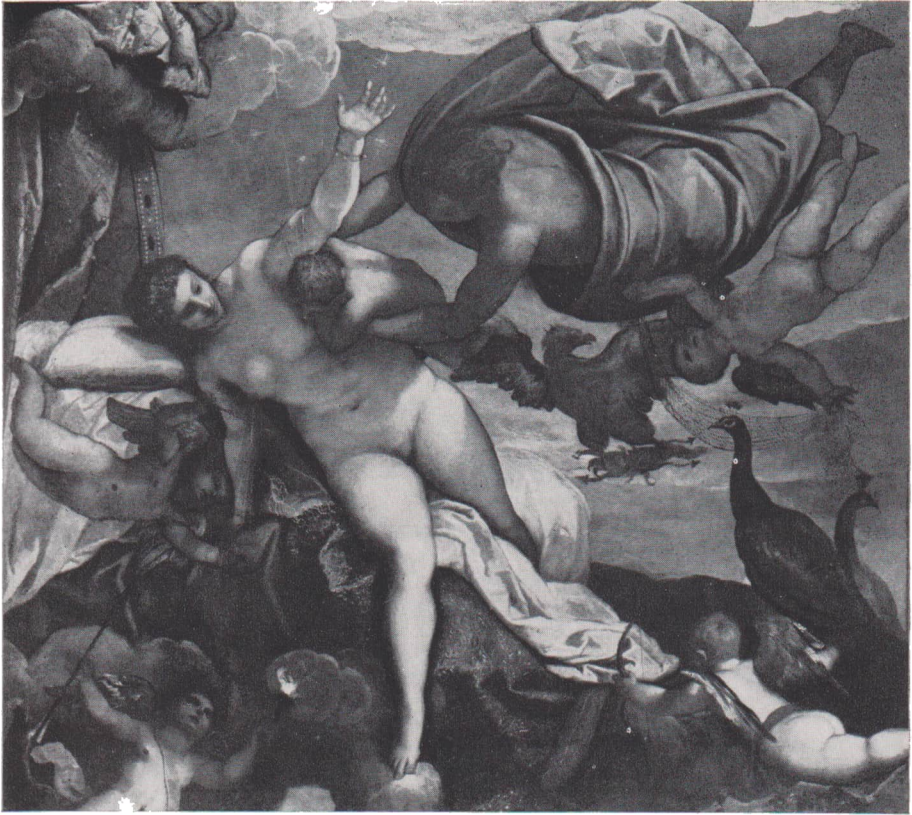
sie lachend die Arme hob und die in den Achselhöhlen gefangenen Lichtvögel entkommen ließ. Aus allen diesen Mythen wird uns klar, welche Bedeutung die alten Völker dem Erscheinen des Lichts und der »Geburt« der Sonne beimaßen.



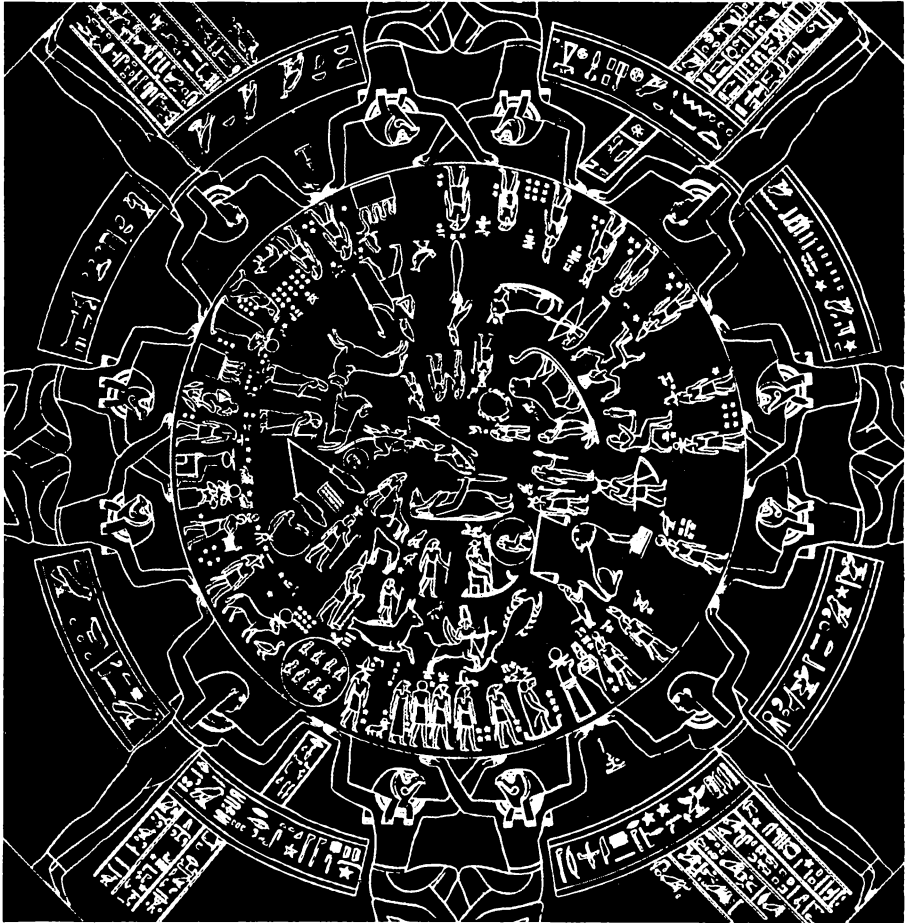
48 *Die Milchstraße am Südbimmel*



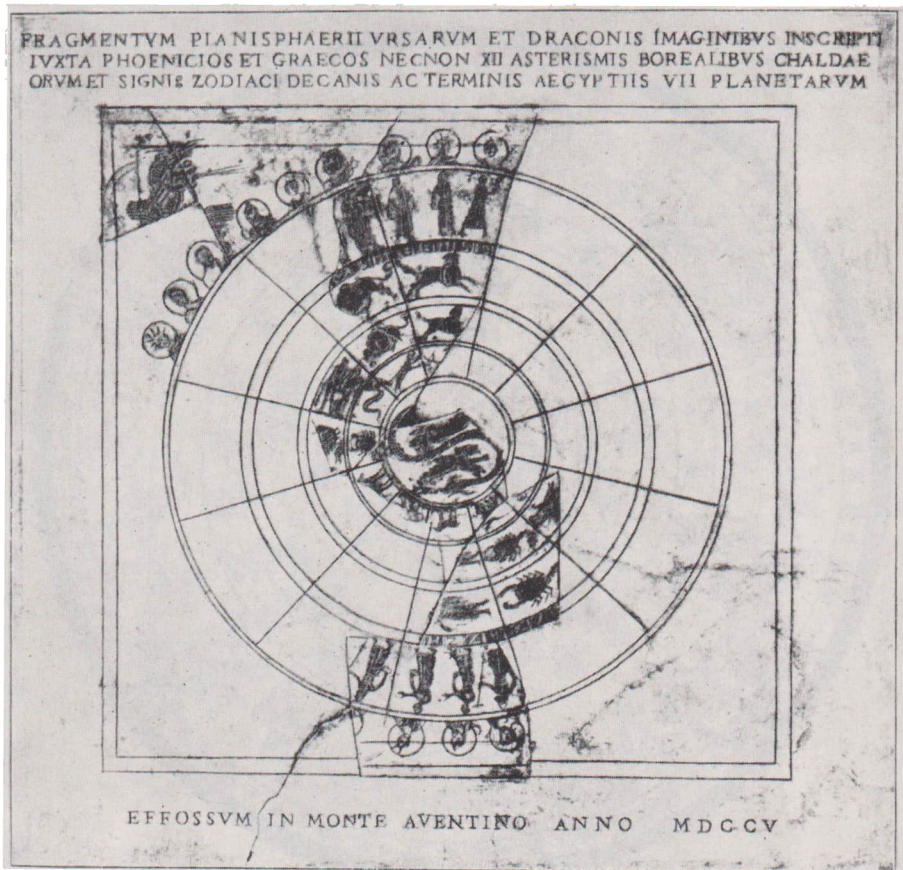
46 Skorpion und heilige »Dreieheit Sonne, Mond, Venus« auf einem babylonischen Grenzstein. 14. Jh. v.u.Z.



47 1575 malte Tintoretto die »Entstehung der Milchstraße«

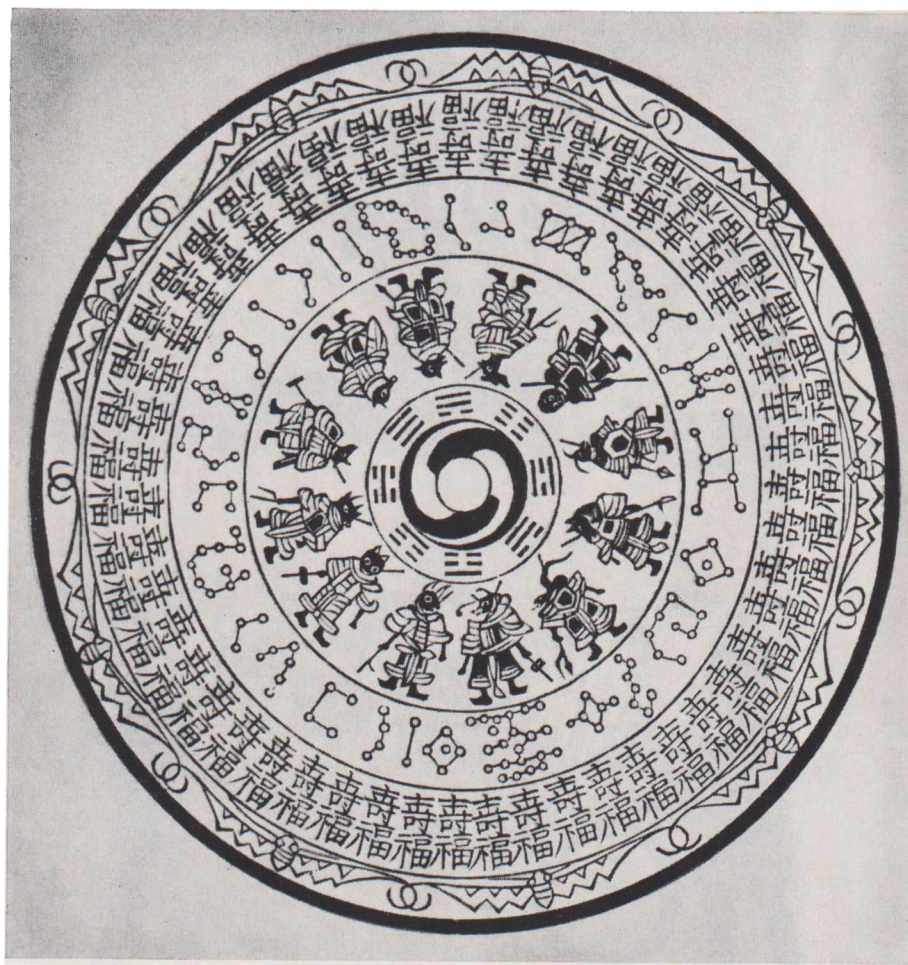


48 Der runde Tierkreis aus dem Tempel von Dendera. Zwischen 14 und 37 n. Z.



49 Die »Tabula Bianchini« mit Tierkreisbildern, Dekanen und Dodekaoros.
 2. Jh. v.u.Z.





50 51 Mondstationen, Dodekaoros und Himmelspaläste auf einem chinesischen Spiegel (links) und einem koreanischen Medaillon (rechts)



52, 53 Der zweite Dekan der Zwillinge nach der Sphäre des Abū Ma'sar. Paris. Anfang 13. Jh.

VI. Urmeer und Sonnenheiligtümer

Wenn wir heute die Leistungen der alten Ägypter bewundern, sollten wir nie vergessen, welch zähes Ringen und welchen unermüdlichen Fleiß sie erforderten. Ohne die schwere Arbeit der Bauern wäre der kulturelle Aufschwung Ägyptens unmöglich gewesen. Um sich im Tal und Delta behaupten zu können, mußte man immer wieder Dämme bauen, Kanäle graben, feste Orte gründen, pflügen, säen und ernten. Aber das Beharrungsvermögen, das durch Natur und Lebensweise bedingt war, führte auch zu einer stark konservativen Geisteshaltung. Vor allem in Religion und Kunst ist das Festhalten am Althergebrachten unverkennbar. Andererseits führte die immer dichtere Besiedlung und Kultivierung des Landes zu engerer Verbindung und Zusammenarbeit mit benachbarten Gruppen und Stämmen, die sich in Gauen, Staaten und schließlich im altägyptischen Reich vereinigten. Dadurch wurde auch eine Angleichung der verschiedenen Kulte notwendig. Man verfuhr dabei nach dem bewährten Grundsatz: alles Neue aufnehmen, ohne das Alte zu opfern. Um das zu ermöglichen, erklärte man die eine Gottheit als Erscheinungsform der anderen und schloß auf diese Weise fast alle Götter zu großen Familien oder sogar zu einem einzigen Gott zusammen. Theologische Spekulation und mythenbildende Phantasie gingen bei diesem Prozeß Hand in Hand und ließen so jenes merkwürdige Nebeneinander vielfältiger religiöser Anschauungen und Gebräuche entstehen, das für Ägypten kennzeichnend ist.

In Aufnahme und Verknüpfung ganz verschiedener Vorstellungen trat auch ein Stamm hervor, der in Mittelägypten sesshaft wurde. Sein heiliges Tier war eine Häsin, nach der man das Gebiet später Hasengau nannte. Wegen seiner zentralen Lage fiel ihm in Politik und Kult eine Art Schlüsselstellung zu. Die Fürsten des Hasengaus kontrollierten die strategisch wichtige Abzweigung eines Schiffahrts- und Bewässerungskanals (des heutigen Bahr Jusuf), der westlich vom Nil in das Fayum, eine Senke des libyschen Wüstenplateaus, fließt. Besondere Bedeutung erlangte der Gau, als Amenophis IV., der »Ketzerkönig«, in einer Talebene am Ostufer des Stroms seine Residenz Achet-Aton (heute Tell el-Amarna) gründete.

Eine noch größere Rolle als auf politischem spielte der Hasengau auf religiösem Gebiet. Das verdankte er vor allem den Mythen, die sich um seine Hauptstadt rankten. Sie hieß Chmunu, die »Stadt der Acht«, das

heißt der acht schlangen- und froschköpfigen Urgötter, die die Eigenschaften des Urmeeres verkörperten. Unter ihnen spielte Amun, der Gott des Windes und spätere Götterkönig der Thebaner, eine entscheidende Rolle. Er sollte den Nun in seinen Tiefen aufgewühlt haben, so daß sich der Schlamm zum festen Land zusammenballte und als Hoher Hügel oder als Flammeninsel bei Hermopolis aus den Fluten emportauchte. Dieses Erscheinen des Urbodens entsprach der Erfahrung ägyptischer Bauern. Jedes Jahr warteten sie ja ungeduldig darauf, daß die Fluten des Nils wieder zu fallen begannen und das gesättigte Land zur Aussaat freigaben. Die ersten kleinen Erdhügel, die hier und da aufglänzten, vermittelten einen lebendigen Anschauungsunterricht über das, was im Anfang geschehen sein mochte. Der Hohe Hügel war eine natürliche Anhöhe, die den heiligen Bezirk der ägyptischen Stadt Chmunu trug, die die Griechen Hermopolis nannten und deren Boden man mit dem ersten festen Land der Weltgeschichte identifizierte. Von hier aus wurde nach ägyptischem Glauben das Chaos zurückgedrängt, wurden Erde, Himmel und Gestirne geschaffen. Wer in der Nähe des Hohen Hügel wohnte, befand sich sozusagen im Zentrum des Kosmos und nahm an dessen geheimnisvollen Kräften teil. Neben diesem religiösen hatte das vermeintliche Zentrum aber noch einen politischen Aspekt, denn die Hermopolitaner und insbesondere ihre Priesterschaft waren sich des Ansehens wohl bewußt, das ihre Stadt wegen des Urhügel genoß. Hierher kamen zahlreiche Pilger, die den Ruhm des heiligen Bezirks, seiner Tempel und Kapellen in alle Gaue und Städte Ägyptens trugen. Der Ort, der das erste Land mit seinen Mauern umschloß, konnte auch verlangen, bei wichtigen Entscheidungen im Staate ein Wort mitzureden, ja sogar die Vormachtstellung beanspruchen. Außerdem mußte für die vielen Heiligtümer auf dem Urboden gesorgt werden; ihnen waren Steuern aller Art zu entrichten, damit die Priester kultische Handlungen vollziehen konnten. Je angesehener und mächtiger der Tempelbezirk war, desto größere Forderungen wurden natürlich erhoben.

Offenbar hat die Lage von Chmunu-Hermopolis viel zur Herausbildung der Mythologie um den Urhügel beigetragen. Der Hohe Hügel der späteren Stadt ragte einst als weithin sichtbare Erhebung aus dem noch unerschlossenen Niltal. Während der Überschwemmungen wurde er zwar von den Fluten erreicht, aber nicht bedeckt. Deshalb gründeten die ersten Siedler auf ihm ein Dorf, um das benachbarte Gelände allmählich trockenzulegen und in Felder und Gärten zu verwandeln. Unter den Strahlen der Sonne erwachte auf dem »Urhügel« reges Leben, entfalte-

ten die Lotosblumen über den schlammigen Gewässern ihre Blüten und trieben zahllose Sumpfvögel ihr Wesen. So bot die Landschaft viele Anregungen zu Spekulationen darüber, wie es »im Anfang« gewesen sein mochte. Mit der Zeit flossen die verschiedenen Erfahrungen und mythischen Berichte zu einem vielschichtigen Ganzen zusammen, dem die Schlüsselstellung von Stadt und Gau vorrangige Bedeutung in ganz Ägypten sicherte.

In Chmunu-Hermopolis waren nicht nur die acht Urgötter zu Hause, sondern hier sollten sie auch in einer Lotosblume oder in einem Ei den Sonnengott geschaffen haben. Dann trug eine Urkuh das strahlenumhüllte Kind durch das Wasser und säugte es. Bald traten aber auch die Urgewalten der Dunkelheit, die in Schlangen verkörperten »Kinder der Ohnmächtigen«, zum Kampf gegen die Sonne an. Doch diese besiegte sie genauso wie die Wolkenbänke am Horizont des ägyptischen Winterhimmels, die ihr die Tagesbahn zu verlegen schienen.

Bei dem Krieg gegen ihre Widersacher stand der Sonne eine Gottheit hilfreich zur Seite, die sowohl im Hasengau wie in Chmunu selbst außerordentliche Verehrung genoß. In ihr vereinigten sich offenbar ganz verschiedene Vorstellungen, denn sie trat manchmal in Gestalt eines Pavians, vor allem aber in der eines Ibisses auf. Der Ibis ist ein Watvogel, der vielleicht wegen seines langen, nach unten gekrümmten Schnabels besondere Aufmerksamkeit erregte. Die Gottheit, die man in Pavian und Ibis verkörpert und ebenfalls aus einem Urei hervorgegangen glaubte, hieß Thot. Sie wurde mit dem Mond identifiziert, dessen schmale Sichel als scharfe Waffe galt, mit der Thot die Feinde auf dem Hohen Hügel von Hermopolis besiegte und hinrichtete. Den Mond hielt man für eine Art Gegenbild der Sonne, das als »Stellvertreter des Re« die Nacht erhellte. Als Mondgott trug Thot den stolzen Titel »Herr der Zeit und Rechner der Jahre«. Darüber hinaus galt er als Erfinder von Sprache und Schrift. Deshalb wandten sich vor allem die Schreiber mit Bittgebeten an ihn, waren sie doch die »Zunft des Thot, die zum Ibis gehörige Mannschaft«. Bevor sie mit ihrer Arbeit begannen, widmeten sie dem Gott eine Spende aus dem Wassernapf ihres Schreibzeugs. Wegen seiner Kenntnisse und Fähigkeiten wurde Thot schließlich zum »Herrn der Gesetze« und zum »Schreiber des Re«, der Befehle, Erlasse und Urteile des Sonnengottes ausfertigt und als sein Wesir »Recht entscheidet, Recht berechnet und Recht gibt dem, der Recht tut«. Und nicht zuletzt hatte Thot heilige Schriften und Zauberbücher verfaßt. Denn er sah den Dingen auf den Grund, durchschaute alle Geheimnisse und war,



69 Der ibisköpfige
Gott Thot vor dem
Pharao (nach Roeder)

als Schutzgott der Gelehrsamkeit und der Ärzte, »groß an Zauber-
macht«.

Thot, der »Herr von Chmunu« und der Gott des Mondes, gehörte nach dem Glauben der alten Ägypter zu jenen Mächten, die im Anfang die Welt schufen. In manchen Fällen steht der Ibis, das Schriftzeichen für Thot, auf einem kegelförmigen Untersatz, der vermutlich den Urhügel symbolisiert. Denn dieser wurde durch ein rechtwinkliges Dreieck oder eine Erhebung gekennzeichnet, zu der Treppen hinaufführten. Offenbar haben die Bewohner von Chmunu-Hermopolis Thot als Götterkönig angesehen, denn sie nannten ihn »Großer Gott«, »Herr des Himmels« und »Leiter der Götter«. Man weiß nicht, ob auf den Stamm, der den Hasengau besiedelte und Thot als Schutzherrn verehrte, jene Mondmythen zu-

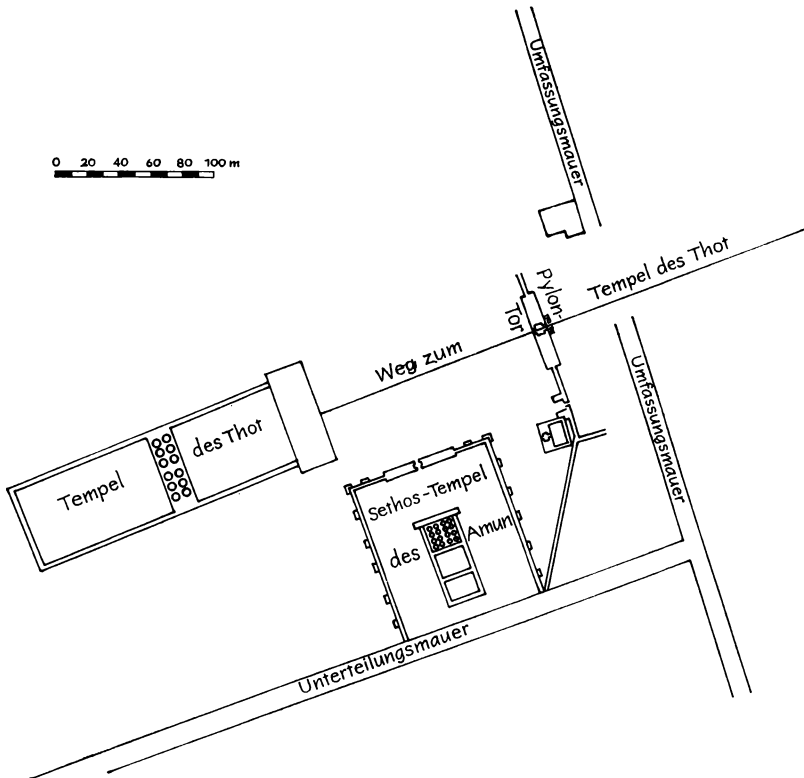
rückgehen, die schließlich in ganz Ägypten bekannt waren. Es ist auch eine Hypothese, in den Siedlern des Hasengaus einen Volksteil zu vermuten, der neben dem im Delta, wo die Sonne als Götterkönig galt, der mächtigste in der Frühzeit Ägyptens war. Wie dem auch sei, aus den Überlieferungen sowie den Ergebnissen archäologischer Forschung geht hervor, daß Geschichte und Schicksal von Chmunu-Hermopolis von den Mythen um die Weltentstehung, den Urhügel und die Geburt von Sonne und Mond bestimmt wurden. Darüber haben vor allem die Grabungen eines deutschen Forschungsteams Aufschluß gegeben, das von 1929–1939 die Anlage von Chmunu untersuchte und die Hauptstadt des Hasengaus in großen Umrissen rekonstruierte.

Vom westlichen Wüstenrande aus wandern wir in Gedanken auf der uralten Verbindungsstraße quer durch das Niltal nach Osten. Schon aus großer Entfernung war Hermopolis dem Besucher sichtbar. Südlich der Straße lag die eigentliche Wohnstadt, die in verschiedene, durch Mauern abgegrenzte Bezirke unterteilt war. In den engen Gassen herrschte fast unerträgliche Schwüle. Zu beiden Seiten ragten mehrstöckige, turmartige Häuser mit schmalen Fenstern auf. Nördlich der Straße zog eine gewaltige, 638 Meter lange Mauer die Aufmerksamkeit auf sich. Sie gehörte zu der Umwallung, die die quadratische Fläche des heiligen Bezirks nach allen Seiten abschloß und schützte. Auch einem überlegenen Feind wird es schwergefallen sein, dieses aus Millionen luftgetrockneter Ziegel errichtete Befestigungswerk zu bezwingen. Es war 15 Meter hoch und auf der Wallkrone mindestens 11 Meter breit. In der Mitte dieser Mauer befand sich ein Eingangstor aus Kalksteinen. Gewöhnlich waren die mit dickem Kupferblech beschlagenen Torflügel aus Zedernholz geschlossen. Doch anläßlich eines Festes zu Ehren Thots, des »Herrn von Chmunu«, war das Tempelgebiet für jedermann geöffnet, und schon vom frühen Morgen an strömten die Gläubigen, Bürger aus Hermopolis und weitgereiste Pilger, in den heiligen Bezirk. Hier hatte auch der Gaugraf seinen Palast. Neben den Tempeln wohnten die Priester, und im Westteil, hinter einer besonderen Abgrenzungsmauer, lagen die Gebäude für Soldaten und Handwerker, die im Dienste des Fürsten und der Priesterschaft standen.

Durch das große Eingangstor bewegte sich die Menge auf der Prozessionsstraße, der Nord-Süd-Achse des heiligen Bezirks, auf einen imposanten Pylon zu. Seine Vorderseite war mit Götter- und Königsfiguren verziert, und in schmalen Nischen standen Fahnenmasten, an denen weiße, grüne, rote und blaue Wimpel flatterten. Rechts und links vor

dem Durchgangstor reckten sich zwei schlanke, rechteckige Steinpfeiler mit pyramidenförmiger Spitze in die Höhe. Es waren aus einem einzigen Granitblock gehauene Obelisken, Sinnbilder des Sonnengottes.

Auch die Torflügel des ersten Pylonen im heiligen Bezirk waren zum Thot-Fest geöffnet. Sie gaben den Weg frei auf einen etwa hundert Meter langen Platz, der im Hintergrund von einem zweiten, noch gewaltigeren Doppelturm begrenzt wurde. Tempel und Kapellen verschiedener Götter bildeten die Ost- und Westseite des Festgeländes. Die Prozession zu Ehren des Gottes begann damit, daß aus dem Tor des hinteren Pylonen ein langer Zug von Priestern kam, die ein Boot auf den Schultern trugen – eine Nachbildung jener Barke, die Sonne und Mond während ihrer



70 Grundriß des heiligen Bezirks von Hermopolis (nach Roeder)



71 Priester
tragen die Barke
des Gottes Chons
(nach Bonnet)

täglichen Fahrt über den Himmelsozean benutzten. Vielleicht hatte die Sichel des Erdtrabanten zu dieser Vorstellung Anlaß gegeben, denn in äquaturnahen Gebieten liegt sie beim Untergang des zunehmenden und beim Aufgang des abnehmenden Mondes auf dem »Rücken« und ähnelt so einem Boot. Auf der Götterbarke stand ein hoher Schrein, hinter dessen verschlossenen Türen, profanen Blicken entzogen, die Gottheit wohnte. Anbetend warfen sich die Gläubigen vor ihr zu Boden. Musikinstrumente ertönten, und die Menge stimmte eine Hymne an. Dann verkündete der Oberpriester die Segenssprüche des »Großen Gottes, Herrn des Himmels«, und die Prozession kehrte in den Tempel zurück. Thot hatte seine Verehrer besucht und damit das Zeichen zum Beginn allgemeiner Lustbarkeiten gegeben, bei denen es laut zuging. Die ganze Stadt war beleuchtet, und es wurde kräftig gegessen und getrunken.

Im Park des heiligen Bezirks gab es anscheinend auch eine steinerne Nachbildung des Ureis, aus dem der Sonnengott hervorging. Und irgendwo lag der berühmte Messer-See, an dessen Ufer die erste Lotosblume mit dem Sonnenkind aufgetaucht sein sollte. Der See war ein Sinnbild des Urgewässers und Schauplatz der Neujahrsfeste, die sicher nicht weniger Zuschauer anlockten als die Feiern zu Ehren Thots. Wie man das Neujahrsfest im einzelnen beging, wissen wir leider nicht. Wahrscheinlich trugen Priester den Schrein Res ans Ufer des Sees, wo sie ihn in eine Barke hoben und zum Urhügel hinüberfuhren, der durch das Sonnenkind in eine Flammeninsel verwandelt worden war. Dort wuchs vielleicht eine Nilakazie, in deren Zweigen man das Nest für das Urei ver-

mutete. Auf der Flammeninsel angekommen, hat man sicher den Schrein mit der Figur des Sonnengottes feierlich aufgestellt. Das war eine symbolische Wiederholung des ersten Males, als Re dem Nun entstieg.

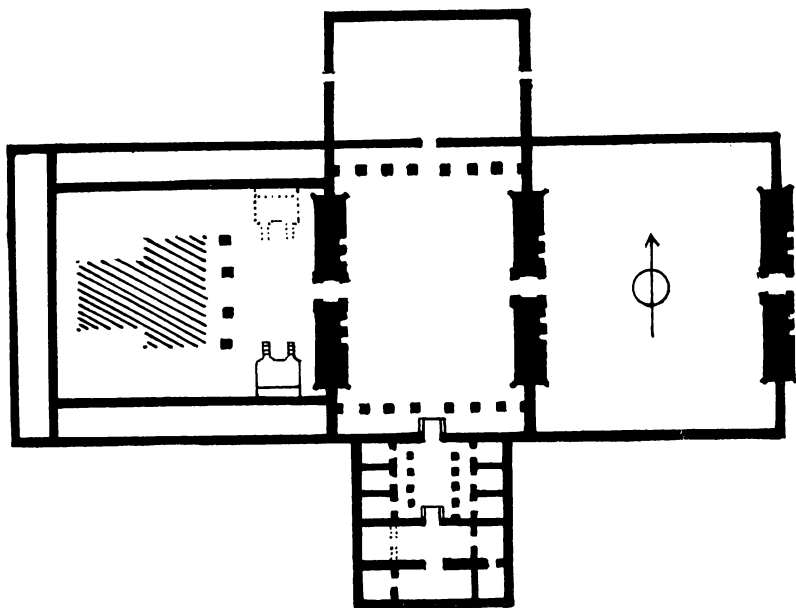
Noch mehr Ausstrahlungskraft als Chmunu-Hermopolis besaß Heliopolis, die Sonnenstadt, wie sie die Griechen nannten. Sie ist, wie Hermopolis, im Laufe der Zeit ausgeplündert und zerstört worden, und ihre Ruinen liegen heute unter meterdickem Fruchtländ begraben. Dennoch wissen wir aus Urkunden und Berichten über die Bedeutung von Heliopolis gut Bescheid. Manches deutet darauf hin, daß es vor der ersten geschichtlich erfaßbaren Reichsgründung Hauptstadt eines vorübergehend geeinten Landes war. Später bildete es den politischen und kulturellen Mittelpunkt eines unterägyptischen Gaus. Darüber hinaus übte die Stadt in Kult und Kunst auf ganz Ägypten entscheidenden Einfluß aus. Und wie Hermopolis nahm auch die Sonnenstadt den Ruhm für sich in Anspruch, Stätte des Urhügels zu sein. Aber die Auffassungen der beiden Orte über das erste Land, das aus dem Nun hervorging, unterschieden sich in einigen wesentlichen Punkten. Nach Ansicht der Hermopolitaner bewirkte Amun, der Gott des Windes, das Auftauchen des Hohen Hügels, während die Heliopolitaner in dem Urboden ihren Gott Atum, »der, welcher eine Gesamtheit ist«, verkörpert glaubten. Atum war nach ihrer Meinung ein von Nun unabhängiger Gott, der von selbst entstanden war und im Urmeer wie in einer Wiege ruhte, bis er aus seiner Trägheit und Müdigkeit erwachte und sich in Form eines Sandhügels aus dem Gewässer erhob.

In Heliopolis symbolisierte man das erste Land der Weltgeschichte durch einen gewaltigen Sandhügel, den wir wegen der spärlichen Grabungsbefunde leider nur in rohen Umrissen rekonstruieren können. Vermutlich war die kolossale Aufschüttung etwa 20 Meter hoch und besaß einen quadratischen Grundriß von insgesamt 440 Meter Durchmesser. Damit der Hügel Halt bekam, umfaßte man ihn mit einem 40 Meter breiten Wall aus Nilschlamm und luftgetrockneten Ziegeln. Der so ummauerte Innenraum war völlig mit Sand ausgefüllt, dem Symbol der Reinheit. Wieviel Tropfen Schweiß mögen beim Bau dieses »Urhügels« geflossen sein! Er zeugt von einer straff gelenkten Bevölkerung mit einem großen Reservoir an Arbeitskräften. Für den Transport des Materials und das Werk selbst standen ja nur primitive Hilfsmittel zur Verfügung. Um so erstaunlicher sind Umfang und Höhe des Sandhügels, der im flachen Marschland weithin zu sehen gewesen sein muß. Atum glaubte man aber auch in einem kegelförmigen Stein versinnbildlicht, dessen Bezeich-

nung Benben von einem Verbalstamm »emporsteigen«, »emporsprudeln« abgeleitet ist und auf das erste Auftauchen des Gottes anspielt. Sicher stand ein solcher Fetisch als Mittelpunkt einer Kultanlage auf dem Urhügel.

Vermutlich stammte Atum aus dem Kreis der Bauernreligionen des Deltas. Als die dortigen Siedler mit den Beduinen der Wüste in Berührung kamen, übernahmen sie deren Gott, die Sonne, die ja in Ägypten lange Zeit an der Spitze der Götterhierarchie stand. Deshalb war es von den Heliopolitanern ein außerordentlich geschickter Schachzug, als sie Re, den Sonnengott, mit Atum verbanden. Re-Atum hieß diese Vereinigung, wobei Re zuerst genannt wurde, weil er an den zunächst einflußreicheren Gott Anschluß suchte. Natürlich war diese Verknüpfung nicht nur Ergebnis theologischer Spekulation. Man wollte damit auch die Einfluß- und Machtsphären beider Gottheiten zusammenfassen, ein Verfahren, das die Thebaner später noch erfolgreicher mit Amun und den anderen Urgöttern anwandten. Eindrucksvolles Symbol der Allianz zwischen Re und Atum wurde die Umformung des heiligen Benben-Steins, der sich in einen langen, schlanken, vierkantigen Pfeiler mit pyramidenförmiger Spitze verwandelte. Wir kennen dies aus einem einzigen Granitblock gehauenen Meisterwerke altägyptischer Steinmetzkunst unter dem griechischen Witzwort Obelisk, das kleiner Spieß bedeutet. In Wirklichkeit erreichten manche dieser Spieße eine Höhe von dreißig Metern! Sie sollten die Pfeile Res, die Sonnenstrahlen, versinnbildlichen. Man glaubte aber auch, daß sich der Gott jeden Morgen auf der Spitze der Obelisksen niederließ, um in ihnen zu wohnen. Heute stehen solche altägyptischen Steinpfeiler in den Großstädten vieler Länder.

Bemerkenswerterweise sind Re und Atum jedoch nie zu einer völligen Wesenseinheit verschmolzen. In Heliopolis besaßen sie Tempel mit eigener Priesterschaft und getrennten Einkünften. Die relative Selbständigkeit beider Gottheiten mag auch darauf zurückzuführen sein, daß Re noch mit einem anderen Weltherrscher in Verbindung trat, dem Falken Horus, einem der ältesten, beliebtesten und mächtigsten ägyptischen Götter. Für uns ist die Vereinigung Res mit Horus zum Gott Re-Harachte widersinnig; denn der »Horus vom Lichtland« oder »Horizontische Horus« (so heißt die Übersetzung des Namen Re-Harachte) ist zugleich der Falke und dessen rechtes »Sonnenauge«. Aber solche Spitzfindigkeiten kümmerten die Ägypter nicht. Für sie waren Re und Horus zwei Gottheiten, die durch Verschmelzung ihre Wesens- und Machtfülle potenzierten.



72 Grundriß eines Tempels in Heliopolis (nach Ricke)

Es ist klar, daß auch Re-Atum durch Einbeziehung von Horus noch einflußreicher und mächtiger wurde. Das spiegelte sich ebenfalls in Heliopolis wider. Aus verschiedenen Quellen wissen wir von seinen großen Tempeln, Speichern, Standbildern, Stelen, Weingärten und Seen. Die Stadt war von einer 30 Meter breiten Mauer umgeben, denn sie lag an der syrischen Einfallsstraße und hatte allen Grund, ihre Schätze so gut wie möglich zu sichern. Groß war der Ort jedoch nicht; seine Bedeutung lag mehr auf religiösem als auf politischem Gebiet. Der Tempelbezirk, dessen Längsachse von West nach Ost verlief, maß rund 475 mal 1100 Meter. Offenbar war die angrenzende Stadt (heute Arab el Hisn), in der vorwiegend Handwerker und Landarbeiter wohnten, noch kleiner. Die älteste Kultstätte, den Urhügel, überbaute man im Mittleren Reich mit einem nach Westen gerichteten Atum-Tempel, der wahrscheinlich drei große Tortürme besaß, zu denen eine 500 Meter lange Allee aus Sphinxen führte. Solche Mischwesen mit Menschenkopf und Löwenleib hielten die Griechen für Sinnbilder der ägyptischen Weisheit. Sie verkör-

perten jedoch die ägyptischen Könige, die sich gern in Tiergestalt darstellen ließen, um damit ihre göttliche Abstammung hervorzuheben und Macht, Mut und Kraft zu demonstrieren. Als Sphinx schien der Pharao aber auch über die menschliche Sphäre hinausgehoben und Abbild eines Gottes, meist Atums oder Res, zu sein. Im Neuen Reich war es allgemein üblich, die Straßen vor den Tempeln mit solchen Skulpturen zu säumen.

Östlich vom Atum-Tempel lag vermutlich eine Kultstätte für Re-Harachte. Ihr Grundriß ist wahrscheinlich auf den Bruchstücken einer Schiefertafel wiedergegeben, die zu einem Verzeichnis des Gesamtinventars aller Tempel und Heiligtümer von Heliopolis gehörte. Durch drei Törtürme gelangte man in einen großen Hof, wo ein freistehender Altar errichtet war. Um den mittleren Teil der Anlage gruppierten sich Nebengebäude und Kapellen. Das Heiligtum Re-Harachtes hieß Benben-Haus (nach dem alten Steinfetisch). In ihm stand eine Sonnenbarke, und es galt als Wohnung eines Reiher, dessen Name Benu mit dem des Ursteins Benben verwandt ist. Den Reiher hielt man für das erste Lebewesen, das sich, wie Re-Atum, auf dem Urhügel niederließ. Die Natur selbst bot für diese Anschauung ein allen vertrautes Vorbild, dienten doch die Erdkuppen, die hier und da aus dem versickernden Überschwemmungswasser aufglänzten, den Vögeln als Ruheplätze. Später ist der heilige Reiher, den die Griechen und Römer Phoenix nannten, in Mythologie und Kunst vieler Völker eingegangen. Aller fünfhundert Jahre sollte er aus Arabien nach Heliopolis kommen, um dort seinen Vater zu begraben. Dann baute er im Tempel des Sonnengottes ein Nest aus Myrrhen, um sich in ihm zu verbrennen und aus der Asche verjüngt wieder hervorzugehen. So wurde der Phoenix zum Symbol der Unsterblichkeit. Sein Flammentod erinnerte an das Erscheinen des Reiher in der Sonnenglut des ersten Males und seine Neugeburt an die ewige Wiederkehr des kosmischen Geschehens.

Heliopolis war jedoch nicht nur wegen seiner Kultstätten und der mit ihnen verbundenen Mythologie berühmt. Die Priester Atums und Res genossen wegen ihrer vielseitigen Kenntnisse großes Ansehen. Deshalb weilte der Grieche Eudoxos (um 400–340 v. u. Z.), der unter anderem durch seinen Fixsternkalender bekannt wurde, anderthalb Jahre zu einem Studienaufenthalt in der Sonnenstadt (einer literarischen Fabel zufolge mit dem Philosophen Platon). Eudoxos soll seine Leistungen und Erfolge auf mathematischem, astronomischem, medizinischem und juristischem Gebiet nicht zuletzt den heliopolitanischen Priestern verdankt haben. Wir

müssen uns ja immer vor Augen halten, daß die alten Völker nicht nur mythische Vorstellungen von den Gestirnen entwickelten, sondern daß sie durch lange und sorgfältige Beobachtungen auch beträchtliche astronomische Kenntnisse sammelten. Interessant sind in diesem Zusammenhang vor allem die ägyptischen Beobachtungen des Sirius, des hellsten Fixsterns an unserem Himmel, und seine Verbindung mit der Nilüberschwemmung.

Daß der Nil wenige Tage nach der Sommersonnenwende zu steigen beginnt, gehörte zum Erfahrungsschatz der alten Ägypter. Diese Erkenntnis war nicht leicht zu gewinnen, ist doch der genaue Zeitpunkt der Sommersonnenwende schwer feststellbar. Der gestirnte Himmel bot jedoch ein anderes, deutlicheres Zeichen für die bevorstehende Überschwemmung: das erste Sichtbarwerden des Sirius am Morgenhimmel. Sein Frühaufgang oder »Morgenerst«, von den Astronomen heliakischer, das heißt auf die Sonne bezogener Aufgang genannt, fiel, wie eine Nachrechnung des Astronomen Paul Ahnert ergab, im Jahre 2799 v. u. Z. für Memphis gerade mit der Sommersonnenwende zusammen. Memphis, die erste Hauptstadt des Alten Reiches, lag 30 Kilometer südlich vom heutigen Kairo, bei 30 Grad nördlicher Breite. Rund vierzehn Tage nach dem damaligen Frühaufgang des Sirius konnten die memphitischen Priester-Astronomen die Nilschwemme erwarten. Für Theben, die etwa 500 Kilometer stromaufwärts von Memphis gelegene ägyptische Hauptstadt des 2. Jahrtausends v. u. Z., begann die Nilflut fünf Tage früher, doch wurde Sirius wegen der südlicheren Breite dieses Ortes morgens auch fünf Tage eher im Osten sichtbar. Sein heliakischer Aufgang kündigte also für Ober- und Unterägypten gleichermaßen das große Ereignis an.

Sirius bietet zugleich ein bemerkenswertes Beispiel dafür, wie die systematische Beobachtung auffälliger Fixsterne zur Herausbildung eines Kalenders führte. Sicher ist den Priester-Astronomen die Entdeckung nicht schwergefallen, daß zwischen zwei Frühaufgängen des Sirius rund 365 Tage liegen. Diese Zeitspanne bildete das altägyptische Jahr, das in zwölf gleichlange Monate zu je dreißig Tagen und in fünf keinem Monat zugehörige Tage eingeteilt wurde. Es begann mit dem Monat Thot, dessen erster Tag 2776 v. u. Z. mit dem heliakischen Aufgang des Sirius zusammenfiel. Manches spricht dafür, daß damals der Kalender in jener Form eingeführt wurde, die er drei Jahrtausende lang behielt. Nach dem Morgenerst des Sirius begannen die vier »Monate der Überschwemmung«, denen die der »Wachstumszeit« und der »Hitzezeit« folgten. So war das Jahr nach den natürlichen Gegebenheiten des Landes zwanglos in drei gleichlange Abschnitte gegliedert.

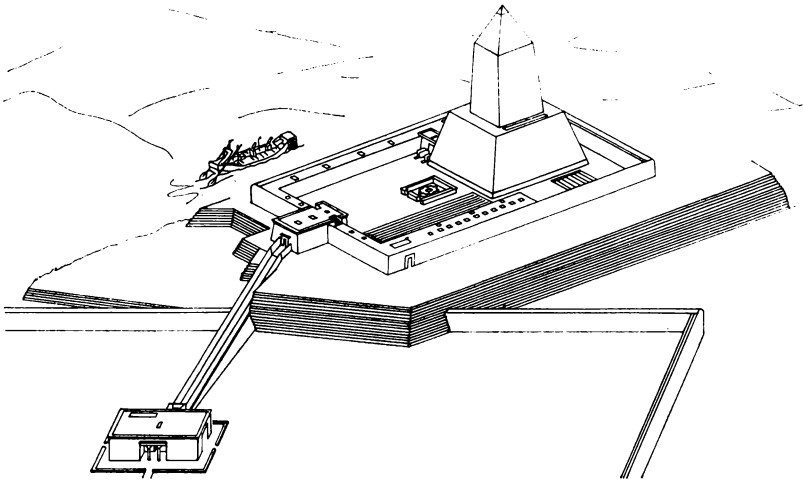
Vermutlich wußten die Pricster und höheren Beamten schon bei der Einsetzung dieses Kalenders, daß 365 Tage nicht die volle Länge eines Sonnenjahres ergeben. Ihre Beobachtungen werden aber noch nicht so erfolgreich gewesen sein, daß sie die Größe des verbleibenden Restes genau angeben konnten. Erst später stellten sie fest, daß er rund einen Vierteltag beträgt. Da hatte jedoch die gebräuchliche Zeitrechnung im Volke so tiefe Wurzeln geschlagen, daß alle Veränderungsversuche erfolglos blieben. Die zählebige Tradition war auch durch die beträchtlichen Nachteile des alten Kalenders nicht zu Fall zu bringen, obwohl sich diese immer unliebsamer bemerkbar machten. Infolge des fehlenden Tagesbruchteils verschob sich nämlich der Frühaufgang des Sirius in vier Jahren vom ersten auf den zweiten Thot, in acht Jahren vom zweiten auf den dritten, in zwölf Jahren vom dritten auf den vierten usw. Freilich spielte diese Verzögerung im Leben einer Generation noch keine große Rolle, betrug sie doch in vierzig Jahren erst zehn Tage. In 1456 Jahren wuchs die Verschiebung jedoch auf ein volles Jahr an. Das Morgenerst des Sirius wanderte also in diesem Zeitraum einmal durch alle Monate des 365tägigen Kalenders, bis die Priester am ersten Thot wieder den Sirius im Osten am Morgenhimmel begrüßen konnten. Mit anderen Worten: Während der heliakische Aufgang des Sirius in den ersten drei Jahrtausenden vor unserer Zeitrechnung zeitlich nahezu konstant blieb und damit ein zuverlässiger Vorbote der Nilschwelle war, lief der »bürgerliche« Kalender durch alle Jahreszeiten. Nur rund aller 1456 Jahre stimmten beide überein, war das Morgenerst des Sirius wieder am ersten Thot. Seit dem Altertum nennt man diesen Zeitraum »Sothisperiode« (da Sothis die griechische Bezeichnung für den ägyptischen Namen des Sirius, Sopdet, ist). Die antiken Sternkundigen gaben die Sothisperiode in Unkenntnis aller in Betracht zu ziehenden, sehr komplizierten astronomischen Faktoren, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, mit 1460 Jahren, also etwas zu lang an.

Für die ägyptischen Verwaltungsbeamten muß das Auseinanderklaffen von »bürgerlichem« Wandeljahr und heliakischem Siriusaufgang ärgerlich gewesen sein. Bei allen organisatorischen Maßnahmen und Anordnungen hatten sie immer zwei Zeitangaben zu berücksichtigen: die des gebräuchlichen Kalenders und die auf Sirius, Aussaat, Wachstum und Ernte bezogenen. Auch die Feste und Kulthandlungen waren dieser Zweiteilung unterworfen. Die mit dem Sothisstern und der Göttin Isis verbundenen Opfer und Zeremonien richteten sich nach dem Morgenerst des Sirius, alle anderen waren in das Wandeljahr eingeordnet. Um klare

Verhältnisse zu schaffen, unternahmen die Pharaonen offenbar mehrmals den Versuch, eine Kalenderreform mit 365 und einem Vierteltag einzuführen und den Jahresbeginn neu festzusetzen. Aber sie hatten nicht nur die zählebige Gewohnheit gegen sich, sondern ebenso die Priesterschaft, die im Zuge einer Aufhebung des alten Brauches anscheinend auch eine Schmälerung ihrer Machtstellung und Vorrechte befürchtete. So zwang sie die Könige, bei ihrer Inthronisierung den Eid abzulegen, an dem 365tägigen Jahr nichts zu ändern und sich nicht mit der Monats- und Tagesteilung zu befassen. Erst nachdem sich die innen- und außenpolitische Situation Ägyptens infolge seiner Besetzung durch Alexander den Großen tiefgreifend gewandelt und dessen Jugendfreund und General Ptolemaios Lagos im Pharaonenreich die Ptolemäer-Dynastie gegründet hatte, wurde das schwierige Problem erneut in Angriff genommen. Im Jahre 238 v. u. Z. traten die Priester in Kanopus zusammen und erließen zu Ehren des herrschenden Ptolemaios III. Euergetes das berühmte Dekret, nach dem alle vier Jahre ein Schalttag eingefügt werden sollte, »damit auch die Jahreszeiten fortwährend nach der jetzigen Ordnung der Welt ihre Schuldigkeit tun und es nicht vorkomme, daß einige der öffentlichen Feste, welche im Winter gefeiert werden, einstmals im Sommer gefeiert werden, indem der Stern um einen Tag alle vier Jahre weiterschreitet«. Gemeint war damit die Verschiebung des heliakischen Siriusaufgangs im altägyptischen Kalender.

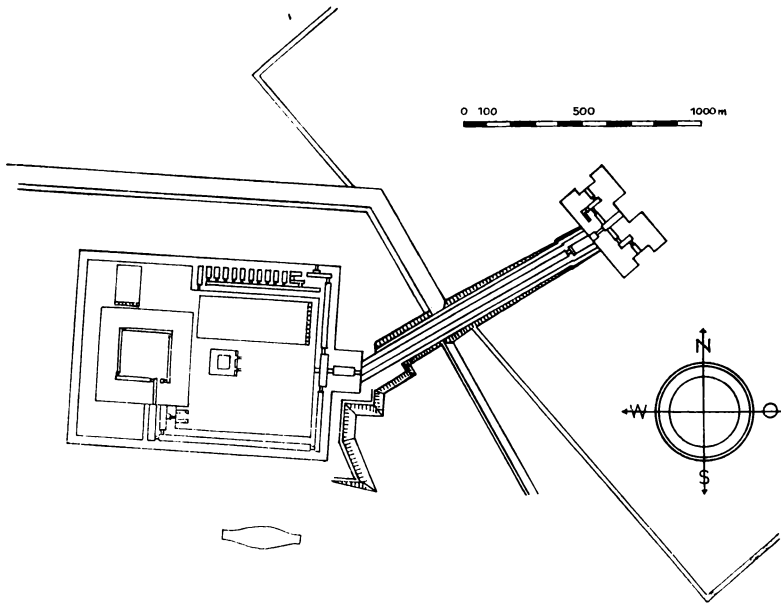
Um dieser Neuordnung Nachdruck zu verleihen, ließ man das Dekret von Kanopus in der hieroglyphischen Bilderschrift, der vereinfachten demotischen Schreibschrift sowie in Griechisch ausfertigen und in den Tempeln aufstellen. An einem solchen Exemplar überprüfte übrigens der Ägyptologe Richard Lepsius die Stichhaltigkeit der Hieroglyphenentzifferung. Er hatte das steinerne Dokument in den Ruinen des alten Tanis im Nordosten des Nildeltas entdeckt. Als Julius Cäsar während seines ägyptischen Feldzuges die kanoptische Reform kennenlernte, erkannte er sofort deren Vorzüge. Daher führte er in Rom ebenfalls das ägyptische Sonnenjahr ein. Allerdings war in diesem Kalender, den man Cäsar zu Ehren den Julianischen nannte, das Sonnenjahr elf Minuten und vierzehn Sekunden zu lang, so daß sich bis zum Jahre 1582 ein Fehler von rund dreizehn Tagen in der Zeitrechnung ergab. Daher ordnete Papst Gregor XIII. in diesem Jahre eine erneute Kalenderreform an. Die griechisch-orthodoxen Länder behielten jedoch den Julianischen Kalender bis 1923 bei.

Wir haben damit einen längeren Ausflug in die Geschichte unseres Kalenders unternommen, an dem die alten Ägypter einen wesentlichen An-



73 Der Sonnentempel bei Abu Gurab. Der lange Aufgang besaß Deckplatten (nach Borchardt)

teil haben. Sie betrachteten die Gestirne also nicht nur in mythischem Sinne, aber ihre astronomischen Beobachtungen bildeten eine der Säulen der Mythologie. Diese hatte, wie wir sahen, auch eine Heimstatt in Heliopolis. Vermutlich sind aus der dortigen Priesterschaft die Pharaonen der V. Dynastie (um 2470–2320 v. u. Z.) hervorgegangen, die sich verstärkt dem Sonnenkult zuwandten. Darauf läßt auch eine Erzählung aus dem 17. Jahrhundert v. u. Z. schließen, aus der wir erfahren, daß der Sonnengott mit dem Pharaos Cheops, dem Erbauer der berühmten Pyramide bei Giseh, unzufrieden gewesen sei. Zwar gewährte er ihm noch Sohn und Enkel, die die beiden benachbarten großen Pyramiden errichteten. Doch nach ihnen sollte ein neues Geschlecht die Herrschaft übernehmen, dem die Götter mehr am Herzen lagen als die riesigen Grabstätten: »... die werden die Tempel bauen, die werden die Altäre mit Speisen versehen, die werden die Schenktische gedeihen lassen« und »die Opfer groß machen«. Deshalb zeugte Re mit der Priesterin Rud dedet drei Söhne, die ersten Könige der V. Dynastie. Die Abstammung der Pharaonen vom Sonnengott wurde dann zum Staatsdogma erhoben und zur Stütze von Königtum und Priesterschaft ausgebaut. Eine ähnliche Mythologie lernten wir auch bei den Inka kennen, und von anderen Völ-



74 Grundriß des Sonnentempels bei Abu Gurab (nach Bissing)

kern ließen sich dazu ebenfalls Beispiele anführen. Die Schlußfolgerungen aus dieser vermeintlichen göttlichen Zeugung sind immer dieselben: Als Sohn des Gottes hat der irdische Herrscher Anteil an dessen Wesen, Macht, Zauberkraft und Ansehen. »Du bist Re an Leib. Dein Leib ist sein Leib«, heißt es deshalb vom Pharao. Der Sohn ist das lebende Abbild des Vaters, aber er ist ihm verantwortlich, denn er ist gezeugt worden, »um das zu tun, was er befohlen hat«.

Die Pharaonen der V. Dynastie ließen zu Ehren des Sonnengottes sechs Kultstätten errichten, deren Reste südwestlich von Kairo entdeckt wurden. Drei dieser Tempel sind im Auftrage der Deutschen Orientgesellschaft ausgegraben und erforscht worden. Besonders eindrucksvoll war das Heiligtum, das auf Befehl des Königs Ne-woser-re (Ne-user-re) auf dem Hügel von Abu Gurab gebaut wurde. Für den etwa 80 mal 100 Meter großen Tempel »Erfreut ist das Herz des Sonnengottes Re« hatten die Architekten das Hochplateau durch eine Aufschüttung zunächst um mehr als die Hälfte vergrößert sowie auf der Nord- und Ostseite durch Stützmauern gesichert. Unterhalb der Kultstätte lag eine kleine Stadt, in

der Ne-woser-re vielleicht residierte. Hier befand sich der Eingang zum Sonnenheiligtum, ein großes Torgebäude, von dem ein langer, schmaler Gang zum Plateau emporführte. Das Torgebäude konnte durch zwei Seiteneingänge oder eine Halle betreten werden, die sich in der Vorderfront öffnete und deren Decke von Palmensäulen aus Granit getragen wurde. An den Wänden berichteten Reliefs und Inschriften von Stiftung und Bau des Heiligtums. Durch einen Korridor gelangte man in den schmalen, durch Deckenschlitze schwach erhellten und mit zahlreichen Bildern und Sternen bemalten Aufweg. Schnurgerade stieg er zum Plateau an, wo er nach 100 Metern in ein zweites Tor mündete. Dort stand man, von dem unerwarteten Anblick überrascht, in einem großen rechteckigen Hof.

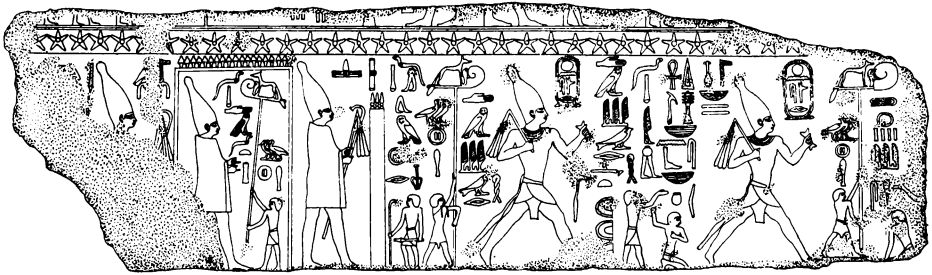
Zuerst fiel im Hintergrund ein etwa 20 Meter hoher, mit Kalksteinplatten verkleideter Pyramidenstumpf ins Auge, eine stilisierte Nachbildung des Urhügels. Auf ihm stand ein etwa 36 Meter hoher vierkantiger Steinpfeiler, ein Obelisk. Er war nicht aus einem einzigen Granitblock gehauen (was bei seiner Größe unmöglich gewesen wäre), sondern gemauert und mit Kalksteinen verblendet. Jeden Morgen, wenn Re dem Meer entstieg, hüllte er Urhügel und Obelisk in den Glanz des »ersten Males«. Dann ließ sich der Gott auf der Spitze des Monuments nieder, um in ihm zu wohnen. Vor dem Pyramidenstumpf befand sich ein Altar aus Alabasterblöcken, auf dem Re die Gaben der Gläubigen in Empfang nahm. Deshalb waren die um eine runde Platte gruppierten Seitenflächen so geformt wie die Hieroglyphe Opfer, die eine Matte mit einem Brot darstellte. Da die Kultstätte von Abu Gurab der Morgensonne geweiht war, lag der Altar nach Osten. Auf der nördlichen Hofseite befanden sich lange Rinnen, die in zehn Alabasterbecken mündeten. Sie nahmen wohl das Blut der Opfertiere auf. Eine ähnliche Anlage gab es rechts neben dem Urhügel. Kultgeräte und andere für die Zeremonien notwendige Gegenstände bewahrte man in schmalen Kammern im Nordteil des Tempels auf.

Vom oberen Torgebäude aus erreichte man durch einen engen Gang die Plattform des Pyramidenstumpfes. Innerhalb der Umfassungsmauer führte der Weg zunächst nach Süden und dann, im rechten Winkel abbiegend, etwa 60 Meter nach Westen. Nach einer weiteren Wendung des Ganges öffnete sich die Weltkammer, ein kleiner Raum zwischen westlichem Tempelumgang und Urhügel. Seine unteren Wandpartien waren schwarz bemalt (um Granit vorzutäuschen), darüber befanden sich eine rotgelbe Borte und Reliefs. Sie stellten eine Prozession von Gaugöttern

dar, angeführt vom Nil. Über dieser Szene standen drei große, die Jahreszeiten der Überschwemmung, Aussaat und Ernte symbolisierende Figuren. Neben ihnen waren in buntem Gewimmel Tiere, Pflanzen und arbeitende Menschen wiedergegeben, der jeweiligen Jahreszeit entsprechend. Alle diese Bilder sollten Zeugnis ablegen von der Schöpferkraft des Sonnengottes. An ihnen vorbei ging es ins Innere des Pyramidenstumpfes und zweimal um dessen Kern herum. Merkwürdigerweise waren in diesem völlig finsternen Wegstück ebenfalls Reliefs angebracht, die sich auf das Krönungsjubiläum des Königs bezogen. Dann hatte man endlich das Ziel erreicht: den Fuß des Obeliskens auf dem Urhügel.

Nach Dämmerlicht und Dunkelheit überwältigte der Anblick des in der Sonne schimmernden Heiligtums. Ohne Zweifel war diese Kontrastwirkung beabsichtigt. Im Innern des Bauwerks mochte sich der Gläubige in das dunkle, chaotische Urmeer zurückversetzt fühlen, bis er dann, wie Re das erste Land betretend, die Lichtfülle des »ersten Males« nach erlebte und der Morgensonne zujubelte, die in ihrer Tagesbarke die Himmelsreise antrat. Auch dieses Fahrzeug hatten die Architekten nicht vergessen. Außerhalb der südlichen Umfassungsmauer ahmte ein 30 Meter langer Ziegelbau, verputzt und bemalt, das Sonnenschiff nach. Seine Deckbalken, Symbole und Embleme waren aus verziertem und vergoldetem Holz gefertigt. Urhügel (Pyramidenstumpf), Urstein (Obelisk) und Sonnenbarke – alles das gehörte zum urzeitlichen Geschehen, das man in diesem Tempel feierte. Er hatte die Urform der ägyptischen Tempel bewahrt, die aus einem offenen Hof mit einer schlichten Hütte in der Mitte bestanden, in der sich das Symbol des Gottes (zum Beispiel ein Stein oder Pfeiler) befand. Aus dieser Grundform entwickelte sich dann der monumentale Tempelbau. Die eigentliche Wohnung des Gottes wurde dabei zu einem kleinen, dunklen, vielfach umbauten und jedem profanen Blick entzogenen Raum. Die Sonne dagegen ließ sich nicht in eine solche Kammer sperren. Deshalb bestand das Heiligtum von Abu Gurab im wesentlichen aus einem Hof mit dem frei stehenden Altar, dem Urhügel und dem Obeliskens.

Einige schlecht erhaltene Reliefs berichten auch von der Baugegeschichte der Kultstätte. Zuerst vollzog der König die Gründungsriten. Beim »Fest des Strickspannens« legte er mit zwei Fluchtstäben und einer Meßschnur die Nord-Süd-Linie nach den Sternbildern Großer Bär und Orion fest. Das war ein kultischer Akt, der Umfassungsmauern, Urhügel und Altar genau nach den vier Himmelsrichtungen orientierte. Dann folgte das Erdaufhacken, ein uralter ägyptischer Brauch, der unserem



75 Kultlauf des Pharaos beim Sed-Fest (nach Bissing)

ersten Spatenstich zu vergleichen ist. Mit der Zeremonie des Sandaufschüttens gab der Pharao den Auftakt zum Bau der Fundamente, die man im wahrsten Sinne des Wortes auf Sand errichtete, um sie vor dem Grundwasser zu schützen. Auch das erste Ziegelstreichen und die Grundsteinlegung nahm der Herrscher selbst vor.

Ne-woser-re ließ den Sonnentempel anlässlich eines Regierungsjubiläums bauen. Man nannte solche Jubiläen, die zunächst aller vier und dann aller drei Jahre begangen wurden, nach dem Krönungsmantel »Sed-Feste«. Sie bildeten eine glanzvolle Demonstration der Macht des Königs. Von den bedeutendsten Heiligtümern fuhr man die Landesgötter in ihren Barken heran, damit sie dem Pharao symbolisch erneut die Herrschaft verliehen. Der König dankte ihnen dafür, indem er den Bau weiterer Tempel anordnete und die schon bestehenden mit Gütern aller Art ausstattete. Reliefs aus der Kultstätte Ne-woser-res zeigen, wie der Herrscher während seines Sed-Festes die Kapelle des Schakalgottes Upuaut, des »Wegeöffners«, verließ und sich in den Palas (zwischen westlicher Umfassungsmauer und Pyramidenstumpf) begab, vor dem sich zwei Stelen sowie zwei Becken für die zeremonielle Fußwaschung befanden. Im Palas kleidete sich der Pharao um und lief, mit Lendenschurz, Kultschweif und Wedel versehen, im Opfertanz von einem Gott zum andern. Viermal wiederholte er diese Zeremonie, wechselte die Krone und tanzte erneut. Als Höhepunkt und Abschluß des Festes wurde der König in der Prozessionssänfte umhergetragen.

Mit den Sed-Festen glaubten die Ägypter auch zur Aufrechterhaltung der vom Sonnengott geschaffenen gesellschaftlichen und kosmischen Ordnung beizutragen, die sie Maat nannten. Man personifizierte sie in einer menschengestaltigen Göttin, die als Symbol eine Feder auf dem Haupte

trug. Maat umschloß Recht, Gerechtigkeit und Wahrheit und war aufs engste mit der Schöpfung und dem Sonnengott verbunden, von dem es hieß: »Du durchwandelst den Himmel und leitest die Erde, indem Maat bei Dir ist, und wenn Du in der Unterwelt ruhst, ist Maat bei Dir . . . Solange Du bestehst, besteht die Maat, solange Maat besteht, bestehst Du . . .« Der Maat mußte auf Erden ebenfalls Geltung verschafft werden. Das war die vornehmste Aufgabe des Pharaos, des vermeintlichen Sohnes und Stellvertreters des Sonnengottes. Für die altägyptische Gesellschaft ergaben sich aus dieser Vorstellung schwerwiegende Konsequenzen. Denn wer sich gegen den König auflehnte, verstieß zugleich gegen die von Re gewünschte Maat und stellte so die gesamte Weltordnung in Frage, die ohne Maat ins Chaos zurückzufallen drohte. Ohne Zweifel war diese konstruierte Parallelität zwischen Himmel und Erde, Gott und König eine außerordentlich wirksame Stütze für die Macht der Pharaonen, der Priesterschaft und des Adels. Re hatte ihre Herrschaft beim ersten Male eingesetzt und damit ein für allemal die gesellschaftliche Gliederung und Differenzierung, die Einteilung in Klassen sowie ihre unterschiedlichen Rechte und Pflichten festgelegt. So sanktionierte der Mythos von Re, Maat und Königtum die bestehenden Verhältnisse. Das erste Mal war der Idealfall, seine Nachahmung das tägliche Ziel. Weiterentwicklung oder gar revolutionäre Umwälzungen fanden in diesem Weltbild, das der Tradition und herkömmlichen Macht verpflichtet war, keinen Platz.

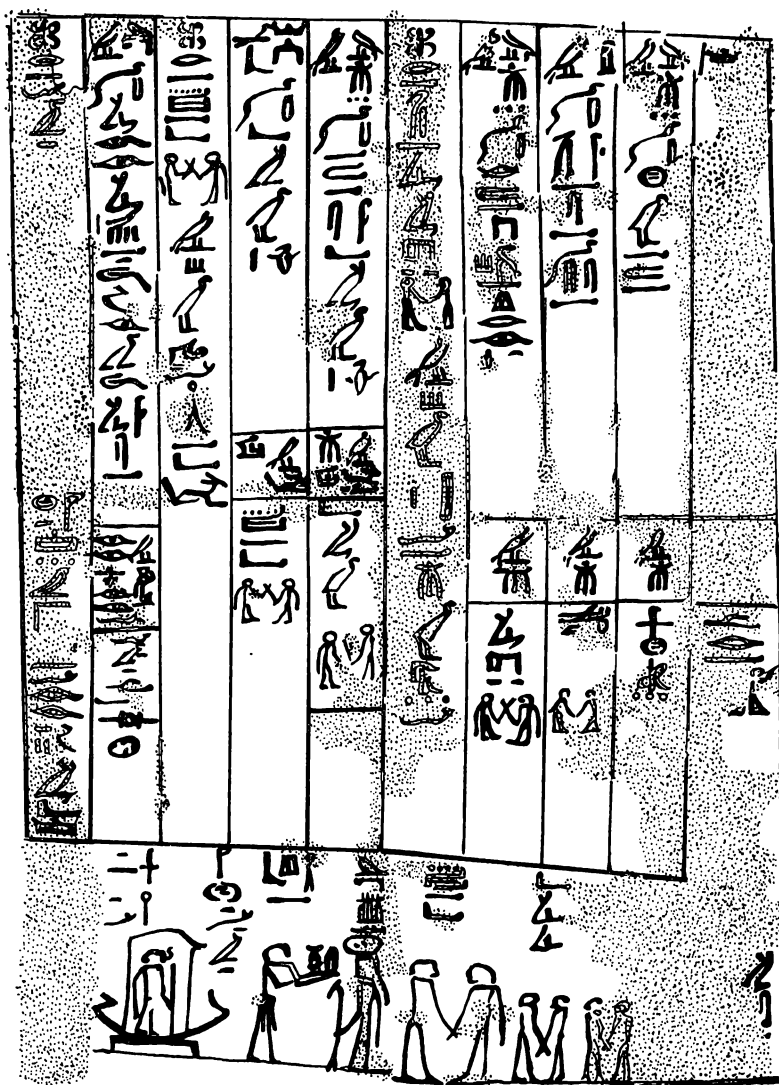
Diese mythische Verbindung der Stellung und Macht des Pharaos mit der kosmischen Ordnung wird auch bei einem dramatischen Spiel deutlich, das wohl das älteste erhaltene »Theaterstück« überhaupt bildet! Es ist auf eine über 2 Meter lange und rund 27 Zentimeter breite Papyrusrolle geschrieben, die man im Grab eines Thebaners aus dem Mittleren Reich entdeckte. Konservierung, Rekonstruktion und Interpretation des Textes sind ein Meisterwerk der Ägyptologen!

Das Festspiel wurde anlässlich der Thronbesteigung von Sesostri I. aufgeführt, des zweiten Königs der XII. Dynastie, der nach dem Tode seines Vaters um 1980 v. u. Z. die Alleinherrschaft übernahm. Es handelt vom Tod des alten Königs, seiner Bestattung und der Krönung des Nachfolgers. Die Beisetzung des verstorbenen Pharaos war nämlich der erste Regierungsakt des neuen. Er ließ das Königsschiff ausrüsten, in dem er sich während des Spiels aufhielt und das auch die Textbilder darstellen. Aus dem Stück erfahren wir, mit welchem feierlichen Zeremoniell man den Regierungsantritt beging. Wie auf einem modernen

Theaterzettel sind zunächst die handelnden Personen angegeben, zum Beispiel König, Vorlesepriester, Königskinder. Außerdem werden die Gegenstände genannt, die man während des Spiels benötigte: Schiff, Strick, Tenne, Korn, Brote, Wein und anderes. Diesen Personen und Gegenständen wird dann bezeichnenderweise eine symbolische Bedeutung untergeschoben. Dem Text zufolge verkörpert der König den Gott Horus, die Königskinder sind zugleich die Horuskinder, der Wein ist das Auge des Horus usw. Das Ganze bewegt sich also auf einer doppelten Ebene: der der Wirklichkeit und der des Mythos um Horus, Osiris und ihren Feind Seth. Wir lesen auch, was die handelnden Personen tun, sprechen oder was mit ihnen geschieht. Besondere szenische Vermerke erläutern das Geschehen noch näher: »Osiris, wie er den Seth niedertritt«, oder »Seth gefesselt«. Natürlich sind auch die mythischen Orte der Handlung angeführt. Erzählung und Erklärung, Spruchzeilen und Vermerke bilden jeweils eine Szene, von denen das ganze Spiel sechsundvierzig umfaßt.

Unterhalb des Textes verdeutlichen Bilder zusätzlich das Spiel. Es handelt sich um die ältesten Buchillustrationen, die wir bisher kennen! Allerdings wirken die Bilder recht schematisch. Sie bestehen aus Strichzeichnungen, wie sie in noch verkürzterer Form auch den Schriftzeichen zugrunde liegen. Bei fast allen Darstellungen unterhalb des in senkrechten Spalten geschriebenen Textes ist der König in einer Kapelle auf seinem Schiff zu sehen. Vor seiner Stirn bäumt sich eine Uräus-Schlange auf, und er hält einen Stab in der Hand. Eine der vielen Abbildungen zeigt einen Priester, der einem gesichtslosen Vogel Brot und Bier überbringt. Der Text belehrt uns über die mythische Bedeutung dieses Vorgangs, der sich in der Stadt Letopolis abgespielt haben soll, wo Horus den Mord an seinem Vater rächte und Osiris begraben wurde. Brot und Bier symbolisieren die Augen von Horus, der sie dem blinden Falkengott von Letopolis schenkt und dabei sagt: »Nimm meine beiden Augen in Dein Gesicht, damit Du mit ihnen siehst.« Und der szenische Vermerk hebt ausdrücklich hervor: »Die beiden Augen des Horus, aufgetragen dem, der keine Augen mehr hat.« Die folgenden Textzeilen berichten vom Kampf zwischen Horus und Seth, kenntlich an den beiden Männern, die Stöcke miteinander kreuzen. Auch die Illustrationen unterhalb des Textes geben Männer wieder, die sich an den Händen fassen, um miteinander zu kämpfen.

Vermutlich hat man dieses Spiel nicht nur für die Krönung Sesostri's I. geschrieben und inszeniert, sondern es auch zu Ehren seiner Vorgänger



76 Text und Illustrationen zum ältesten »Theaterstück« der Welt (nach Sethe)

und Nachfolger aufgeführt. Der Text konnte dabei unverändert bleiben, nur der Name des Pharaos mußte ausgetauscht werden. Wir dürfen annehmen, daß man das Stück nacheinander in den großen Städten des Landes spielte, denen der König als Mitwirkender seinen »Antrittsbesuch« abstattete. Während des Festspiels sahen die Untertanen mit eigenen Augen, daß der neue Pharaos die von den Göttern begründete Ordnung bewahrte und damit eine Tradition fortsetzte, der man sich bedingungslos zu unterwerfen hatte.

Krönung und dramatisches Spiel wiederholten zugleich den Triumph des Gottes Horus, der die Pharaonen angeblich mit der Regierungsgewalt beauftragt hatte. Horus galt ja in der Mythologie als letzter Gott, der auf Erden regierte. Ursprünglich hielt man wohl sogar Horus und den irdischen König für identisch. Deshalb trug der Herrscher seit den ältesten Zeiten den Titel Horus. Seit der IV. Dynastie wurde dann die mythische Begründung des Herrschaftsanspruchs ausgeweitet, indem sich der Pharaos nun auch als Sohn des Sonnengottes ausgab – eine Behauptung, die, wie wir schon erwähnten, in der folgenden Dynastie zum offiziellen Staatsdogma erhoben wurde. Den Ägyptern war es kein Widerspruch, wenn sich im Pharaos schließlich Horus und Re verkörpern sollten, wenn der König als Sohn des Sonnengottes galt und wenn man ihn nach dem Tode wesenseins mit Re und Osiris währte. Das war keine Frage des Entweder–Oder, sondern eine Zusammenfassung der Einfluß- und Machtsphären, die der Pharaos bewußt auf sich vereinigte. Wir können das mit dem Anspruch der großen Städte und Kultorte wie Heliopolis, Memphis und Theben vergleichen, die ihren Hauptgott zum Schöpfer aller anderen Götter erklärten oder diese für Erscheinungsformen des Urgottes hielten.

Insgesamt gesehen bietet uns also auch die altägyptische Kultur ein fesselndes Beispiel, wie Natur und Lebensweise das Weltbild sowie Kulte und gesellschaftliche Verhältnisse beeinflussten und mitprägten. Die Nilüberschwemmung erinnerte die Ägypter an das Urmeer, aus dem angeblich durch die Wirkung des personifizierten Windes der Urhügel hervorging. Mit allem Nachdruck behaupteten Adel und Priesterschaft der bedeutendsten Städte und Kultzentren, daß ihre Wohnstätten und Tempel auf dem ersten festen Land der »Weltgeschichte« stünden, gründete sich auf diesen Glauben doch ein beträchtlicher Teil ihrer Macht, ihres Ansehens und Reichtums. Am Beispiel des Stadtgottes von Chmunu-Hermopolis, des pavian- und ibisgestaltigen Thot, wurde uns die Verschmelzung der verschiedensten mythischen Vorstellungen deutlich. Zu-

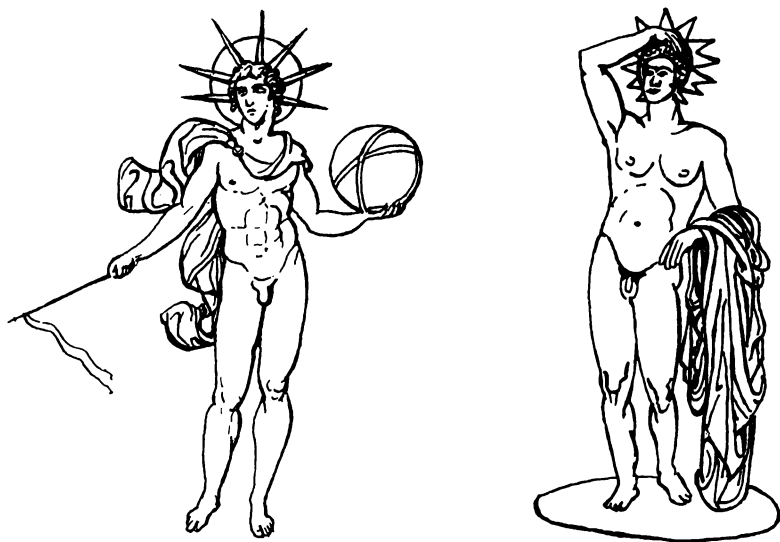
sammen mit den Heiligtümern anderer Gottheiten befand sich der Tempel des Stadtgottes in einem heiligen Bezirk, in dem es außerdem Sinnbilder für das Urmeer und den Urhügel, die erste Lotosblume und das Urei gab, aus dem angeblich die Sonne hervorging. Personifiziert wurden auch der Hohe Hügel oder Sandhügel und der Urstein, den man zum Symbol des Sonnengottes, zum Obelisk, umgestaltete. Gewaltige Bauten kündeten von der vermeintlichen Allmacht des Sonnengottes. Solche Bauwerke ließen die Pharaonen unter anderem zur Feier ihrer Regierungsjubiläen errichten. Der Mythos vom Pharao als Sohn und Stellvertreter der Gottheit und als Bewahrer der kosmischen wie irdischen Ordnung stützte die bestehenden Herrschaftsformen. Dabei spielten die Priester eine wesentliche Rolle. Sie waren die Gelehrten ihrer Zeit, die schon über beachtliche astronomische und mathematische Kenntnisse verfügten. Auch die Wurzeln unseres modernen Weltbildes reichen bis zu diesen frühen Erkenntnissen zurück.

VII. Im Sonnenwagen und Sonnenschiff

»Wer baute das siebentorige Theben?« heißt es in Bertolt Brechts Gedicht »Fragen eines lesenden Arbeiters«. Brecht meint damit nicht das hunderttorige Theben in Ägypten, sondern die gleichnamige und ebenso berühmte Stadt in Mittelgriechenland. Aus der Geschichte kennen wir ihre Bedeutung, und zahlreiche Sagen berichten von kühnen Helden, deren Schicksal mit Theben verbunden ist. Zu ihnen gehören auch zwei Brüder, die sich wegen der Herrschaft über die Stadt entzweiten. Der eine Bruder verbündete sich daraufhin mit sieben Heroen und belagerte Theben mit einem großen Heer. Aber der Angriff schlug fehl, und die Belagerer mußten schleunigst fliehen. Selbst Amphiaraios, ein bekannter Seher und großer Held, wurde von den Thebanern in die Flucht geschlagen. Dabei hätte er beinahe einen schmachvollen Tod erlitten, denn sein Verfolger wollte ihm gerade den Speer in den Rücken stoßen, als der Himmelsgott Zeus den Fliehenden auf wunderbare Weise rettete. Er spaltete nämlich mit einem Blitzstrahl die Erde, und Amphiaraios fuhr mit seinem Viergespann hinunter in die Tiefe – in die Unsterblichkeit, wie die Sage behauptet.

Man könnte dieses merkwürdige Verschwinden des Helden für den phantasievollen Einfall eines Dichters halten, wenn es nicht eine ganze Reihe von Funden gäbe, die einen tieferen Sinn dieses Geschehens nahelegten. Bei der Erforschung alter Gräber sind die Archäologen nämlich vielfach auf Darstellungen von Pferden und Wagen gestoßen. Betrachten wir uns zum Beispiel eine Grabstele aus der Burganlage Mykene im Osten der griechischen Halbinsel Peloponnes! Auf der Stele sehen wir einen Krieger, der vor einem Mann auf einem zweirädrigen Streitwagen zu fliehen scheint. Unter- und oberhalb dieser Szene befinden sich Doppelspiralen, die, wie wir wissen, vielleicht eine Um- und Wiederkehr symbolisieren. Deuten sie auf ein Fortleben oder auf eine Wiederkunft des Toten hin? Dann müßte auch der Krieger auf dem Streitwagen in diese Vorstellung einbezogen sein. Tatsächlich spricht vieles dafür. Bis nach Skandinavien war nämlich die Sitte verbreitet, den Toten mit Pferd und Wagen zu bestatten oder gar zu verbrennen. Auch besondere Pferdeopfer waren bei Begräbnissen üblich. Was aber haben Pferd und Wagen mit dem Totenkult und einer erhofften Unsterblichkeit zu tun?

Um eine Antwort auf diese Frage zu finden, müssen wir unter den Mythen Umschau halten. Sie erzählen von Gottheiten, die ebenfalls

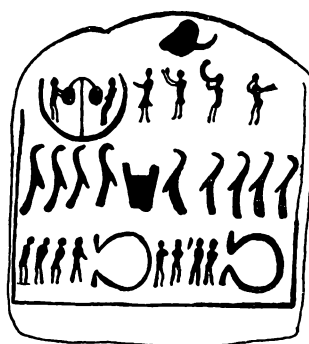
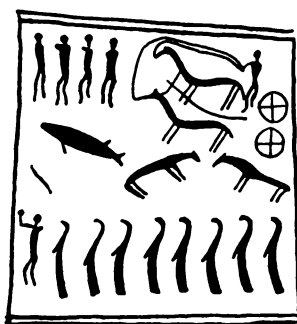
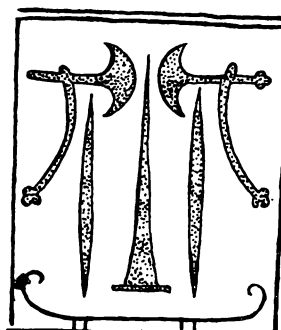
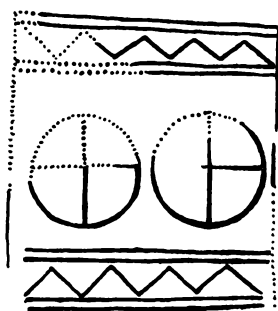
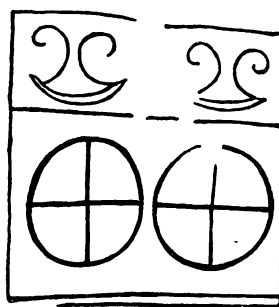
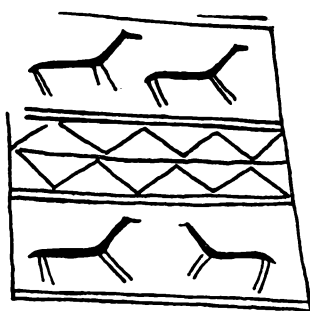


77 Helios auf einem Wandgemälde (links) und rekonstruierte Helios-Statue von Rhodos (rechts)

Pferd und Wagen besitzen sollen. Hades, der griechische Gott der Unterwelt, gehört zu ihnen, und einer seiner Beinamen lautet bezeichnenderweise Zeuxippos – Herr des Gespanns. Am bekanntesten ist jedoch das Zwei- und vor allem das Viergespann des Sonnengottes Helios, mit dem er angeblich über den Himmel fährt. Auf der Insel Rhodos pflegte man Helios alljährlich ein seltsames Opfer zu bringen: Man stürzte ein Viergespann, eine Quadriga, ins Meer. Während des damit verbundenen Festes fanden Wagenrennen sowie andere sportliche Veranstaltungen und musische Spiele statt. Der Name der Insel hängt mit der Farbe der roten Rose zusammen; Rhodos bedeutet also die rosenfarbige, besonnte, leuchtende Insel, und auf ihr wurde Helios in einem Tempel nahe am Hafen verehrt. In diesem Heiligtum befand sich das Viergespann des Gottes, gestaltet von dem Bildhauer Lysippos (4. Jahrhundert v. u. Z.). Dessen Schüler, Chares von Lindos, schuf eine Kolossalstatue des Sonnengottes aus Bronze, die man im Altertum zu den Sieben Weltwundern zählte. Sie war über 30 Meter hoch und stand vermutlich direkt am Hafeneingang. 12 Jahre Bauzeit wurden für den Koloß benötigt, aber ein Erdbeben legte ihn um 227 v. u. Z., sechzig Jahre nach seiner Fertigstel-

lung, in Trümmer. Wie die Legende erzählt, wurden die gewaltigen Bruchstücke im Jahre 652 u. Z. von einem sarazenischen Piraten nach Syrien gebracht und dort auf neunhundert Kamellasten verteilt. Das klingt jedoch genauso unwahrscheinlich wie die Behauptung, die Helios-Statue habe mit gespreizten Beinen direkt über der Hafeneinfahrt auf den beiden Molenspitzen gestanden. So ist Helios auf einem phantasievollen Stich Martin von Heemskerks (1498–1574) dargestellt. Aus einigen Funden läßt sich rekonstruieren, wie der Koloß tatsächlich ausgesehen hat. Anscheinend stützte sich Helios mit dem linken Unterarm auf einen Baumstumpf, der durch den Mantel des Gottes fast verdeckt wurde. Helios hatte den rechten Arm erhoben, und die Hand berührte leicht den Scheitel – eine Geste, die man auf zahlreichen Bildern wiederfindet. Sie galt merkwürdigerweise als Ruhehaltung. Hinter dem Haupte war ein goldener Strahlenkranz angebracht. Vergoldet waren sicher auch die Haare, die Finger- und Zehennägel sowie das Gewand, während die Augen wohl aus weißem Stein mit schwarz eingelegten Pupillen bestanden. Interessant ist ein Vergleich dieser Figur mit einem Wandgemälde in der süditalienischen Stadt Pompeji. Dort ist Helios ebenfalls mit einem Mantel wiedergegeben, der ihm jedoch um Schultern und Rücken weht. Ein Glorienschein mit langen spitzen Strahlen schmückt das Haupt des Gottes. Als kosmischer Herrscher trägt er die Weltkugel in der linken Hand, während die rechte die Peitsche hält.

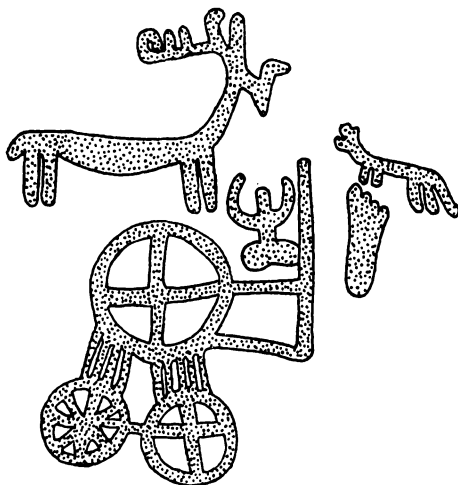
Pferd und Wagen, die man auf Rhodos ins Meer stürzte, versinnbildlichten, was der Sonnengott scheinbar täglich tut: am Abend mit seinem Viergespann ins Meer und damit in die Unterwelt fahren. Aber dort bleibt er nicht, sondern er kehrt am Morgen verjüngt zurück. Und eben dasselbe wünschte man offenbar dem Toten, wenn man ihn in seinem Wagen bestattete oder diesen zumindest im Grabe abbildete. Dem Toten sollte das Sonnenschicksal zuteil werden – also Verwandlung, Verjüngung und damit Unsterblichkeit. Daher besitzen auch die Mächte der Unterwelt Pferd und Wagen. Auf den Bildern mancher Gräber wird der Wagen von geflügelten Rossen gezogen, die eine Fahrt zum Himmel andeuten. Hier soll der Tote den Sonnengott auf seiner Bahn über das Firmament begleiten und wie dieser alles überblicken. Herakles, der griechische Halbgott, ist ebenfalls dargestellt, wie er auf einem Viergespann in den Himmel fährt. Diese Reliefszene findet sich, umgeben von den zwölf Tierkreiszeichen und den Häuptern der vier personifizierten Winde, auf dem schönsten Denkmal der Römer diesseits der Alpen. Es ist die Igeler Säule bei Trier, ein vierkantiges, obelischenartiges, über



78 Bilder im Grab von Kivik

20 Meter hohes Sandsteingrab der Familie der Secundinier aus dem 3. Jahrhundert.

Aufschlußreich ist auch das Grab von Kivik in Schweden, eine »Steinkiste« aus der älteren Bronzezeit, deren acht Platten mit merkwürdigen Figuren und Gestalten bemalt sind. Auf zwei Platten sind jeweils zwei vierspeichige Sonnenräder wiedergegeben. Über dem einen Paar sieht man stilisierte Gegenstände, vielleicht weit ausladende Beilklingen. Ein anderer Stein zeigt dagegen links oben vier menschliche Gestalten, rechts daneben einen Wagen mit dem Fahrer, darunter sich gegenüberstehende Tiere, vermutlich Pferde, einen Tisch, einen weiteren Vierfüßler und schließlich ganz unten acht verhüllte Personen, vor denen ein unbekleideter Mann mit erhobenen Händen steht. Wir haben hier wohl ein Kultgeschehen vor uns, das irgendwie mit den Begräbniszeremonien zusammenhing. Die Pferde deuten auf kultische Roßkämpfe hin, wie sie im alten Skandinavien allgemein üblich waren. Möglicherweise wurden die Tiere danach geopfert. Der Fisch ist ein uraltes Fruchtbarkeitssymbol.



79 Der Sonnenwagen als skandinavisches Felsbild

In altgermanischen Überlieferungen ist von den beiden Sonnenrossen Frühwach und Sehrschnell die Rede. Pferde und Sonnenwagen gehören gleichfalls zu den skandinavischen Felsbildern. Über zwei Rädern ist zum Beispiel eine viergeteilte Sonne ausgehauen. Daneben sind eine stilisierte Figur mit anbetend erhobenen Händen, zwei Tiere (sollten sie

den Wagen ziehen?) und eine Fußsohle zu sehen. Sie symbolisierte vielleicht, daß die Gottheit ihren Fuß auf diesen Platz setzen sollte oder schon gesetzt hatte. Noch wichtiger ist ein Fund aus dem Moor von Trundholm auf der dänischen Insel Seeland. Beim Pflügen stieß dort ein Bauer im Jahre 1902 auf zahlreiche Metallstückchen, die wieder zu einem Pferd und einer Sonnenscheibe zusammengesetzt werden konnten. Beide standen auf einem etwa 60 Zentimeter langen Wagen mit sechs Rädern. Offenbar war der Wagen samt Pferd und Scheibe aus kultischen Gründen zerstört und aufs Moor gelegt worden. Scheibe und Pferd sind aus Bronze hohl gegossen; sie gehören zu den schönsten Rundplastiken der Bronzezeit. Die Scheibe ist mit konzentrischen Ringen und dazwischenliegenden Kreisen verziert, die zum Teil durch Bögen miteinander verbunden sind. Eine Seite der Scheibe ist mit papierdickem Goldblech belegt.

Zusammenfassend können wir sagen, daß Zwei- und Viergespanne ein weiteres Symbol für die ewige Wiederkehr sind. In Verbindung mit dem Sonnengott wurden sie von den Griechen häufig dargestellt. Den strahlenumglänzten Helios mit seinen vier Pferden sehen wir zum Beispiel auf einer Eckplatte, die ursprünglich zum Athene-Tempel der sagenumwobenen Stadt Troja gehörte. Noch eindrucksvoller ist der Sonnenaufgang auf einer griechischen Vase aus dem 5. Jahrhundert v. u. Z. wiedergegeben. In dem zweirädrigen, mit den vier geflügelten, schneeweißen Rossen Licht und Glanz, Donner und Blitz bespannten Gefährt braust Helios über den Horizont. Bei seinem Erscheinen springen die Sterne in Gestalt kecker Jungen in die Fluten des Okeanos. Nur einer, vermutlich der Morgenstern, hält noch stand. Der Sonne geht die geflügelte Morgenröte, die rosenfingrige, in ein safrangelbes Kleid gehüllte Eos voraus. Da sie den anbrechenden Tag verkörpert, liebt sie auch alles Jugendfrische und Männliche, das sie verfolgt und raubt. Hier eilt sie dem Jäger Kephalos nach, der sie jedoch mit einem Stein abwehrt. Am Rande der Szene reitet Selene, die Mondgöttin, davon, um ihrem Bruder Helios das Feld zu überlassen. Selenes Liebling, der schöne Knabe Endymion, winkt ihr noch einen Gruß zu, bevor er wieder in seiner Höhle verschwindet, in der ihm die Göttin fünfzig Töchter gebär. Das Ganze ist ein Meisterwerk voller Schwung und Poesie, das den ewigen Rhythmus von Nacht und Tag, Dunkelheit und Licht preist. Aus dem gleichen Empfinden hat Goethe im zweiten Teil seines »Faust« den Sonnenaufgang besungen, indem er den Luftgeist Ariel ausrufen läßt:

»Horchet! Horcht dem Sturm der Horen!
 Tönend wird für Geistesohren
 Schon der neue Tag geboren.
 Felsentore knarren rasselnd,
 Phöbus' Räder rollen prasselnd,
 Welch Getöse bringt das Licht!
 Es drommetet, es posaunet,
 Auge blinz und Ohr erstaunet,
 Unerhörtes hört sich nicht.«



80 Münzen mit Helios-Darstellungen

Auch auf Münzen ist Helios häufig abgebildet. Wir greifen drei davon heraus. Eine Bronzemünze aus der Stadt Thyateira in Syrien stellt Helios auf der Quadriga in Vorderansicht dar. Seine Rosse springen nach links und rechts auseinander – eine Art der Wiedergabe, die sich bis zu den Illustrationen mittelalterlicher Handschriften fortsetzt. Helios hat einen Lorbeerzweig in der rechten und ein Doppelbeil (das Münzbild von Thyateira) in der linken Hand. Aus derselben Stadt stammt eine zweite Bronzemünze, die den Gott gleichfalls von vorn zeigt und ihn mit Strahlenkrone und fliegendem Gewand, mit erhobener rechter Hand und mit der Weltkugel in der linken abbildet. Hier sind vor seinen Wagen drei springende Löwen gespannt; zwei ziehen nach links, und einer zieht nach rechts. Neben beiden Rädern ist ein Stierkopf zu sehen. Vielleicht sollte damit angedeutet werden, daß Helios auf seiner Jahresbahn auch in das Tierkreiszeichen Stier gelangte. Die »Könige der Wüste« weisen dagegen auf das Tierkreisbild Löwe hin. Eine dritte Bronzemünze aus Mostene in Lydien stellt Helios in der nach rechts

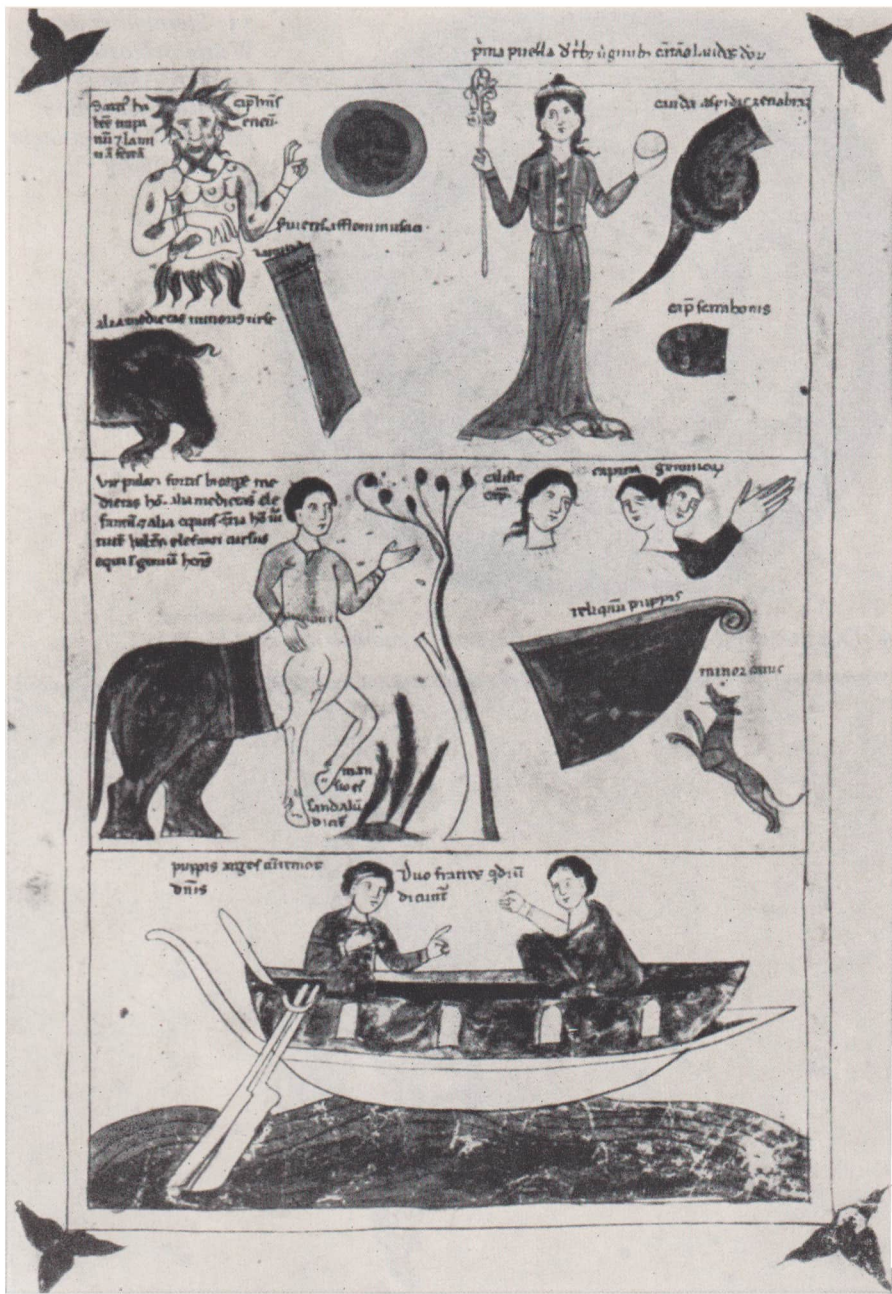
fahrenden Quadriga mit einer Fackel in der Hand dar. Vor den galoppierenden Pferden läuft der Götterbote Hermes, der wohl dem Viergespann den Weg angeben sollte. Daß man den Sonnenwagen auch als Bauwerk in gewaltigen Ausmaßen nachgeahmt hat, zeigt übrigens die um 1250 errichtete »Schwarze Pagode« von Konarak in der Nähe der indischen Küstenstadt Puri. Das Heiligtum, ein Sonnentempel, symbolisiert das Gefährt des Sonnengottes; es besitzt 24 Räder und wird von 7 Rossen gezogen.

Seinem Namen nach war Helios der Leuchtende, Brennende. Er galt als Sohn des Hyperion, das heißt des Gottes in der Höhe, und der Theia, der Prächtigen. Seine Schwestern waren Selene und Eos. Von seiner hohen Warte aus sah und erkannte Helios alles. Man hielt ihn daher auch für den Gott der Wahrheit, den unschuldig Bedrängte anriefen und auf den man Eide schwor. Wie der Dichter Homer erzählte, wohnten in den Ländern des Sonnenaufgangs die Äthiopen, sonnenverbrannte Völker, die das Wohnen in der Nähe des Lichts gut und fromm gemacht hatte.

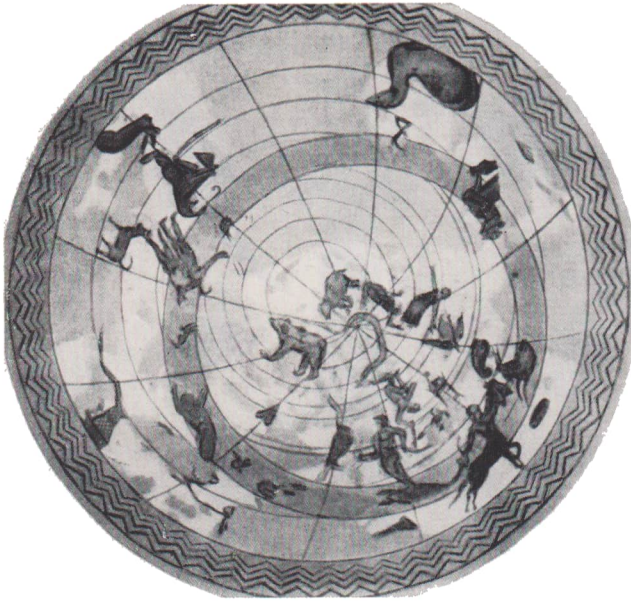
Nach verschiedenen Überlieferungen sollte sich Helios, wenn er im Westen versunken war, in einem goldenen Becher oder einer Schale zur Ruhe begeben. Hephaistos, der Gott des Feuers und der Schmiedekunst, hatte sie angefertigt. Der reißende Weltstrom Okeanos trug den Schlafenden während der Nacht zurück zur morgendlichen Ausfahrt.

Angeblich fuhr Herakles ebenfalls in dieser Schale. Eine seiner zwölf gewaltigen Sühnetaten, die er wegen schwerer Schuld freiwillig auf sich genommen hatte, bestand nämlich darin, purpurrote Rinder von der Insel Erytheia, dem Eiland der Abendröte, zu holen. Um zu dieser Insel zu gelangen, soll sich Herakles das »Schiff« des Sonnengottes ausgeliehen haben.

Einst lag ein Sohn von Helios, Phaethon, der Leuchtende, dem Vater so lange in den Ohren, ihm doch für einen Tag den Sonnenwagen zu überlassen, bis dieser nachgab. Zwar erteilte Helios dem Sohn gute Ratschläge und warnte ihn vor allzu rascher Fahrt. Aber Phaethon achtete nicht auf die Worte und peitschte die Rosse sofort an, so daß sie ihm durchgingen und der feurige Wagen die Erde in Brand setzte. Quellen und Flüsse trockneten unter der sengenden Glut aus, die Erde erbebt »und versank um ein wenig tiefer«, wie in den »Metamorphosen« des Dichters Ovid (43 v. u. Z.–18 u. Z.) zu lesen ist. Da schmetterte Zeus, um dem Grauen ein Ende zu bereiten, den wahnwitzigen Fahrer mit einem Blitzstrahl vom Himmel:

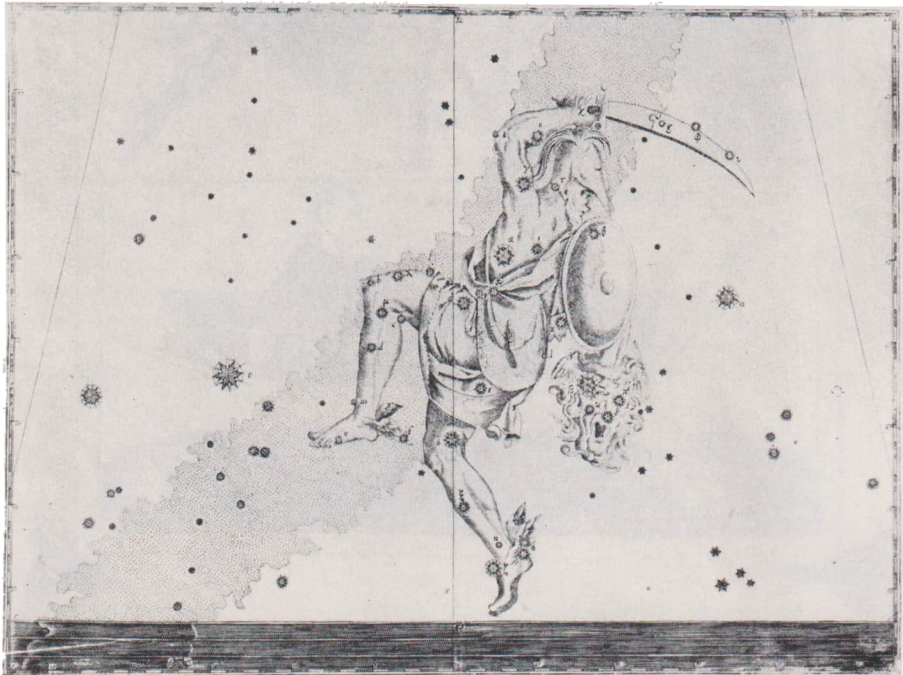


54 Gleichzeitig mit dem ersten Dekan des Krebses aufgehende Sternbilder (sog. Parantellonta). Paris. Anfang 13. Jh.



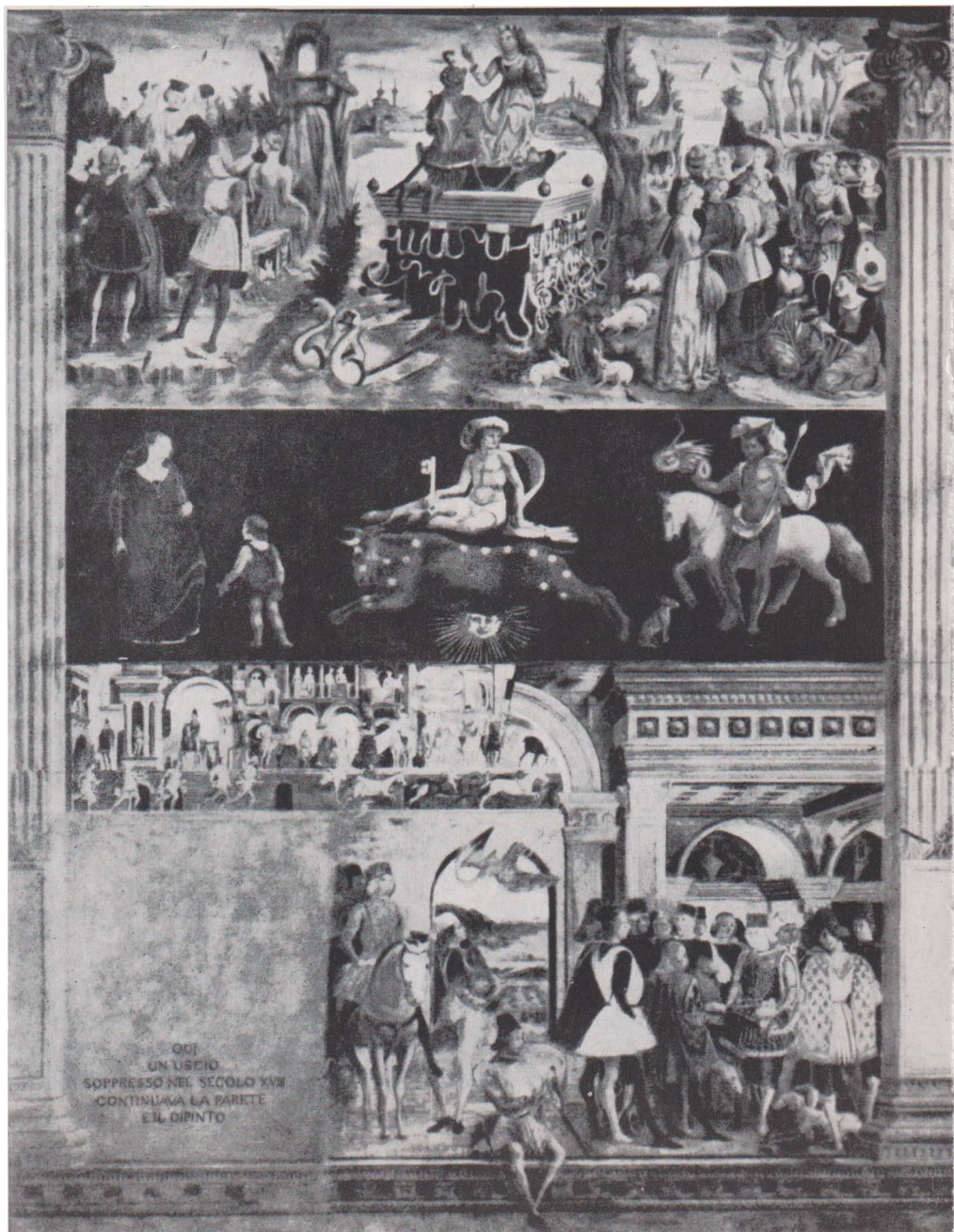
55 Sternbilder des
Wüsten Schlosses
Qusayr' Amra. 711 bis
715. Rekonstruktion
nach Maddalena Stein
- Dalla Torre

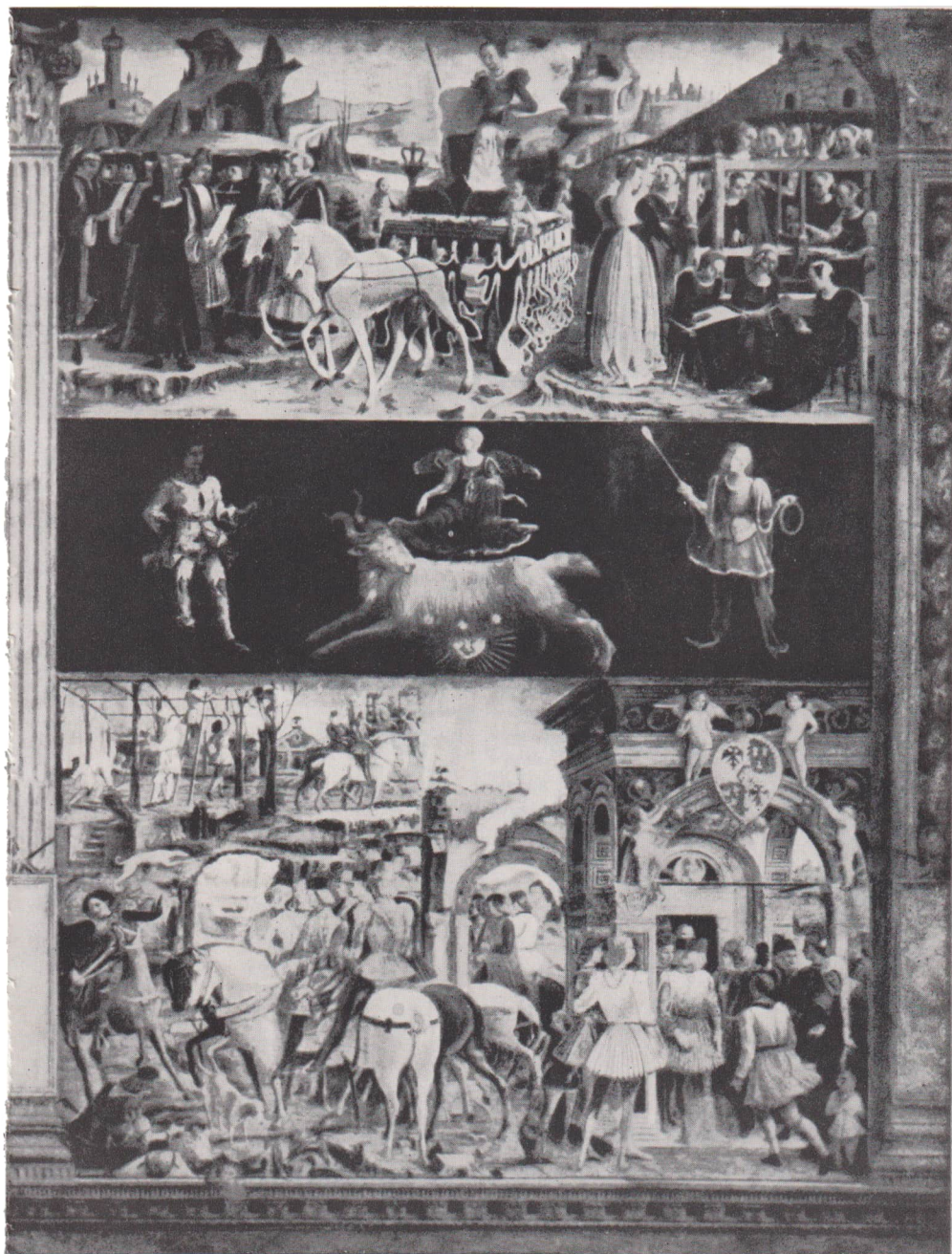
56 Das Sternbild des Perseus nach Bayers »Uranometria«, 1603





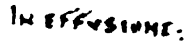
57 *Der erste Dekan des Widders im Monatsbild März. Palazzo Schifanoia zu Ferrara. 15. Jh.*





58 Die Monatsbilder März und April im Palazzo Schifanoia zu Ferrara. 15. Jh.

CANINES.



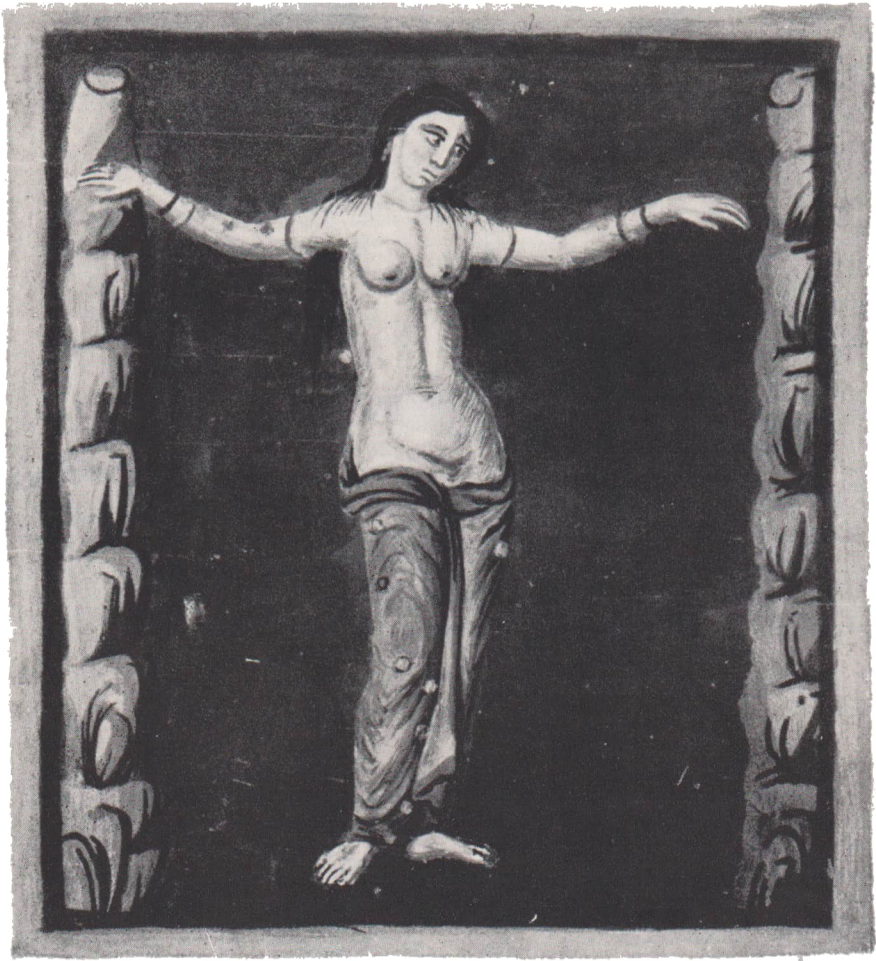
Ipleau
dnt'
du



60 Eridanos als sitzender Flußgott. Aus einer französischen Handschrift. Mitte des 9. Jh.

61 Eridanos als sitzender Flußgott. Aus einer englischen Handschrift. 11. 12. Jh.



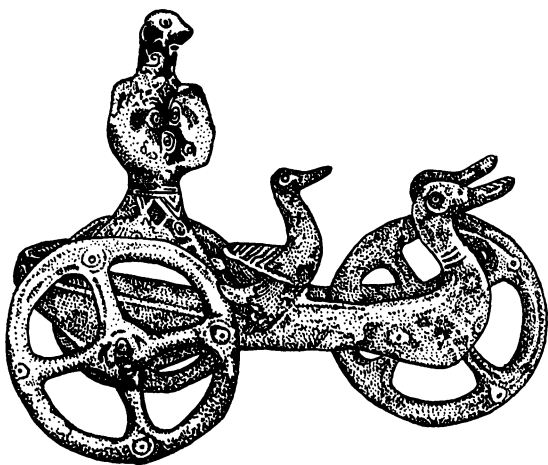


62 Sternbild Andromeda, eines der schönsten Bilder des „Codex Vossianus“ in Leiden, 9. Jh.

»Phaethon aber, vom Brand der rötlichen Haare verwüstet,
Stürzt kopfüber hinab, und im Strich langhin durch die Lüfte
Fliegt er, wie wenn ein Stern bisweilen dem heiteren Himmel
Wenn nicht wirklich entfällt, doch scheint, als ob er entfiel.
Fern vom heimischen Strand nimmt jenen im Westen der große
Strom Eridanos auf und bespült sein rauchendes Antlitz.«

Voller Trauer über den Tod des Sohnes verhüllte Helios sein Haupt, und einen Tag lang herrschte Dunkelheit auf der Erde. Die Schwestern Phaethons, die Heliaden, vermochten ihre Tränen kaum zu stillen. Diese fielen in den Eridanos und verwandelten sich in Bernstein. Zur Mahnung wurden sowohl der Fluß Eridanos (lateinisch Eridanus) als auch Phaethon an den Himmel versetzt, wo er das Sternbild Fuhrmann bildet. Seltsamerweise hält dieser eine Ziege im Arm, die vom hellen Fixstern Kapella (lateinisch capella, das Zicklein) verkörpert wird. Sie erinnert an die Ziege Amaltheia, die den Göttervater Zeus nach dessen Geburt in einer Höhle der Insel Kreta ernährte.

Sehr hypothetisch, aber interessant ist die Annahme, daß die Phaethon-Mythe auf ein wirkliches Geschehen im 13. Jahrhundert v. u. Z. zurückgehe. Phaethon sei ein Komet oder ein riesiger Meteorit gewesen, der beim Eindringen in die Erdatmosphäre und beim Aufprall ungeheure Verwüstungen hervorgerufen habe. Der Fluß Eridanos, der »Strom von Osten« oder »vom Morgen«, sei mit der Eider identisch, die sich in die Nordsee ergießt. Offensichtlich war sie schon im Altertum als »Bernsteinfluß« bekannt. In ihr Mündungsgebiet soll Phaethon gestürzt sein. Nicht weit davon hätte auch die heilige Insel der Hyperboreer, eines sagenhaften Volkes aus dem Norden, gelegen. Hier wurde angeblich die Göttin Leto geboren, eine Enkelin des Himmels und der Erde. Leto wurde durch Zeus schwanger und suchte lange nach einem Ort, wo sie gebären konnte. Endlich fand sie auf der Insel Delos Zuflucht. Während sie in Wehen lag, umkreisten singende Schwäne siebenmal die Insel; beim achten Male wurde Letos Sohn Apollon geboren, ein Gott mit so vielen Titeln und Eigenschaften wie keine andere antike Gottheit. Er hieß auch Phoibos Apollon, was Gott des Lichtes, der Sonne und der Reinheit bedeutet. Vermutlich war Apollon ursprünglich ein nordischer Sonnengott, der durch wandernde Stämme in Griechenland bekannt wurde. Auf Apollons ehemalige Heimat weisen die Schwäne, die im Norden brüten und dort als erste Zugvögel die Rückkehr des Frühlings verkünden. Hier könnte der Glaube entstanden sein,



81 Gottheit auf
dem Schwanenwagen
von Dupljaja

daß Schwäne den Sonnengott über das Weltmeer zu seinem Aufgangsort geleiten.

Auch im altindischen »Veda«, einer Sammlung von Götterhymnen, Opfergesängen, Zauberformeln, Riten und anderem gilt der Schwan als Symbol der Sonne. Wie der Schwan, also Kyknos, hieß ein Sohn Apollons, der nach seinem Tode in diesen Vogel verwandelt wurde. Einen anderen Helden gleichen Namens, einen Freund und Verwandten Phaethons, versetzte Apollon als Sternbild Schwan an den Himmel. Geweihte Schwäne soll es auf der heiligen Insel der Hyperboreer gegeben haben, und daher wurde auf Delos, der Geburtsinsel Apollons, gleichfalls ein Teich für Schwäne angelegt. Er ist von Archäologen wiederentdeckt worden. Jedes Jahr im Frühling kam der Gott angeblich von den Hyperboreern auf einem mit Schwänen bespannten Schiffswagen nach Griechenland zurück, wo man ihm zu Ehren auf Delos und in Delphi große Feste feierte. Eine Vasenmalerei aus dem 5. Jahrhundert v. u. Z. zeigt Apollon auf einem Dreifuß, der auf weitgespannten Schwanenflügeln ruht. Vielleicht ist dieser Gott ebenfalls auf einem merkwürdigen Wagen aus drei Schwänen dargestellt, der bei Dupljaja im nordwestlichen Balkan gefunden wurde. Im hintersten Vogel steht die Gottheit, in ein langes, mit Sonnenzeichen geschmücktes Gewand gehüllt. Ihren Hals verziert eine Bronzekette. Schwanenschiffe, die aber mit einer Sonnenscheibe beladen sind, kennt man als Schmuckmotive von Gefäßen und Geräten der Bronzezeit Nord- und Mitteleuropas. Dagegen stammen Amulette

oder Anhänger in Form von Schwanenbarken meist aus den Donau- und Alpenvorländern sowie aus Mittelitalien.

Im Gegensatz zu Griechenland läßt sich in Italien ein Sonnenkult in früher Zeit nicht nachweisen. Es spricht sehr vieles dafür, daß die Römer die Verehrung des Tagesgestirns von den Griechen übernahmen. Jedenfalls stellten sie ihren Sonnengott Sol ebenso dar, wie wir Helios abgebildet finden. Für die römischen Kaiser wurde der Kult um die Sonne zu einer wesentlichen Stütze ihrer Macht – ein Vorgang, den wir schon im Zusammenhang mit der Ausbreitung der Mithras-Verehrung erwähnten. Um ihre göttliche Würde zu betonen, ließen sich römische Kaiser auf Münzen mit einem Strahlenglanz um das Haupt wiedergeben, die Kaiserinnen dagegen in Verbindung mit einer Mondsichel, dem Symbol der Göttin Luna. Drei Herrscher hatten besonders enge Beziehungen zum Sonnenkult: Elagabalus, Aurelianus und Constantinus. Der zuerst genannte wurde schon im Alter von vierzehn Jahren 218 u. Z. zum Kaiser ausgerufen. Er galt als unehelicher Sohn des ermordeten Kaisers Caracalla und war zunächst Oberpriester des syrischen Sonnengottes Elagabalus in der Stadt Emesa, dessen Namen der junge Mann auch annahm. Der Gott wurde in Gestalt eines konischen schwarzen Steins angebetet, wahrscheinlich eines Meteoriten, da er vom Himmel gefallen sein sollte. Diesen Fetisch brachte der Kaiser mit nach Rom und ließ ihm dort einen Tempel auf dem Palatin errichten. Wegen seines ausschweifenden Lebens und der orgiastischen Feiern, die mit dem Kult verbunden waren, machte sich Elagabalus bald verhaßt, so daß er nach kaum vierjähriger Regierung zusammen mit seiner ehrgeizigen Mutter umgebracht wurde. Den schwarzen Stein schickte man nach Emesa zurück.

Fast 50 Jahre später verschaffte Aurelianus (270–275) dem Sonnenkult erneut Geltung. Als erster römischer Kaiser bezeichnete er sich als Herr und Gott, stellte Sol an die Spitze des einheimischen Pantheons und erhob die Sonnenverehrung zum Staatskult. Seinen Sieg über die Königin Zenobia bei Emesa und Antiocheia im Jahre 272 schrieb Aurelianus dem Fetisch von Emesa zu. Daher baute er dem »Deus Sol Invictus«, dem »Unbesiegbaren Sonnengott«, auf dem Campus Agrippae einen gewaltigen Tempel. Noch unter Constantinus (Konstantin I., 306–337), der im Toleranzedikt von Mailand 313 das Christentum offiziell anerkannt hatte, spielte der Sonnenkult eine bedeutende Rolle. Auf dem Forum seiner neuen Hauptstadt Constantinopolis, dem alten Byzantion, ließ der Kaiser die berühmte Sonnensäule aufstellen. Sie bestand aus Porphyry und trug eine riesige vergoldete Bronzestatue des Sonnengottes, die

Constantinus aus Baalbek (heute im Libanon gelegen) herbeischaffen ließ. Baalbek war die Stadt des phönizischen Lichtgottes Baal, der von den Griechen mit Helios gleichgesetzt wurde. Daher nannten sie die Stadt Heliopolis. Unter Kaiser Augustus wurde der Ort zur römischen Kolonie. Schon seit alter Zeit gab es dort einen großen Baal-Tempel, auf dessen Grundmauern Kaiser Antonius Pius (138–161), der selbst ein Verehrer solarer Gottheiten war, den Tempel des Jupiter Heliopolitanus erbaute. Seine Ruinen gehören zum Gewaltigsten, was von römischer Architektur erhalten blieb.

Analog der griechischen Mythologie, in der Helios und Selene miteinander verknüpft waren, standen auch in der römischen Sol und Luna in enger Verbindung zueinander. Sol war der Schutzgott der Quadriga und Luna Patronin der Biga, des Zweigespanns. Beide Gottheiten hatten daher Beziehungen zu den Wagenrennen, und deshalb befand sich ein Sol und Luna geweihter Tempel in oder neben dem Circus maximus in Rom. Es lag ja nahe, das mit feurigen Rossen bespannte Fahrzeug Sols mit einem Rennwagen zu vergleichen. Täglich und jährlich schien die Sonne über den Himmel zu »jagen«. Die Zielsäulen der Rennbahnen, an denen gewendet wurde, hatten ihr »himmlisches« Gegenstück in den Wendepunkten der Sonnenbahn zu Sommers- und Wintersanfang. Als Rennfahrer tritt uns Sol auf einer wunderbaren Schiffschale aus Köln-Braunsfeld entgegen. Auf ihr ist allerdings nur die Büste von Sol mit Strahlenkranz und Peitsche wiedergegeben. Um den Gott herum ist ein spannendes Rennen im Gange; wir sehen die Wagenlenker mit Peitsche und Zügeln in den Händen, die Wagen mit den vier Rossen, die Trennmauern in der Mitte des Circus maximus und die Zielsäulen. Mit Pferd und Wagen begegnet uns Sol auch auf einem römischen Relief vom Münster bei Bingerbrück. Hier ist der Gott von den Tierkreisbildern umgeben, die er im Laufe eines Jahres scheinbar durchheilt. Vor seinem Wagen springen die Pferde paarweise auseinander. Ganz ähnlich ließen sich die irdischen Herrscher darstellen. Auf einem Goldmedaillon, das vor der Mitte des 4. Jahrhunderts u. Z. in Antiocheia geprägt wurde, ist Constans als Konsul im Triumphwagen abgebildet. Ein Nimbus umgibt sein Haupt wie das des Gottes, und wie dieser hält er die Weltkugel in der linken Hand. Die rechte ist dagegen halb erhoben – eine typische Geste für römische Kaiser. Sie hat ihrerseits wieder die Darstellung Sols in mittelalterlichen Handschriften beeinflusst. Im »Codex Bononiensis« zum Beispiel ist Sol fast ebenso wiedergegeben. Eine große weißrosa Scheibe verkörpert hier die Sonne, deren unterer Teil aus dem Wasser



82 Sol und sein Wagen in der Sonnenscheibe. Die Beschriftung ist weggelassen

auftaucht. In der Scheibe stürmt Sol mit seinem Wagen und den auseinanderstrebenden Rossen einher. Der Wagen ist mit einer dicken goldenen Brüstung und einem kreuzförmigen Beschlag versehen. Im »Codex Bononiensis« finden wir auch ein Bild Lunas, der Mondgöttin, die in einem goldenen, mit dunkelrotem Beschlag verzierten Wagen fährt. Er wird von zwei Rindern gezogen. Luna hält eine große, aber nicht brennende Fackel in den Händen. Von Hörnertieren wird das Mondfahrzeug ebenfalls auf einer altpersischen Silberschale gezogen; sie wird in der Staatlichen Ermitage in Leningrad aufbewahrt.



83 Die Mondgöttin fährt auf einem Rinderwagen

Als Kaiser Aurelianus im Jahre 272 Königin Zenobia besiegte, eroberte er auch Palmyra, die »Palmenstadt«, und das von ihr beherrschte Reich, das sich zu dieser Zeit bis nach Kleinasien und Ägypten erstreckte. Palmyra war in der Spätantike der wichtigste Handelsplatz zwischen Mesopotamien und der syrischen Küste. Auch in dieser Stadt gab es einen gewaltigen Tempel des Sonnengottes. In Palmyra nannte man ihn Malakhbel, und ihm sowie den anderen Göttern der Stadt war ein Altar geweiht, der sich jetzt im Museum des Capitols befindet. Er ist vor allem deswegen interessant, weil auf seinen vier Seiten die vermeintliche Entwicklung der Sonne dargestellt ist. Am Morgen sollte sie ein Kind sein, mittags ein Mann im Vollbesitz seiner Kräfte und abends ein Greis, der nachts in der Unterwelt verjüngt wurde. Auf einer der vier Seiten des Altars ist eine Zypresse abgebildet, zwischen deren Zweigen eine Ziege oder ein Ziegenbock mit einem Kind hervortritt. Die Zypresse wurde in Palmyra als heiliger Baum verehrt; das wird durch das Band angedeutet, mit dem der Gipfel umschlungen ist. Man glaubte, daß in dem Baum ein Feuer glühe, weil seine Blätter auch während der winterlichen Regenzeit grün bleiben und die zapfenförmigen Früchte im Dezember zu reifen be-



84 Auf dem Altar von Palmyra wird der Sonnengott von einem Adler getragen

ginnen. So wurde die Zypresse zum Sinnbild unvergänglichen Lebens; man pflanzte sie auf Friedhöfe und schmückte mit ihrem Bild Grabsteine und Denkmäler. Dieser Lebensbaum soll sogar den Sonnengott Malakhbel hervorgebracht haben, der sich in dem Kind verkörpert. Vielleicht hängt die Ziege mit dem Tierkreiszeichen Steinbock zusammen, in dem die Sonne vor rund zweitausend Jahren während des Monats Dezember stand.

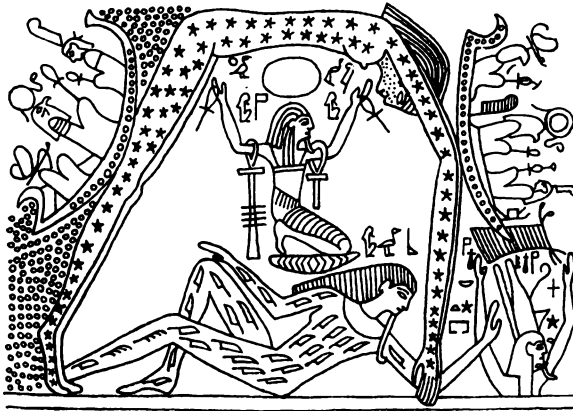
Die zweite Seite des Altars führt uns den Sonnengott mit langen Locken und in orientalischer Tracht vor Augen. Eine geflügelte Siegesgöttin mit Palmenzweig setzt ihm einen Lorbeerkranz aufs Haupt. Malakhbel besteigt gerade seinen Wagen, der von vier geflügelten Greifen über das Firmament gezogen wird. Auf der dritten Seite des Altars wird der Gott jedoch von einem Adler getragen, der ja bei zahlreichen Völkern Asiens, Europas und Amerikas mit der Sonne verbunden war. Malakhbel erscheint hier als erwachsener Mann, dessen Haupt ein Heiligenschein umgibt und dessen Haare die Flammenscheibe nachahmen. Aber auch die Sonne vermag dem Alter nicht zu entgehen. Als Greis wird sie daher auf der vierten Seite des Altars gezeigt. Nun hat sie die Gestalt des Planetengottes Saturn angenommen. Wegen seiner großen Entfernung bewegt sich dieser Wandelstern nur sehr langsam über den Himmel, und sein Licht ist schwächer als das anderer Planeten. Deshalb haben ihn vor allem die Babylonier mit einer entthronten Sonne verglichen oder angenommen, er verkörpere das Tagesgestirn auf seinem nächtlichen Pfad, wo es, fern von der Erde, nur trübe dahinschleicht.

Insgesamt symbolisieren die vier Seiten des Altars also den Lebenslauf der Sonne während eines Tages und zugleich während eines Jahres. Denn auch zum Wintersanfang wird die Sonne geboren, zu Beginn des Frühlings ist sie ein Jüngling, im Sommer ein Mann, im Herbst ein Greis. Im Kalender eines griechischen Astrologen, der um 200 u. Z. lebte, heißt es daher unter dem 25. Dezember: »Geburtstag der Sonne. Es wächst das Licht.« Derselbe Tag wurde in heidnischen Kulturen Syriens gefeiert, in denen die Sonne als Sohn einer göttlichen Jungfrau galt. Nachdem Kaiser Aurelianus Palmyra in die Knie gezwungen hatte, übernahm er den 25. Dezember als Jahresfest für seinen Sol invictus, den unbesiegbaren Sonnengott, der nun zur bedeutendsten römischen Gottheit aufstieg. An ähnliche Vorstellungen knüpfte die christliche Kirche an, als sie im 4. Jahrhundert das gleiche Datum zum Geburtstag von Jesus erklärte und ihn, in bezug auf eine Stelle beim Propheten Malachias, die neue Sonne, die Sonne der Gerechtigkeit nannte. Eine Wurzel unserer Weih-

nacht, die ja auch ein Fest des Lichtes ist, reicht also bis zu dem antiken Sonnenkult zurück!

Tägliche und jährliche Neugeburt der Sonne waren für die alten Völker keine widersprüchlichen Ereignisse, sondern sich ergänzende Vorgänge, die beide das »erste Mal« wiederholten und so ständig die Welt erneuerten und verjüngten. Deshalb galt das Interesse auch vorwiegend dem Erscheinen der Sonne aus der Dunkelheit des chaotischen Urmeeres, sei es nun als Falke, Flügelsonne oder Skarabäus, im Wagen oder im Schiff. Noch verbreiteter als der Sonnenwagen war die Vorstellung, die Sonne führe in einem Boot über den Himmelozean und durch die Gefilde der Unterwelt. Darüber haben sich vor allem die Ägypter Gedanken gemacht. Ihre Darstellungen des Sonnenschiffes sind nicht weniger interessant und aufschlußreich als die Berichte und Bilder über das Viergespann des Tagesgestirns.

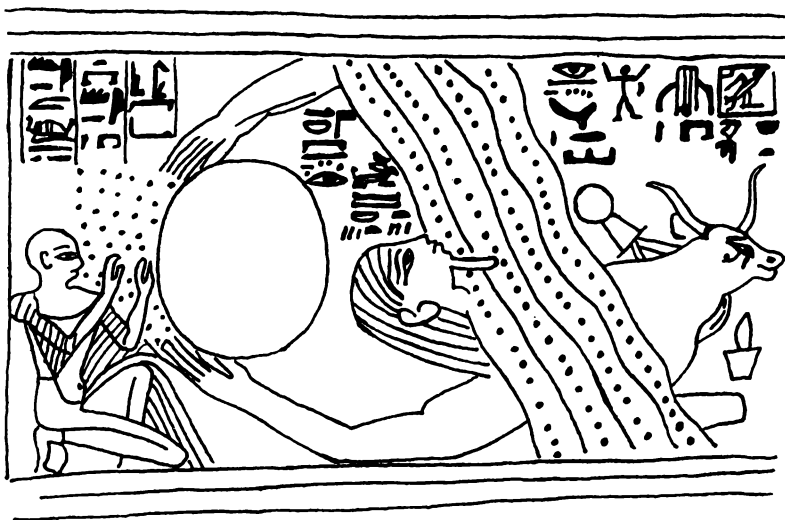
Eines der bekanntesten ägyptischen »Welt-Bilder« zeigt den Erdgott Geb auf dem Rücken im Urmeer schwimmend, während aus seinem Körper Pflanzen herauswachsen. Auf Geb kniet der Luftgott Schu, der mit ausgestreckten Armen den Himmel in der Schwebelage hält und damit den Bestand der Weltordnung gewährleistet. Deshalb hat er auch Henkelkreuze als Symbole des Lebens in den Händen, und ein Pfeiler, das Wunschzeichen für Dauer, hängt an seinem rechten Oberarm. Das Oval über Schus Kopf stellt wahrscheinlich ein Polster dar, das die gewaltige Last des Firmaments erträglicher machen soll. Der Himmel wird wiederum von der sternenhimmelübersäten Göttin Nut verkörpert, die sich mit Finger- und Zehenspitzen abstützt. Daß sie gleichfalls vom Urmeer umgeben ist,



85 Das altägyptische Weltbild mit der Sonnenbarke (nach Bonnet)

deuten die kleinen Kreise von den Füßen bis zu den Hüften an. Wir sehen, wie das Sonnenschiff am Morgen über die Beine Nuts empor schwimmt. Re, der Sonnengott, ist mit Falkenkopf und krönender Scheibe wiedergegeben. Vor ihm, mit einer Feder auf dem Haupte, sitzt die Göttin Maat, die Verkörperung von Wahrheit, Ordnung und Gerechtigkeit. Vom Sonnenschiff aus wird nämlich die Welt nach den Anordnungen Res und den Prinzipien der Maat regiert. Re überblickt und erleuchtet alles; ständig auf Fahrt, überquert er gegen Mittag den Rücken Nuts und sinkt dann über ihre Arme zum unterirdischen Nun hinab, der ihn mit ausgebreiteten Armen in Empfang nimmt. Das Bild symbolisiert also die mythischen Vorstellungen über Erde, Himmel, Luftraum, Urmeer, Sonnenschiff und Sonnenweg.

Wie war es aber möglich, daß die Sonne, die abends im Westen verschwand, am Morgen im Osten wieder auftauchte? Darüber geben uns ägyptische Bilder und Texte ebenfalls Auskunft. Sie schildern die unterirdische Welt als eine Art Spiegelbild der irdischen beziehungsweise der himmlischen. Die Ägypter haben diese Bereiche nämlich nicht nur als Gottheiten, sondern auch »entpersonifiziert« oder »verdinglicht« dargestellt. Der Himmel erscheint dabei als schmaler, mit Sternen besetzter Streifen und nach unten weisenden Spitzen am Ende. In dieser Form ähnelt er den flachen Decken ägyptischer Tempel, die man mit Sternen bemalte. Mit ihren Gebirgszügen am Rande ist die Erdscheibe praktisch ein Gegenstück des Firmaments, und das gilt auch für die Unterwelt, die ebenso vom Urgewässer Nun durchflossen wird wie der Himmel. Daher konnte die Sonne ihre Bahn unter der Erde, in der *Dat*, fortsetzen, nachdem sie am Westhorizont aus der Tages- in die Abendbarke umgestiegen war. Zugleich wechselte dabei die Besatzung der Sonnenschiffe. Tagsüber begleiteten Re »die, welche nicht untergehen können«, das heißt die Zirkumpolarsterne, und nachts halfen dem Gott »die, welche nicht müde werden können«, also die Sterne in der Gegend des Himmelsäquators. Sie zogen die Abendbarke zunächst bis zu den Toren der *Dat*, vor denen sich schreckliche Feuerschlangen aufbäumten. Doch Re kämpfte sich den Weg frei, der in einen 1300 Ellen langen Eingangstollen führte. Wir sehen das auf einem Papyrus, wo nach rechts, der Erde zugewandt, die kuhgestaltige Göttin Hathor aus dem Westgebirge herausieht, während eine Gottheit die Sonnenscheibe nach links in die *Dat* bringt. Dort fällt das belebende Licht auf einen Verstorbenen, dem dadurch zuteil wird, worum die Toten Re anflehten: daß er sie »seine Strahlen sehen lasse und deren Schönheit auf ihren Körper gebe«.



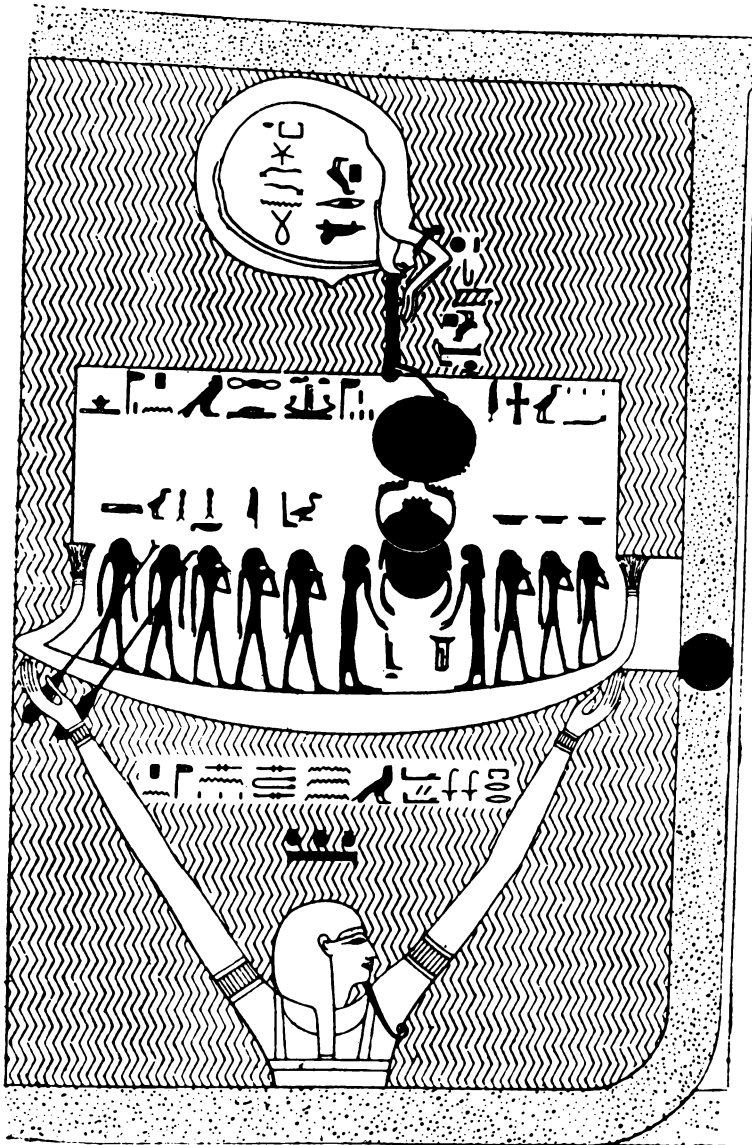
86 Aufgang der Sonne in der Unterwelt (nach Schäfer)

Welche Gefahren auf die Sonne in der *Dat* lauern, erzählen Texte und Bilder in den Pharaonengräbern des Neuen Reiches, vor allem die des berühmten Tales der Könige am Westufer des Nils, gegenüber von Theben. Besonders interessant ist das »Amduat«, das »Buch von dem, was in der *Dat* ist«. Es verrät den Gläubigen die Geheimnisse der Unterwelt, um sie vor deren Schrecknissen zu schützen und ihnen zu ermöglichen, in das rettende Sonnenschiff zu gelangen. Dieses muß in der *Dat* zwölf Räume durchqueren, die den zwölf Nachtstunden entsprechen. Aber das ist leichter gesagt als getan, wimmelt es in der *Dat* doch von fürchterlichen Dämonen. Jeder Raum wird von greulichen Wächtern behütet und durch Tore abgesperrt. Der Sonnengott ist aber nicht aufzuhalten. Was er alles in den zwölf Nachtstunden erlebt, schildert das »Amduat« in Wort und Bild. Wir haben hier die ältesten »Landkarten« vor uns, die natürlich rein mythisch sind und keine Beziehung zur geographischen Wirklichkeit aufweisen. In der sechsten Stunde der Nacht kreuzt die Abendbarke ein Gewässer, das mit Ertrunkenen verstopft ist, und in der elften Stunde gelangt sie in die »Schlachtstätte des Ostens«, ein Gebiet feuriger Räume mit »Feinden«, »Seelen«, »Köpfen« und »auf den Kopf Gestellten«. Hier werden auf Befehl Res die Gegner des Unterweltsgottes und Totenrichters Osiris vernichtet. Dann folgt die zwölfte Stunde

mit dem Ausgangstollen und dem Tor des Ostens. Nach erneutem Kampf gegen Apophis hat die Sonne endlich alle Fährnisse überwunden und kann aus der Abend- in die Tagesbarke umsteigen, um ihr Erscheinen zwischen den Ostbergen zu wiederholen.

Die alten Ägypter hat also immer der gesamte Lebenslauf der Sonne interessiert, von morgens bis abends und in der Nacht. Dabei tauchte für sie nicht nur die Frage auf, wie oder womit sich die Sonne über den Himmel bewegt, sondern auch, wohin sie schließlich versinkt, was nachts mit ihr geschieht und auf welche Weise sie morgens zurückkehrt. (Das haben wir auch beim »Codex Borgia«, bei der »Höllenfahrt der Federschlange«, kennengelernt.) Während des lichten Tages und der Nacht findet zwar eine Entwicklung statt – die Sonne altert ja –, aber es ist eine Entwicklung, die stets in denselben Gleisen verläuft und nicht etwa zu etwas ganz Andersartigem führt. Das grundlegend Neue ereignete sich nach diesem Glauben nur beim ersten Mal, als das Chaos überwunden wurde. Seitdem spielt sich das kosmische Geschehen angeblich immer in derselben Art und Weise und in der gleichen Reihenfolge ab – als ewige Wiederkehr. Es ist deshalb kein Wunder, daß die Ägypter bei der Darstellung des Sonnenweges dessen Gesamtheit im Auge hatten. So gibt es Bilder, auf denen Nut die Sonne gebiert und verschlingt. Auf anderen gleitet das Sonnenschiff über Nuts Körper hinauf und hinab, oder die Arme des Lebenszeichens, des Henkelkreuzes, heben die Sonne über den Ostbergen empor und reichen sie zugleich an das Westgebirge weiter. Vereinzelt ist dieses Geschehen sogar noch umfassender wiedergegeben worden, wobei die wesentlichsten Vorstellungen über Himmel, Erde und Unterwelt in symbolhafter Kürze vereint sind. Ein solch höchst interessantes Welt-Bild schmückt den Sarg des Pharaos Sethos' I. (um 1306–1290 v. u. Z.).

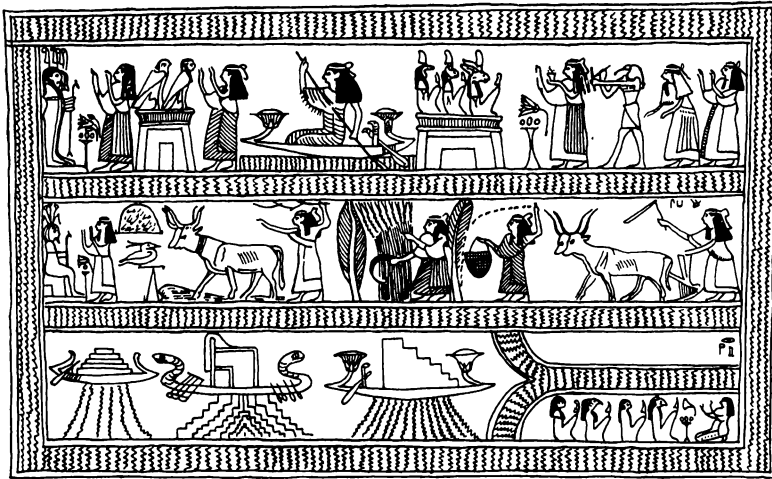
Auf dem Sarkophag sieht man ein rechteckiges Feld, das oben, unten und auf der rechten Seite von einem Streifen begrenzt wird, der die Berge am Ufer des unterirdischen Nun symbolisiert. Die Sonne steht in Gestalt einer schwarzen Scheibe am Beginn jenes Stollens, der von rechts nach links aus der Dat herausführt. Nachdem Re diesen Stollen durchquert hat, begibt er sich in das Tagesschiff, das der personifizierte Nun mit ausgestreckten Armen emporhebt. Die Begleiter Res sind schon in die Barke eingestiegen, in der die Göttinnen Isis und Nephthys den Sonnenskarabäus in Empfang nehmen. Der heilige Käfer rollt die Sonnenscheibe vor sich her auf eine schmale Gestalt zu, von der der Text sagt: »Dies ist Nut. Sie empfängt den Re.« Nut tritt uns hier nicht als



87 Die Sonnenbarke taucht aus der Unterwelt und dem Urmeer auf (nach Bonnet)

Himmelsgewölbe, sondern als Göttin des Westens entgegen, die Re auf-fängt und in die Unterwelt weiterleitet. Deshalb steht sie auf dem Haupte des Königs der Unterwelt, des Gottes Osiris, der mit seinem Körper die Dat umschließt, so daß diese wie eine Insel im Urmeer schwimmt. Merkwürdigerweise sind Nut, Osiris und die dazugehörigen Inschriften auf dem Kopfe stehend wiedergegeben. Das erinnert an die uralte Vorstellung vom Jenseits als der »verkehrten Welt«. Denn da die Sonne abends scheinbar kopfüber unter dem Horizont verschwindet, glaubte man vielfach, daß sie auch mit dem Kopf nach unten durch die Dat reist und sich erst am Morgen wieder aufrichtet. Ebenso nahm man von den Verstorbenen an, daß sie kopfüber in die Unterwelt stürzen und in dieser Haltung dort bleiben müssen. Für die alten Ägypter war das offenbar ein Alptraum, den sie durch Zaubersprüche zu bannen suchten: »Spruch zur Verhinderung des Auf-dem-Kopfe-Gehens in der Unterwelt.« Oder: »Ich gehe nicht umgekehrt unter denen, die umgekehrt gehen.« Insgesamt zeigt also der ungewöhnliche Sargschmuck Sethos I. den vollständigen Ablauf des täglichen Geschehens: Am Morgen verläßt die Sonne die Dat, steigt als Skarabäus in die Tagesbarke, schwebt in ihr empor und neigt sich wieder zum Westen hinab, wo sie von der Unterwelt zur nächtlichen Fahrt in Empfang genommen wird. Auf diese Weise wiederholt sich immerfort das Geschehen der Urzeit. Es ist ein Kreislauf, der ständig durch »Geburt« und »Tod« führt.

Damit seine Schöpfung Bestand hat und nicht ins Chaos zurücksinkt, überwacht Re von den beiden Schiffen aus alle Vorgänge im Himmel, auf Erden und in der Unterwelt. Im Sonnenschiff laufen alle Nachrichten zusammen, werden alle Entscheidungen gefällt und durch Boten Res in die Tat umgesetzt. Es ist jedoch zugleich ein Schiff für die Verstorbenen, denen es, wie der Wagen des Gottes, den »Kreislauf« der Sonne und damit ein Weiterleben ermöglichen soll. Vom Pharao glaubte man, daß seine Seele nach dem Tode zu Re emporschwebte und in dem wunderbaren Schiff mitführe. Dort ernannte Re den König zum Kanzler, der »vor ihm sitzt, seine Schriftkästen öffnet, seine Edikte aufbricht, seine Befehle versiegelt und ... ausführt, was er (Re) ihm sagt«. Mit solchen Vorstellungen hängen wohl Modelle des Sonnenschiffes neben oder in den Pharaonengräbern zusammen. Als später, infolge einer »Demokratisierung« des Totenglaubens, auch der einfache Ägypter hoffte, in der Barke Platz zu finden, gehörten Sonnenschiffe ebenfalls zur Ausstattung vieler Privatgräber. Außerdem stellte man schon in vorgeschichtlicher Zeit Schiffe in die Grabstätten, um den Verstorbenen eine bequeme Reise



88 Paradiesdarstellung in einem ägyptischen Totenpapyrus (nach Erman)

zu berühmten irdischen Kultorten oder ins »Land der Seligen« zu ermöglichen. Für die ägyptischen Bauern hieß dieses paradiesische Jenseits am Ost- beziehungsweise Nordhimmel das Earu- oder Binsengefilde. Dort lebten die Verklärten ohne Not, indem sie mühelos alle Tätigkeiten verrichteten, die sie von ihrem irdischen Dasein her gewohnt waren. So zeigt uns der Totenpapyrus einer Frau, wie diese im Boot über den himmlischen Nun fährt, ackert und zu den Göttern betet. Besonders interessant sind die drei Boote im untersten Wasserstreifen, von denen das mittlere am Bug und Heck in Schlangenköpfen endet. Auf ihm steht ein Thronessel, wie ihn Götter und Könige benutzten. Wer ihn bestieg, ahmte damit den Schöpfergott nach, der sich nach Verlassen des chaotischen Urmeeres auf dem Urhügel niederließ, um von dort aus die Welt zu schaffen und zu regieren. Dieser Urhügel ist auf den beiden anderen Booten dargestellt – als Stufenberg und als Treppe inmitten von Papyrus- und Lospflanzen. Vermutlich sollte hier der Hügel den Aufstieg zu einem neuen Dasein und damit zur Wiedergeburt versinnbildlichen. Bezeichnenderweise brachte man auch die mumifizierten Toten in einem Schiff ans Westufer des Nils, wo gewöhnlich die Gräber lagen, und zog dann den Leichnam im Boot bis zu seiner letzten Ruhestätte.

Wir erinnern daran, daß sich die ägyptischen Götter ganz allgemein in Booten fortbewegen sollten. Sonne, Mond und Sterne fuhren angeblich

in Barken über den himmlischen Ozean. Anderen Völkern waren solche Götterschiffe ebenfalls bekannt. Auf Delos, der heiligen Insel Apollons, soll sich ein großes Kultschiff befunden haben, und zu den Anthesterien wurde die Maske des Gottes Dionysos in einem Schiffskarren in Athen herumgefahren. Wir kennen solch eine merkwürdige Verbindung zwischen Schiff und Wagen ebenfalls von griechischen Vasendarstellungen. Außerdem spielte ein Schiffswagen im Kult Marduks eine Rolle, des Hauptgottes von Babylon.

Seinem Wesen nach war Marduk eine solare Gottheit, die in einem Geburtsmythos als »Sonne, Sonne des Himmels« bezeichnet wird. Der Gott verkörperte zugleich die Kräfte des wiederkehrenden Lebens, die sich im Frühling zu regen beginnen. Daher wurde er beim babylonischen Neujahrsfest im März besonders gefeiert. Das umfangreiche und aufwendige Ritual begann, wenn die Mondsichel wieder am Abendhimmel sichtbar geworden war. Zu den Festlichkeiten gehörten der Vortrag des Weltschöpfungsepos vor der Marduk-Statue, der zeitweilige Verzicht des Königs auf seine Insignien, seine Buße und schließlich seine Wiedereinsetzung als Herrscher durch Marduk beziehungsweise dessen Priester. Auf einem Schiffswagen wurde das Marduk-Bildnis zum Neujahrsfesthaus gefahren, wo der Gott mit seiner Gattin Sarpanit Hochzeit feierte, um damit die Natur zu neuem Wachstum anzuregen. Ein Höhepunkt der Feierlichkeiten war die Rückkehr Marduks in die Stadt. Theodor Dombart hat diese Geschehnisse stimmungsvoll beschrieben:

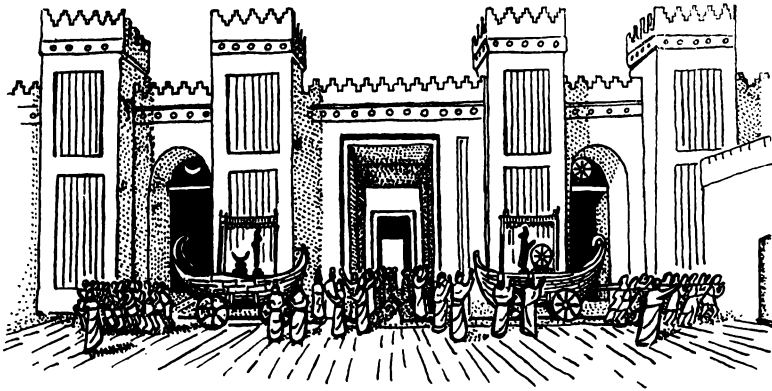
»Kräftig steht schon die zunehmende Mondsichel am Himmel, die Nacht etwas erhellend. Drinnen aber im Dunkel des Festhauses bedarf man der Fackeln beim dritten Händeergreifen zur Einladung: Auf! Bel-Marduk! Ziehe wieder heim, fasse wieder Zuneigung zu Deinem Tempel und laß Dich nieder auf Deiner goldenen Kline hoch oben in der Himmelskapelle!

Der Schiffswagen fährt vor und wird – stromaufwärts – nun vielleicht wieder aufs Wasser gesetzt. Fackelträger eröffnen den Zug, Musikergruppen geben der Prozession den Rhythmus an. Nun kommen die Götter, teils von Masken dargestellt, teils als Götterbilder getragen und gefahren. Priester und Volk schließen sich an. Gemessen, in rhythmischem Schritt, Feldfrüchte, Tiere des Landes, grünende und blühende Zweige haben sie in den Händen. So kehrt Marduk unter Gesang und Musikspiel besonders feierlich wieder zurück gegen die Altstadt. Dort angekommen, wird das Mardukschiff wieder zum Wagen.

Schon zieht man über die äußere Brücke nördlich vom Ischtartor. Hindurch zwischen den buntglasierten Ischtarlöwen der 20 Meter breiten äußeren Prozessionsstraße, diesem dräuenden ›Todesweg‹ für feindliche Bedränger . . . , hindurch durch das Ischtartor selbst über die prunkvoll gepflasterte Prozessionsstraße . . . Nun naht der Zug dem hohen östlichen Peribolostor, dem ›Prachttor‹ des Esagilla-Kultbezirkes. Die Riegel werden zurückgeschoben, die Torflügel öffnen sich. Der Oberpriester tritt neben Marduk und singt in altsumerischem Text das Handerhebungsgebet ›Großer Anu‹ beziehungsweise ›Großer Bel-Marduk‹ . . . Die Musikkapelle intoniert unter dem Einstimmen der Gesangspriester und des ganzen Volkes. Der König des Himmels und der Erden lenkt heim nach Esagilla. Ihm folgt die Menge des Volkes, die den riesigen Hof innerhalb des Peribolos füllt bis zum Babelturm hin. Vielleicht wird der Turm selbst noch umschritten. Dann wurde vermutlich Marduk durch eines der südlichen Turm-Peribolostore . . . zum Hof wieder hinausgeleitet, quer über die kleine Prozessionsstraße hinüber zum großen Südtempelkomplex . . . , um endlich wieder seinen Platz einzunehmen in seinem Ekuaheiligtum . . . »

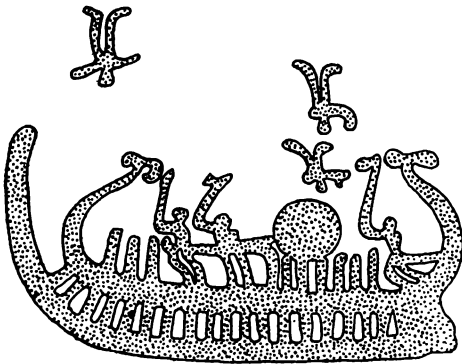
Während es dämmt, schreitet die Priesterin langsam den mittleren Aufweg des Tempelturmes empor. »Das Volk harrt schweigend, fast atemlos in Andacht des Sonnenaufgangs, des Augenblickes, da der Gott der Früh- und Frühlingssonne, Bel-Marduk, wieder Platz nehmen will auf seinem Himmelsthron . . . Feine Räucherwölkchen auf dem Altar vor der Türe der Gipfel-Thronkapelle mögen erkennen lassen: die Priesterin hat Weihrauchkörner hingestreut . . .«, denn sie ahnt schon die aufgehende Sonne. »Schon erglühn auch die obersten Spitzen der göttlichen, wohl vergoldet gewesenen Kupferhörner über dem Portal der Himmelskapelle . . . Wie gab man wohl das Zeichen? Vielleicht mit einem Schlag auf die ›kupferne Kesselpauke‹? Jedenfalls sollten alle in diesem Augenblick wissen: Der erste Sonnenstrahl des Jahres, der wieder den goldenen Götterthron traf, drang durch die Pforte; der Sonnengott hat nach alter Weise in eigener Erscheinung Platz genommen auf seinem Hochthrone. Die Priesterin kündigt es hoch herab . . . Nun war es erreicht, das Ziel des Festes, und eitel Freude, Singen und Reigen, Opfer und Freudengelage füllten den eben erst begonnenen Tag.«

So wie es Dombart schildert, kann es gewesen sein, und so oder ähnlich ist das Neujahrsfest wohl in der Stadt Assur verlaufen. Als diese im 1. Jahrtausend v. u. Z. zu immer größerer Macht gelangte, übernahm sie



89 Sonnen- und Mondgott im Festzug der Stadt Assur (nach Andrae)

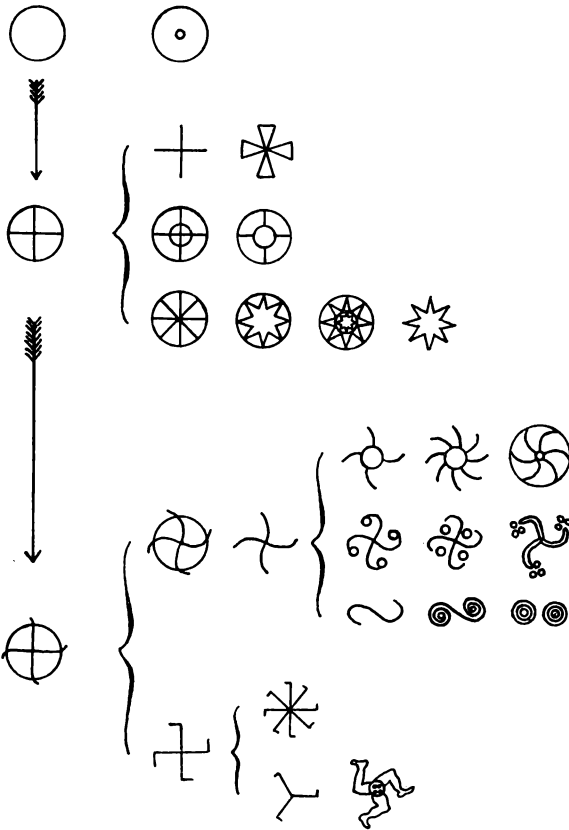
das babylonische Fest und führte die Statuen Marduks, des Mondgottes Sin und des Sonnengottes Schamasch auf Schiffswagen in der Prozession mit. Es war eine Art Jahreszeitendrama, das hier »nachgespielt« wurde und das wir in verschiedener Ausprägung von vielen Völkern kennen. Auch die skandinavischen Felsbilder legen solche Kulte und Riten während der nordischen Bronzezeit (zwischen 1600 und 400 v. u. Z.) nahe. Anscheinend fanden dabei kultische Hochzeiten, ein rituelles Pflügen und Kampfspiele statt, wie sie sich im Volksbrauch von der Auseinandersetzung zwischen Mai- und Wintergraf erhalten haben. Manche Gestalten besitzen einen Leib in Form einer Sonnenscheibe oder eines Sonnenrades. Häufig sind Schiffe wiedergegeben, vor allem im schwedischen



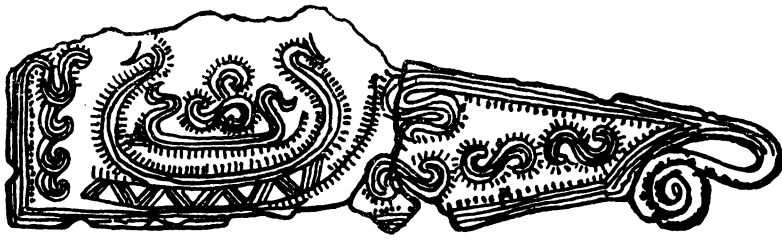
90 Auf skandinavischen Schiffen spielten sich seltsame Kultszenen ab (nach Almgren)

Bohuslän und Östergötland. Manche dieser Schiffsbilder haben eine Länge von über zwei Metern. Sicher handelte es sich bei ihnen um Kultboote, die man bei Prozessionen auf Kufen umherzog. Ihre Ausrüstung war sehr verschiedenartig. Sie trugen heilige Bäume, die die Vegetation und ihre ewige Wiederkehr versinnbildlichten, aber auch Lurenbläser, springende und saltoschlagende Männer, Menschen mit Äxten und Sonnenscheiben. Welch buntes Gewimmel muß einst auf diesen Schiffen geherrscht haben! Auf ihnen kehrten im Frühjahr die Fruchtbarkeitsgötter zurück, und so wurden die Schiffe zum Symbol des Werdens und Vergehens überhaupt. Vermutlich liegen hier die Wurzeln von Karnevalsumzügen, bei denen man Schiffe auf Rädern oder Kufen mitführte. In ihnen standen Musikanten, maskierte Männer, Drachenfiguren und Glücksräder, die vielleicht aus dem ursprünglichen Sonnenrad hervorgingen. Bei Bestattungsbräuchen hat das Schiff ebenfalls eine Rolle gespielt. Die Asche der Verstorbenen wurde häufig in »Schiffssetzungen« aus Stein oder in richtigen Booten beigesetzt. Am bekanntesten ist das Osebergsschiff aus dem Oslofjord, in dem Wikinger um 850 u. Z. eine Fürstin mit reichen Beigaben bestatteten. Oft äscherte man den Toten im Schiffe selbst ein und hoffte, daß seine Seele mit dem Rauch zum Sonnengott aufsteige, und zwar um so schneller, je rascher der Leichnam von den Flammen verzehrt wurde und je höher der Rauch stieg.

Große Bedeutung muß man ebenfalls dem Sonnenrad beigemessen haben, denn es tritt unter den skandinavischen Felsbildern fast ebenso häufig auf wie die Schiffe. Die Räder sind oft mit zwei oder drei Schäften verbunden, an denen sie umhergetragen wurden. Manchmal ähnelt die Innenzeichnung solcher Sonnensymbole den Labyrinthdarstellungen, die wir schon kennenlernten. Bei Sonnenwend- und Frühjahrsfeiern steckte man die Räder, mit Stroh umwickelt, auf hohe Pfähle und setzte das Stroh in Brand. Die brennenden Räder warf man auch durch die Luft, rollte sie einen Berghang hinab oder schleuderte sie über die Felder, um diese fruchtbar zu machen. Letzten Endes liefen alle diese Bräuche darauf hinaus, die Wiederkehr der Sonne zu feiern, ihr größere Kraft und Stärke zu verleihen und auf magische Weise höhere Ernteerträge zu sichern. Ein kurioser Zwischenfall ereignete sich dabei am 21. März 1090, als durch ein brennendes Sonnenrad das Kloster Lorsch in Flammen aufging! Welche anderen Symbole vermutlich aus der weitverbreiteten Sonnenscheibe und dem Sonnenrad hervorgegangen sind, ersehen wir aus einer Zusammenstellung des französischen Vorgeschichtsforschers Déchelette.



Ein anderer weitreichender Zusammenhang verdient ebenfalls unsere Aufmerksamkeit. Allem Anschein nach haben nämlich die Bronze- und frühe Eisenzeit Europas bis nach Südostasien hin gewirkt. Jedenfalls



92 Schiffsdarstellung auf einem Rasiermesser der Bronzezeit (nach Kühn)

ergeben sich merkwürdige Parallelen zur spätbronzezeitlichen Kultur Hinterindiens, die ihrerseits auf Indonesien und speziell auf Südsumatra ausstrahlte. Auf Kultgeweben finden wir hier Bilder, die unverkennbare Ähnlichkeiten mit Schiffsdarstellungen auf Rasiermessern der nordeuropäischen Bronzezeit aufweisen. Es ist der gleiche phantastisch-verschnörkelte Stil mit Wellenbändern sowie Spiral- und Wellenlinien. Als charakteristischstem Merkmal begegnen wir hier wie dort auch zwei ineinanderliegenden Schiffen mit eingerolltem Vorder- und Hintersteven und dem Flechtband, das den Raum zwischen dem doppelten Schiffsboden ausfüllt. Aus Indonesien kennen wir außerdem große Totenfeste, bei denen bis zu zwei Meter lange Holzschiffe eine entscheidende Rolle spielen. Mit den Gebeinen der Toten beladen, läßt man sie einen Fluß hinuntertreiben. Sie sollen die Seelen der Verstorbenen ins Land der Ahnen jenseits des Ozeans bringen.

Schiffsbilder aus Sumatra besitzen einen stark geschwungenen Vorder- und Achtersteven sowie eine Kajüte für die Toten. Auf dem baumähnlichen Mast hocken oft zwei Vögel oder vogelähnliche Gestalten aus der Schöpfungsmythologie. Der Mast ist eine Abwandlung des Lebensbaums; häufig trägt seine Spitze einen Schiffssarg, und ein Rechteck in der Stammesmitte kennzeichnet den Platz für die Urne mit dem Totengebein. Die Geister der Verstorbenen treten als insektenähnliche Wesen mit Hörnern auf. Um sie herum schweben die heiligen Reiskörner, die sich im Jenseits in Goldkörner verwandeln und deren Seelen als Regen auf Schiffe und Menschen niederfallen, um alles Böse und Schlechte zu verjagen und fernzuhalten. Krummschnäbelige Vögel umkreisen das Schiff, übermitteln Nachrichten zwischen Menschen und Göttern und verkünden durch ihren Gesang Glück oder Unglück.

Ihrer Rolle entsprechend, hat man die Totenschiffe vor allem auf Kultgeweben abgebildet, die bei Hochzeiten, Begräbnissen und Beschnei-

dungen verwendet wurden, bei öffentlichen Gerichtsverhandlungen an der Wand des Versammlungshauses hingen oder zum Bedecken der Totenmahlzeiten dienten. Andere Seelenboote webte man in baumwollene Zeremonialkleider für Frauen und Mädchen. Hier tritt auch die merkwürdige Vorstellung vom Jenseits als der verkehrten Welt wieder hervor. Auf einem reich ornamentierten Tuch sehen wir ein Schiff mit hoher Totenkajüte sowie rechts und links davon Boote mit Pferden oder Hirschen, die in Indonesien mit dem Totenkult in Verbindung stehen. Die drei Schiffe mit der Kajüte und den Tieren haben unterhalb des Mittelstreifens eine spiegelbildlich genaue Entsprechung, denn Diesseits und Jenseits, Leben und Tod, Sterben und Wiedergeborenwerden gehören im mythischen Weltbild zusammen. Noch deutlicher zeigt sich diese ewige Wiederkehr auf Kultgeweben mit einer Reihe hintereinander fahrender Boote, die abwechselnd aufrecht und auf dem Kopf stehend dargestellt sind. Mitunter erinnern die Köpfe der nach unten hängenden Wesen an Sterne, die im Jenseits leuchten. Ins Unendliche fortgesetzt, ergibt diese Reihe spiegelbildlicher Schiffe einen unaufhörlichen Kreislauf, dem Gestirne wie Menschen unterliegen und dessen Symbol die aufrechte und die verkehrte Welt ist. Sie verkörpert eine kosmische Dualität, die oben und unten, Leben und Tod, Licht und Dunkelheit umschließt.

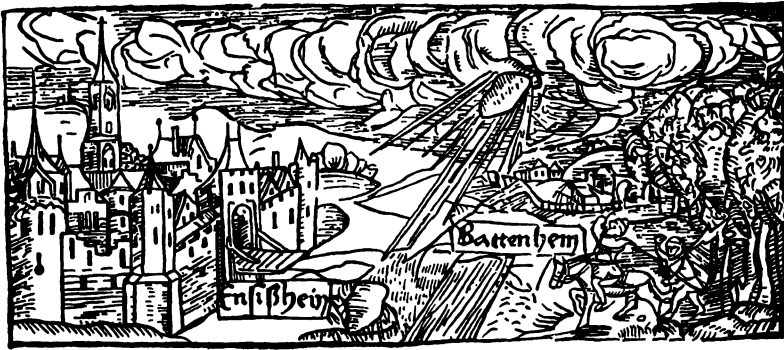
In diese kosmischen Gegensätze fügen sich Wagen und Schiff der Sonne beziehungsweise der Toten zwanglos ein. Beiden Fahrzeugen sind wir in vielen Kulturen begegnet. Wir lernten den Wagen des griechischen Helden Amphiaraios kennen, mit dem er in die Unsterblichkeit fuhr, und hörten vom Wagen des Sonnengottes, der von vier, sieben oder auch nur von zwei Pferden gezogen wird. So wie der Sonnengott sollten auch die Toten nicht in der Unterwelt bleiben, sondern neu belebt und verjüngt aus ihr hervorgehen. Die Sonne selbst altert und stirbt angeblich im Laufe eines Tages oder Jahres, aber immer kehrt sie wieder. Viele Gefahren hat sie während ihrer Reise durch das dunkle Reich unter der Erde zu bestehen, doch stets bleibt sie Sieger. Merkwürdige Ähnlichkeiten entdeckten wir zwischen den Schiffsbildern in Skandinavien und Indonesien. Immer dienten jedoch nach dem Glauben der alten Völker Sonnenwagen und Sonnenschiff dazu, die Weltordnung aufrechtzuerhalten.

VIII. Aberglauben um Meteore, Kometen und Planeten

An einem Abend des Jahres 1888 wurde der Ethnologe Karl von den Steinen Zeuge eines ungewöhnlichen Geschehens. Er saß an einem Lagerfeuer brasilianischer Urwaldindianer vom Stamme der Bororo und unterhielt sich mit ihnen über die Ereignisse des Tages. Da wandelte sich unerwartet die friedliche Szene. Hoch im Süden flammte ein gleißender Feuerball auf und raste quer über das Firmament. Noch minutenlang stand seine leuchtende Bahnspur am dunklen Himmel.

Kein Erdbeben hätte die Bororo in größere Verwirrung stürzen können als dieses eindrucksvolle Meteor. Kaum war es verschwunden, ertönte hundertstimmiges, gellendes Geschrei. Im Nu wimmelte es im Indianerdorf wie in einem aufgestörten Ameisenhaufen. Rasch entzündete Feuer erhellten den Versammlungsplatz, auf dem alle zusammenströmten. Dort bot sich dem Ethnologen ein phantastisches Bild. In der Mitte eines weiten Kreises standen zwei knallrot angemalte Medizinmänner und prusteten in heftiger Aufregung ringsum zum Himmel hinauf. Drohend reckten sie den linken Arm mit einem Bündel Maiszigaretten empor, um irgendein Unheil abzuwenden. Dabei zitterten und taumelten sie und schrien und heulten aus Leibeskräften. Immer toller wurde ihr Treiben, bis die Gelenke schlotterten und die Muskeln flogen.

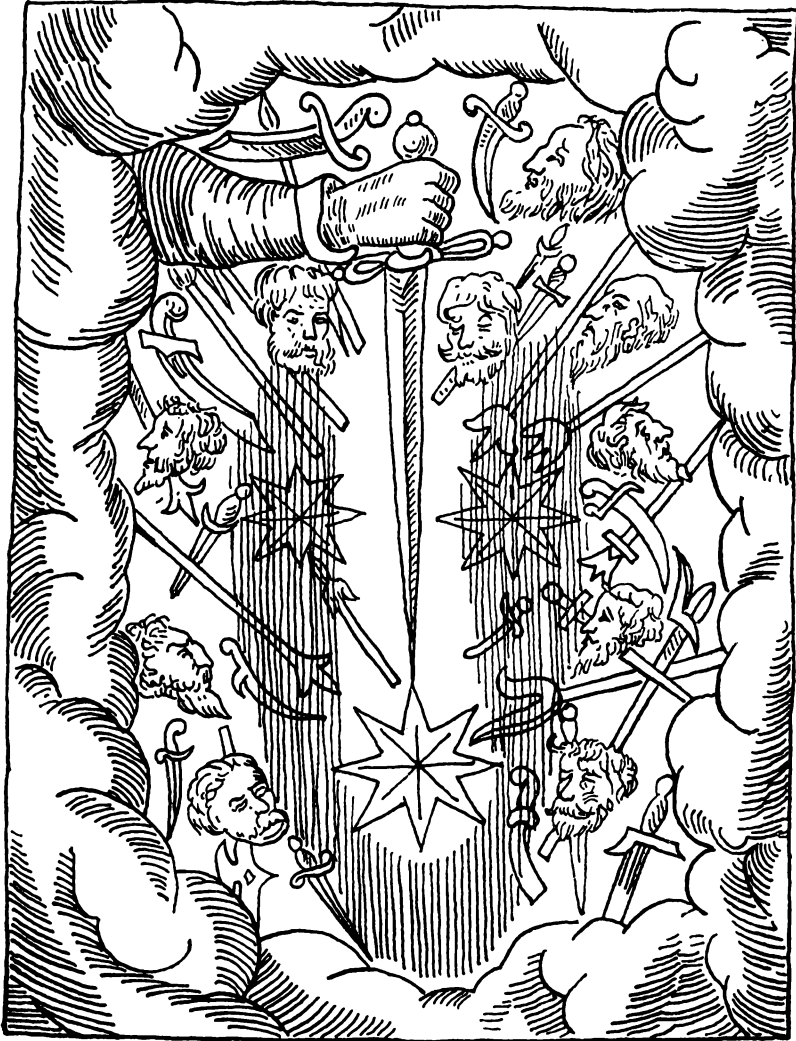
Mit wachsender Verblüffung hörte Karl von den Steinen, was die Bororo von der Feuerkugel befürchteten. Hinter ihr verberge sich ein feindlicher Zauberer, der sie unvermutet überfallen habe, um »Jägerfleisch« zu fordern und einem von ihnen die Ruhr zu schicken. Diesem heimtückischen Angriff mußten die eigenen Medizinmänner mit aller Entschiedenheit entgegentreten. Offensichtlich richtete sich der Anschlag gegen eines der angesehensten Stammesmitglieder. Deshalb ging man zu einem lebensschwachen Greis, dem Häuptling Domingo, um ihn durch allerlei Zeremonien gegen jeden bösen Zauber immun zu machen. Auf Domingo selbst schien das alles am schlimmsten zu wirken. Noch in den folgenden Tagen drückte er sich, Kopf, Gesicht und Hände mit Lappen verhüllt, ängstlich herum. Niemand sollte ihn erkennen, vor allem natürlich der feindliche Medizinmann nicht, der es auf ihn abgesehen hatte. Da Karl von den Steinen kurz darauf die Bororo verließ, erfuhr er nicht mehr, ob der Häuptling den Schock überwinden konnte.



93 Der Meteorfall 1492 bei Ensisheim

Als naturwissenschaftlich gebildete Menschen scheinen uns diese Aufregung und Furcht der Bororo völlig unbegründet. Zwar würde auch auf uns ein prachtvoller Meteorfall tiefen Eindruck machen. Aber wir reagieren doch nicht mit magischen Zeremonien, sondern fragen, auf welcher Bahn der Meteorit in die Erdatmosphäre gelangte, mit welcher Geschwindigkeit er in sie eintauchte und aus welchem Material er bestand. Wir können so fragen, weil uns der physikalische Aufbau des Sonnensystems sowie die Gesetze bekannt sind, nach denen sich die Himmelskörper bewegen. Von all dem wußten die Bororo nichts. Für sie (und auch für die alten Völker) waren ja weder Sterne noch Meteore tote Körper, die bestimmten Gesetzen unterliegen, sondern lebendige Mächte, die auf das Schicksal der Menschen einen günstigen oder unheilvollen Einfluß ausüben. Vielfach wurden Steine, die »vom Himmel fielen«, in Tempeln aufgestellt und als göttlich verehrt. Der heilige Stein in der bedeutendsten islamischen Kultstätte, der Kaaba in Mekka, ist ebenfalls ein Meteorit. Von einem solchen Himmelskörper berichtet zum Beispiel auch ein Flugblatt aus dem Jahre 1492; bei Ensisheim im Oberelsaß war ein 55 Kilogramm schwerer Meteorit niedergegangen.

Nicht weniger Angst und Schrecken als solche unerwarteten Himmelserscheinungen riefen die Schweifsterne, die Kometen, hervor. Wenn sich diese auf ihrer Bahn der Sonne nähern, bildet sich durch deren Strahlung um den Kometenkern eine Gashölle und daraus schließlich ein langgestreckter Schweif. Über diese Zusammenhänge war früher gleichfalls nichts bekannt, und so rätselte man mehr oder weniger phantasie-



94 Kometen kündigten angeblich Katastrophen und Kriege an (nach Bürgel)

voll über Herkunft und Natur der Kometen herum. In einem Buche aus dem Jahre 1619 lesen wir dazu:

»Die Materia / davon der Comet entstehet oder seinen vhrsprung hat / ist ein dicker / truckener / zäher / schleuniger / fetter Dunst / durch das Gestirne aus der Erden in die obere Region der Luft gezogen vnd erhoben / vnd dieweil der Comet viel Tage / oder auch bißweilen etliche Monat lang nach einander in der Luft brennet / derhalben muß er warlich von sehr vielen / dicken / zähen schleunigen Dunsten in einen hauffen zusammen gezogen / geformirt und globirt seyn / welche zu gleich von Tag zu Tag / in dem der Comet albereit brennet / gemehret werden. Dieweil nach verlöschung des Cometen die Luft oftmals vergiftet wird / derhalben ist gleublich / daß etliche schwefflichte vnd giftige Dünste mit vnter gemenget werden / dergleichen bißweilen aus den Schächten der Bergwercken mit grosser macht vnd gewalt heraus reissen vnd brechen / vnd die Menschen darinnen nieder werffen und vmbbringen.«

Diese Spekulationen, die den Kometen sogar Bergwerksunglücke zuschrieben, bezogen sich insbesondere auf einen Schweifstern aus dem Jahre 1618, dessen scheinbaren Lauf über das Firmament wir in einer zeitgenössischen Sternkarte wiederfinden. Auch Kepler veröffentlichte über diesen Kometen eine kleine Schrift mit zum Teil richtigen Erkenntnissen über die wahre Natur und Bewegung der Schweifsterne. Meist hielt man die Kometen aber für eine Zuchtrute Gottes, die dieser aus dem »Himmelsfenster« hinaussteckte, um die sündhafte Menschheit zu warnen und ihr drohendes Unheil anzukündigen. Eine Darstellung von 1528 zeigt daher, wie sich der Schweif des Kometen in ein langes Schwert verwandelt hat und wie zwischen den Wolken Dolche, Messer und abgeschlagene Köpfe auftauchen. Auf dem Titelblatt einer anderen Flugschrift, die von einer hellen Leuchterscheinung (wohl einem Nordlicht) und einem Schweifstern handelt, sieht man Kometen und einen Engel, dessen Posaune das Strafgericht einleitet. Über ihm schwebt der Weltenrichter, links ist eine Sonnenfinsternis und rechts der sich verdunkelnde Mond wiedergegeben – alles Anzeichen der nahenden Katastrophe. Was man von den Kometen alles befürchtete, hat der Chronist Wolfgang Hildebrand 1690 in einem Reimspruch zusammengefaßt:

»Es zeigen uns alle Cometen zwar
Sehr viel Unglück, Trübsal, Noth und Fahr,

Und hat niemals eines Cometen Schein
 Pflegen ohn' böse Bedeutung zu seyn.
 Achterlei Unglück insgemein entsteht,
 Wenn in der Luft erscheint ein Comet:
 Viel Fieber, Krankheit, Pest und Todt,
 Schwere Zeit, Mangel und Hungersnoth,
 Groß Hitz, dürre Zeit, Unfurchtbarkeit,
 Krieg, Raub, Mord, Aufruhr, Neid und Streit,
 Frost, Kälte, Sturmwetter, Wassersnoth,
 Viel hoher Leute Abgang und Todt,
 Groß Wind, Erdbeben an manchem End,
 Viel Änderung der Regiment.
 Solch Unglück insgesamt entsteht,
 Wenn ein Comet am Himmel geht.
 Wenn wir aber Buße thun von Hertzen,
 So wendet Gott manch Unglück und Schmetzen.«





96 Der Komet Halley auf dem Teppich von Bayeux

Einer der bekanntesten, periodisch aller sechsundsiebzigjährig Jahre wieder in Sonnennähe gelangenden Kometen trägt den Namen des englischen Astronomen Halley. Dieser hatte nämlich als erster bemerkt, daß sich eine Reihe von Überlieferungen auf ein und denselben Schweifstern beziehen mußten, und es war ihm gelungen, dessen Bahn zu berechnen und sein erneutes Erscheinen für das Jahr 1758 vorauszusagen. Tatsächlich entdeckte ihn der Bauer Pahlitzsch, ein »Amateurastronom« in Prohlis bei Dresden, im Dezember 1758; im März 1759 kam der Komet dann in Sonnennähe. Zum letzten Male war er bisher 1910 sichtbar.

Das Erscheinen des Kometen Halley hat man in Überlieferungen lückenlos bis zum Jahre 87 v. u. Z. zurückverfolgen können. Seine älteste Abbildung finden wir auf einer antiken Gemme aus dem Jahre 11 v. u. Z. (oder 218 u. Z.) sowie auf dem Teppich von Bayeux aus dem späten 11. Jahrhundert. Es ist ein farbig bestickter Leinwandstreifen von 70 Meter Länge und 50 Zentimeter Breite, auf dem die Eroberung Englands durch die Normannen dargestellt ist. Sie wird hier mit dem Schweifstern in Verbindung gebracht, auf den die erschreckten Einwohner weisen und über den König Harold in seinem Palast wehklagt. Wie Rechnungen des polnischen Astronomen Kamienski ergaben, beziehen sich vermutlich auch einige Angaben im Alten Testament auf den Halley-

schen Kometen. Wenn diese Annahme stimmt und die betreffenden Textstellen richtig gedeutet werden, sah Abraham in dem Schweifstern eine Bekräftigung des Bundes zwischen Jahwe und den jüdischen Stämmen, König David dagegen ein Vorzeichen für die Pest und der Prophet Jeremia für die Eroberung des jüdischen Landes.

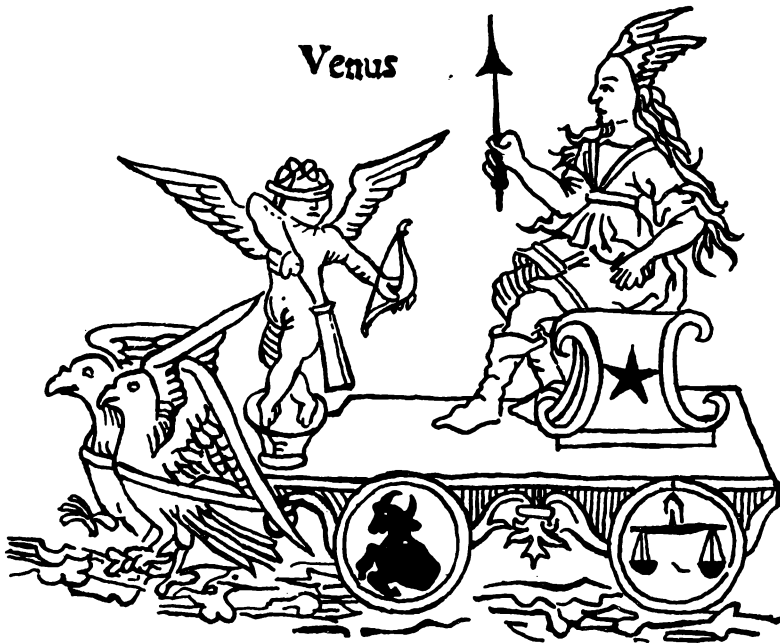
Noch nachhaltiger und folgenswerer als Angst und Schrecken wegen der Meteore und Kometen waren die Spekulationen über die Planetenbewegungen. Je nach ihrer Entfernung von Sonne und Erde und ihrer Stellung zu beiden scheinen nämlich die Wandelsterne schneller oder langsamer von Westen nach Osten über das Firmament zu ziehen, stillzustehen, rückwärts zu laufen, wieder zu verharren und schließlich erneut nach Osten weiterzuwandern. Diese merkwürdigen »Schleifenbahnen« sowie Helligkeit und Farbe der Planeten, die von der Beschaffenheit ihrer Oberfläche beziehungsweise der Dichte ihrer Atmosphäre abhängig sind, führten mit zur Vermutung, daß sich in den Wandelsternen bestimmte Gottheiten verkörperten. Die Griechen ordneten sie einschließlich Sonne und Mond nach ihrer vermeintlichen Umlaufzeit um die Erde in der Reihenfolge Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter und Saturn. (Von ihnen bewegt sich in Wirklichkeit nur der Mond um die Erde und mit dieser um die Sonne; die heute üblichen Planetennamen stammen von den Römern.) Außerdem nahmen die Griechen an, daß die sieben Wandelsterne (also auch Sonne und Mond) an Kristallschalen befestigt und daß die Fixsterne an einer weiteren, alles umschließenden Kugelschale angeheftet wären.

Wir wollen uns die personifizierten Planetengötter und ihre »Himmelswagen« in der erwähnten Reihenfolge näher betrachten und dazu interessante und aufschlußreiche Abbildungen aus einer Inkunabel, einem Frühdruck aus dem Jahre 1489, heranziehen. Den Mondgott hat der Illustrator des Buches sitzend und mit Pfeil und Bogen in den Händen wiedergegeben (vielleicht Symbole für die Strahlen, die er »verschießt«). Neben ihm sind die Mondsichel und die Scheibe des Vollmondes zu sehen. Auf einem anderen Bild fährt der Mond auf einem »Wolkenwagen«, der mit einem Drachenkopf versehen ist und von zwei Frauen (Engeln) gezogen wird. Jenseits der Mondbahn sollte der Planet Merkur die Erde umlaufen. Ihn hielten die Griechen für eine Erscheinungsform des Götterboten Hermes, der Flügel an den Schuhen und am Hut trug und als Schutzpatron der Reisenden und Kaufleute, aber auch der Diebe galt. Der römische Merkur war dagegen »nur« der Schutzherr des Handels. Daher ist er in der Tracht eines Kaufmanns dargestellt, der

das Symbol des Handels, einen Stab mit zwei Schlangen, in der rechten Hand hält. Merkur gleitet ebenfalls in einem merkwürdigen Gefährt über die Wolken und den Himmel. Es wird von zwei Vögeln gezogen.

Besondere Aufmerksamkeit erregte bei den alten Völkern die Venus. Was mittelamerikanische Stämme über diesen Planeten dachten, haben wir schon im Zusammenhang mit dem Gott Quetzalcoatl und der »Höllenfahrt der Federschlange« erfahren. In der strahlenden Venus, die morgens vor Sonnenaufgang beziehungsweise abends nach Sonnenuntergang in der Dämmerung hervortritt, glaubten die Babylonier Ishtar, die Göttin der Liebe, Fruchtbarkeit und Mutterschaft, verkörpert. Die Griechen identifizierten das glänzende Gestirn, das nach Sonne und Mond scheinbar die größte Helligkeit erreicht, mit der Göttin der Schönheit und Liebe, mit Aphrodite. Ihre Geburt war seltsam. Sie entstand nämlich aus dem Glied, das Kronos seinem Vater, dem Himmelsgott Uranos, abschnitt und ins Meer warf. Aus der Männlichkeit des Uranos bildete sich weißer Schaum, dem Aphrodite, die Schaumgeborene, entstieg. Nach einer anderen Erzählung ging Aphrodite aus einer Muschel hervor – eine Überlieferung, die viele Künstler aufgegriffen und gestaltet haben. Berühmt ist »Die Geburt der Venus« des italienischen Malers Botticelli. Die Göttin steht auf diesem Bild inmitten leicht gekräuselter Wellen auf einer großen Muschel. Geflügelte Winde blasen Aphrodite-Venus an, und eine Frau reicht der Schamhaften einen Mantel. In der Inkunabel ist Venus dagegen als vornehme Dame wiedergegeben, mit einem Pfeil in der rechten und wohl einem Apfel in der linken Hand. Vor den Wolkenwagen der Göttin sind vermutlich Tauben gespannt. Mit Venus reist auch Amor, der einen Liebespfeil aus dem Köcher nimmt, um ihn wahllos zu verschießen.

Über die Sonne und ihre Bedeutung im Leben und Weltbild der alten Völker haben wir ebenfalls schon ausführlich gesprochen. Der Wiegendruck bildet sie als König mit Zepter und Reichsapfel ab. Von vier Pferden gezogen, jagt der Sonnengott auf seinem Wagen über den Himmel. Außerhalb seiner Bahn kreiste angeblich der Planet Mars, ein scheinbar unheilvoller Wandelstern. Wegen seines rötlichen Lichtes brachte man ihn mit Feuer, Krieg und Blut in Verbindung. Die Babylonier hielten ihn für den Kriegs-, Pest- und Totengott Nergal und die Griechen für Ares, der wie der römische Mars als Gott des mörderischen Kampfes galt. Dementsprechend ist er auch als schwergepanzierter Ritter mit Schild und Schwert wiedergegeben. Vor seinen Himmelswagen sind zwei wild davonstürmende Pferde gespannt.



97 Die Planetengöttin Venus auf ihrem Himmelswagen

Der folgende Planet ist Jupiter, den die Griechen Zeus nannten. In rund zwölf Jahren wandert er um die Sonne. Sein helles Licht und seine »gemessene« Bewegung forderten den Vergleich mit dem Göttervater heraus. Auch von ihm haben wir schon mehrfach gehört. Wie ein Richter oder ein abgeklärter Gelehrter ist er in der Inkunabel dargestellt, und als reifer Mann sitzt er auf dem von zwei Vögeln gezogenen Wagen. Eine kleinere Gestalt mit langen flatternden Bändern reicht ihm eine Schale. In der Mythologie war der Vater des Zeus Kronos, der nach der Entmannung des Uranos selbst die Macht ergriffen hatte, aber fürchtete, daß ihn wiederum einer seiner eigenen Söhne stürzen würde. Daher verschlang er alle seine Kinder. Doch als Zeus geboren wurde, reichte ihm die Gattin statt des Säuglings einen Stein, den Kronos verschluckte. Zeus wurde, wie wir bereits in einem anderen Zusammenhang erwähnten, in einer Höhle der Insel Kreta verborgen und entmachtete später den tyrannischen Vater. Man glaubte diesen im Saturn, dem letzten der mit bloßem Auge sichtbaren und im Altertum bekannten Planeten,



98 Planetengott Saturn

wiederzufinden. Sein fahles Licht und der etwa dreißig Jahre währende Umlauf wirkten wie das Aussehen und Verhalten eines Greises, eben eines Gottes, der durch ein jüngeres Geschlecht verdrängt worden war. Deshalb ist er in unserer Quelle auch als alter Mann in einem »Großvaterstuhl« abgebildet. Den Wagen des Gottes ziehen zwei drachenähnliche Fabelwesen. Eines der Kennzeichen des Saturn ist die Sense, das Symbol des Todes.

Die Planeten spielten zusammen mit Sonne und Mond sowie einer Reihe von Sternbildern im Glauben und Kult der alten Völker eine außerordentliche Rolle. Vor allem die Bewohner Mesopotamiens schenken ihnen große Aufmerksamkeit. Sie nahmen an, daß die Himmelskörper alles irdische Geschehen bestimmten. Eindrucksvoll kommt das in dem babylonischen »Opferschaubet zur Nacht« zum Ausdruck:

»Unruhig sind die Fürsten, heruntergelassen die Riegel,
Opferschauen sind veranstaltet.
Die sonst lärmenden Menschen sind ganz still,
Die sonst offenen Tore verriegelt.
Die Götter des Landes, die Göttinnen des Landes,
Schamasch, Sin, Adad und Ishtar
Sind eben eingetreten, um im Himmel zu schlafen;
Sie fällen keinen Rechtsspruch, entscheiden keine Streitsachen.



99 Der Planetengott
Jupiter auf seinem
Himmelswagen

Verhüllt ist die Nacht, der Palast liegt erstarrt da,
Ganz still sind die Steppen;
Der noch auf dem Wege ist, ruft den Gott an,
Und der, dem der Rechtsspruch gilt, verweilt im Schlaf.
Der Richter in Wahrhaftigkeit, der Vater der Waisen,
Schamasch trat eben in sein heiliges Gemach.
Die großen Götter der Nacht, der lichte Gibil, der Krieger Irra,
Der Bogenstern, der Jochstern, stern,
Der Stern des ›durch die Waffen Gespaltenen‹, der Schlangendrachen-
Der Wagenstern, der Ziegenstern, der Wisentstern, der Vipernstern
Mögen hereintreten; durch die Eingeweideschau, die ich anstelle,
Durch das Lamm, das ich weihe,
Gewährt mir dann Erkenntnis des Richtigen!«

Offenbar haben der faszinierende Anblick des gestirnten Himmels und das Staunen über die noch unverstandenen kosmischen Vorgänge den Anstoß zur Herausbildung solcher mythischen Vorstellungen gegeben. Natürlich lagen ihnen genaue Beobachtungen zugrunde. Ein Beweis dafür sind zum Beispiel Aufzeichnungen über die erste Sichtbarkeit des Planeten Venus am Morgen- und Abendhimmel, die sich über einen Zeitraum von einundzwanzig Jahren erstrecken und vermutlich während der Regierungszeit des Königs Ammizaduga (wahrscheinlich 1582–1562 v. u. Z.) angefertigt wur-

den. Man wußte damals schon, daß der Morgen- und Abendstern in Wirklichkeit ein und derselbe Planet ist. Zugleich verknüpfte man diese Kenntnisse über die wechselnden Stellungen des Wandelsterns, der im Text »bunte Herrin des Himmels« heißt, mit Vorgängen und Ereignissen auf der Erde.

Daß man die Venus so beachtete, hatte seinen guten Grund. Bei den Sumerern galt sie nämlich als Verkörperung der Fruchtbarkeitsgöttin Inanna, der Schwester des Sonnengottes Utu. Die Babylonier nannten sie später Ishtar und hielten sie für die Geliebte des Himmelsgottes Anu. Über die Göttin ist ein sumerischer Auferstehungsmythos erhalten, den man heute als »Inannas Gang in die Unterwelt« bezeichnet. Ein Vergleich mit dem mexikanischen Mythos von der »Höllenfahrt der Federschlange« ergibt, zu welcher unterschiedlichen Deutungen die Beobachtung desselben Planeten führen konnte, daß aber beide Mythen eines gemeinsam haben: Die Gottheit kehrt aus der Unterwelt und damit aus dem Tode zurück! In der babylonischen Fassung begleitet sie dabei der Gott Dumuzi, babylonisch Tammuz, mit wohlriechendem Öl gesalbt und festlich gekleidet. »Während des Festes dieses Vegetationsgottes wurde das Gedicht von Ischtars Höllenfahrt vorgetragen und möglicherweise auch mimisch vorgeführt, was zweifellos einer der ersten Anfänge dramatischer Darstellung in der Welt war«, meint der tschechische Gelehrte Josef Klima. Diese Hochzeit war Symbol für Fruchtbarkeit und Zeugungskraft der Natur, und sie wurde von den Stellvertretern der Gottheiten auf Erden, dem König, der Königin oder Priesterin, in einer rituellen Hochzeit nachvollzogen.

In den letzten fünf bis sechs Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung hatten die Babylonier Methoden entwickelt, mit denen sie die Stellung von Sonne, Mond und Planeten auf lange Zeit vorausberechnen konnten. Dieses babylonische Verfahren wurde von vielen Völkern übernommen. Vor allem die Astrologen machten davon regen Gebrauch. Sie glaubten, daß die Planeten während der Weltschöpfung in einem bestimmten Sternbild versammelt gewesen wären. Wenn sie dorthin zurückkehrten, sollte sich eine kosmische Katastrophe ereignen. Einer Überlieferung zufolge würde die Welt zugrunde gehen, wenn die Planeten zur Sommer Sonnenwende im Krebs zusammenkämen. Eine Sintflut drohte dagegen alles zu vernichten, wenn sich die Wandelsterne zur Wintersonnenwende im Steinbock trafen. Natürlich hat man versucht, den Zeitpunkt des allgemeinen Untergangs zu berechnen. Angeblich ergab er sich aus dem gemeinsamen Vielfachen aller Planetenumläufe, das eine Weltperiode mit Anfang und Ende umfaßte und das die Babylonier das Große Jahr nannten.

Im 6. Jahrhundert v. u. Z. scheint am Hofe der babylonischen Könige ein reges geistiges Leben geherrscht zu haben. Außer den einheimischen Astronomen und Sterndeutern hatten sich dort Meder, Perser und Griechen eingefunden, um die mesopotamischen Himmelsbeobachtungen kennenzulernen und ihre Ergebnisse zu studieren. Diese »Forschungsreisenden« verbreiteten dann das erworbene Wissen in ihren Heimatländern, so daß die babylonischen Erfahrungen und Spekulationen nach und nach zu fast allen Völkern des Altertums gelangten. Auch die Griechen nahmen vieles davon auf. Allerdings waren ihnen Weltperioden nicht unbekannt, hatte doch schon Hesiod um 700 v. u. Z. darüber geschrieben. Er erzählte von den goldenen, silbernen, ehernen, heroischen und eisernen Zeitaltern, die sich, wie ihre Namen sagen, durch immer schlechtere Verhältnisse voneinander unterschieden. Daß es in der »guten alten Zeit« besser gewesen sei als gegenwärtig, ist ja nicht erst eine Erfindung unserer Tage, sondern ein langlebiger Irrtum, der in der Sehnsucht nach einem glücklicheren Dasein wurzelt.

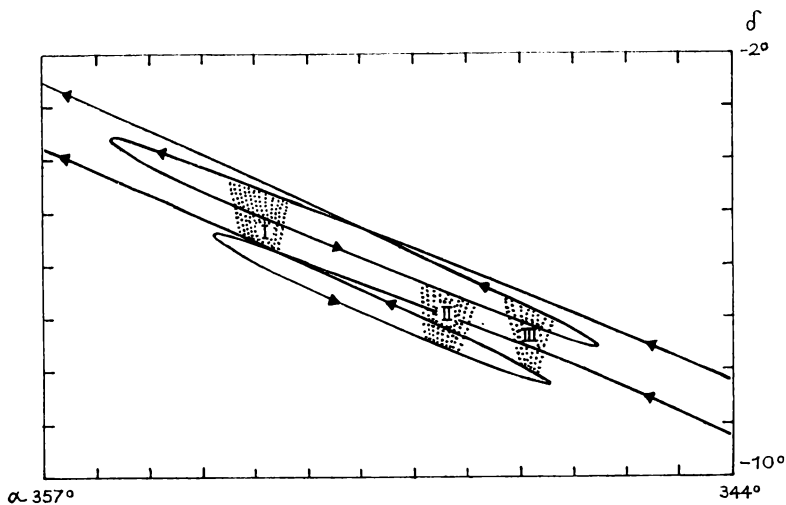
Die babylonischen Anschauungen machten sich auch Pythagoras und seine Schüler zunutze. Pythagoras, ein Mathematiker und Philosoph, soll im 6. Jahrhundert v. u. Z. sowohl in Mesopotamien wie in Ägypten gewesen sein. Aber er war nicht nur Wissenschaftler, sondern auch ein großer Mystiker, der mit Hilfe der Zahlen die Welträtsel zu lösen hoffte. Einige Aussprüche, die auf ihn oder seine Schüler zurückgehen, beweisen das: »Der Himmel ist Harmonie und Zahl. Die Zahl ist die Essenz des Ganzen. Die Dinge sind durch Nachahmung der Zahlen.« In diesem Sinne kamen den Pythagoreern und ihren Nachfolgern die babylonischen Spekulationen gerade recht. Sie übernahmen die Lehre vom Großen Jahr und bauten sie weiter aus. So sagten sie: »Die Planeten kehren zu denselben Himmelszeichen zurück, wo jeder einzelne im Anfang stand... In bestimmten Zeitläufen bringen die Planeten Verbrennung und Vernichtung der Dinge zustande; danach tritt die Welt wieder von Grund auf an dieselbe Stelle, und während sich die Sterne wiederum ähnlich drehen, wird jedes einzelne Ding... ohne Veränderung wiederhergestellt. Es wird dann wieder einen Sokrates und einen Platon geben... Alles wird ebenso und unverändert sogar bis in die kleinsten Verhältnisse bestehen.«

In diesen Worten wird die ganze Problematik des Glaubens an eine ewige Wiederkehr deutlich. Trost, Verpflichtung, Ergebenheit in das Schicksal oder Verzweiflung – alles das wurde von ihr umschlossen. Tröstlich war der Glaube, am Anfang jeder Wiederholung stehe ein Neubeginn, eine Neugründung der Welt, bei der man sich den unver-

brauchten, schöpferischen Kräften des Chaos nahe und teilhaftig währte. Diesen Aspekt haben vor allem die alten Ägypter betont. Aus diesem Glauben erwuchs auch die Verpflichtung, zur Erhaltung der von den Göttern geschaffenen Welt beizutragen und, wie mittelamerikanische Völker meinten, die Katastrophe am Ende eines Zeitabschnitts zu verhindern, aufzuhalten oder hinauszuschieben. Dafür läßt die Lehre vom Großen Jahr praktisch keinen Raum mehr. Denn die Welt geht zwangsläufig zugrunde, wenn die Planeten wieder ihre Ursprungsstellung erreicht haben. Zwar beginnt danach wieder eine neue kosmische Periode, aber sie bringt nur ein Geschehen mit sich, das dem zurückliegenden Zyklus aufs Haar gleicht. Dann werden die Reichen erneut in ihrem Besitze, die Glücklichen wieder zufrieden, die Armen im Elend und die Kranken wiederum leidend sein – eine für die meisten Menschen unerträgliche Aussicht.

Bestimmte Zusammenkünfte (Konjunktionen) der Planeten sollten zwar nicht den Weltuntergang bewirken, aber andere folgenschwere Ereignisse ankündigen. Vielleicht gehört dazu die Legende von dem wunderbaren Stern, der bei Christi Geburt erschienen sein soll und der die Magier aus dem Morgenlande (Babylonien) nach Palästina lockte. Er soll den gläubigen Juden angezeigt haben, daß der Erlöser nahe sei. Astronomisch betrachtet, könnte dieser Überlieferung eine Konjunktion von Jupiter und Saturn im Sternbild Fische zugrunde liegen, die allerdings schon im Jahre 7 v. u. Z. und nicht erst zu Beginn der Zeitrechnung stattfand. Den Saturn hielt man für den Stern der Juden und die Fische für »ihr« Sternbild. Nahm dieses nun scheinbar den Saturn auf und gesellte sich zu diesem noch der Königsstern Jupiter, dann mußte für die Juden ein wichtiges Ereignis bevorstehen. Diese aber hofften, von der Knechtschaft des Herodes und der Römer bedrückt, auf den Messias, den Befreier. Jetzt schien die Zeit der Erfüllung gekommen, die Sterne zeigten sie ja an!

Im Mai des Jahres 7 v. u. Z. standen Jupiter und Saturn am Morgenhimmel nahe beisammen. Mitte Juni rückten sie etwas voneinander ab, Ende September bis Anfang Oktober waren sie sich wieder sehr nahe, um sich dann erneut zu trennen und in der ersten Dezemberhälfte, nunmehr am Abendhimmel, zum letzten Male dicht nebeneinander zu leuchten. (Eine solche dreifache Begegnung ist ungefähr aller 260 Jahre zu beobachten. Sie war auch 1940/41 zu sehen.) Das ist das Ergebnis astronomischer Berechnungen, und damit könnte die Überlieferung des Evangelisten Matthäus von dem Wunderstern übereinstimmen. Die erste Phase der auffälligen Konjunktion hatte man sicher schon lange vorher in Mesopotamien berechnet und dann aufmerksam verfolgt. Daraufhin



100 Konjunktion von Jupiter (oben) und Saturn (unten) 7 v. u. Z. in den Fischen

begaben sich vielleicht Sterndeuter nach Jerusalem, wo sie Herodes befragte und nach Bethlehem schickte, da von dort der Messias kommen sollte. In Richtung Bethlehem standen die beiden Planeten, die gerade, als die Magier ihr Ziel erreicht hatten, am abendlichen Dezemberhimmel glänzten. Und in Bethlehem sollen sie das Kind in der Krippe gefunden haben. Daß die Konjunktion der beiden Planeten besonders beachtet wurde, beweist ihre Überlieferung auf zwei Tontafeln, von denen sich die eine in der Vorderasiatischen Abteilung der Staatlichen Museen in Berlin und die andere im Britischen Museum in London befindet.

Eine andere möglicherweise astronomisch zu erklärende Legende ist die Vision des Kaisers Konstantin, der am 28. Oktober 312 am Ponte Molle vor den Toren Roms einen glänzenden Sieg gegen seinen Rivalen Maxentius errang. Konstantin hätte geträumt, Christus wäre ihm mit einem Zeichen erschienen, das der Kaiser dann auch am Himmel erblickte, es deshalb nachbilden ließ und unter seinem Schutz den Feind vernichtend schlug. Ein Jahr später erkannte Konstantin das Christentum offiziell an. Wir wollen hier nicht näher erörtern, welche politischen und anderen Gründe ihn dazu bewogen haben mögen. Uns interessiert in erster Linie das Zeichen, das Konstantin angeblich am Himmel sah. Eine



101 Die Konjunktion 1484 und die
Ausbreitung der Syphilis. Holzschnitt von
Albrecht Dürer

Woche vor der entscheidenden Schlacht standen nämlich die Planeten Saturn, Jupiter und Mars dicht beieinander, und zusammen mit einigen hellen Sternen des Steinbocks und Adlers ergab sich am Firmament die Figur eines aufgerichteten griechischen X, dessen einer verlängerter Balken in den Buchstaben P mündete. X und P bildeten jedoch das Christusmonogramm $\chi\rho$. Vielleicht haben christlich beeinflusste Sterndeuter den Kaiser darauf nachdrücklich hingewiesen. Einige Tage danach löste sich diese Konstellation infolge der Eigenbewegung der Planeten wieder auf.

Jahrhunderte später haben vor allem die Araber den Glauben an die Wirkung der Planetenkonjunktionen weiterentwickelt und diesen unheilvollen Einfluß zugeschrieben. Solche Spekulationen wurden dann in Europa aufgegriffen. Als im Jahre 1484 Jupiter, Saturn und Mars im Sternbild Skorpion zusammenkamen, sollte dadurch die Luft verdorben und die schnelle Ausbreitung der Syphilis verursacht worden sein. Aus Amerika zurückgekehrte Spanier hatten sich nämlich in der Neuen Welt mit dieser Krankheit infiziert und diese in Europa eingeschleppt. Auf die erwähnte Konjunktion und die Syphilis spielt eine Zeichnung Albrecht Dürers an, auf der wir im oberen Drittel die Himmelssphäre mit den Tierkreisbildern, der Zahl 1484 und den Symbolen für die drei Planeten finden. Darunter ist ein Mann mit großen Geschwüren an den Beinen dargestellt. Dürer schuf diesen Holzschnitt 1496 für eine medizinische Weissagung des Ulsenius.

Eine andere vermeintlich unheilvolle Konstellation fand im Jahre 1524 statt. Damals trafen sich Jupiter, Saturn und Venus scheinbar in den Fischen. Deshalb sollte, so verkündete der Tübinger Mathematikprofessor Johannes Stöffler, eine Sintflut hereinbrechen. Ähnliche Befürchtungen wegen dieser Begegnung der drei Wandelsterne sind uns von 56 zeitgenössischen Autoren in 133 Druckschriften erhalten! Die bevorstehende Sintflut war also Thema Nummer eins. Auf einem Bild aus diesen Tagen sehen wir einen riesigen Fisch, der mit Planeten »gespickt« ist. Gewaltige Wassermassen stürzen aus dem Tier auf die entsetzten Erdbewohner herab. Rechts erkennt man Kaiser und Papst. Von links kommen Bauern, angeführt von einem Fahnenträger mit Stelzbein und Sense. Wen wundert es, daß sich bei solchen und ähnlichen Katastrophenvorwarnungen Angst und Schrecken mit Windeseile ausbreiteten und viele Menschen in die Berge flüchteten, um dort den Fluten zu entgehen. In Toulouse wurde sogar eine Arche gebaut und mit Lebensmitteln beladen. Die Kirchen waren mit betenden und Buße gelobenden Menschen überfüllt. Doch der Unglückstag ging ohne besondere Ereignisse vorüber. Dennoch hatte die befürchtete Sintflut ein groteskes Nachspiel. Bruno H. Bürgel, der »Schriftsteller-Astronom«, erzählt darüber:

»Kurfürst Joachim I., der sich selber mit Sterndeuterei beschäftigte und in einem Schloßtürmchen sogar eine Art Sternwarte besaß, hatte durch seinen hochgelahrten und hochgeschätzten Hofastrologen Johann Carion erfahren, daß sich Stöffler verrechnet habe und daß die Sintflut erst am 15. Juli 1525 zu erwarten sei. Sie werde auch nicht die ganze Erde, sondern nur die deutschen Lande und speziell das flach gelegene



102 Während der Konjunktion 1524 sollte die Sintflut hereinbrechen

Berlin-Cölln heimsuchen. Der Kurfürst befahl, diese Prophezeiung geheimzuhalten, und als am 15. Juli nachmittags eine Wolkenwand im Westen hochstieg, öffneten sich plötzlich die Schloßportale, und eine ganze Reihe von Staatskarossen raste in aller Eile dem Berliner Ararat, dem Kreuzberge zu, der ja damals noch ziemlich weit draußen vor den Toren der Stadt lag. Die kurfürstliche Familie, die hohen Beamten und die Staatskasse sollten auf der schwindelnden Höhe des genannten »Berges« in Sicherheit gebracht werden. Die guten Bürger standen starr vor Staunen ob dieses seltsamen Beginns. Als man aber später erfuhr, was die hohen Herrschaften zur Flucht veranlaßt habe, trat lähmendes Entsetzen ein und nicht geringe Wut darüber, daß die edlen Herren sich so

aus dem Staube gemacht hatten ohne Warnung für den Bürger, der sozusagen wie eine Maus ersaufen konnte und durfte. Gegen Abend kam ein kleiner Gewitterregen, und es wurde den Herren auf dem Ararat ein miniature recht ungemütlich und bänglich; als aber die Sonne wieder durch die Wolken brach, da ermannte sich der einzige Mann unter den Herrschaften, die Kurfürstin Elisabeth, und überredete ihren Gemahl zur Heimkehr, da offenbar der Weltuntergang abgesagt worden sei. Man fuhr also, von der Bürgerschaft der Schwesterstädte nicht eben freudigen Blickes begrüßt, ins Schloß zurück, und – welch seltsamer Zufall! – kurz vor der Schloßeinfahrt fuhr plötzlich der Blitz eines heraufziehenden Gewitters nieder, tötete den Reitknecht und erschlug die vier Pferde vor dem kurfürstlichen Wagen. (Nach dem Berichte des Chronisten Haftitz.) Totenbleich wankte der Kurfürst ins Schloß, wäre er doch beinahe ein Opfer seiner Furcht geworden!«

Wir könnten die Aufzählung von Konjunktionen, die ebenfalls Angst und Schrecken hervorriefen, noch weiter fortsetzen, lassen es aber bei den angeführten Beispielen bewenden. Da man den Planeten solche Macht und solchen Einfluß auf das irdische Geschehen beimaß, brauchen wir uns nicht zu wundern, daß sie auch die einzelnen Stunden des Tages beziehungsweise die Tage selbst beherrschen sollten. Die Wandelsterne haben sogar den Wochentagen ihre Namen verliehen. Der Tag des Saturn, heute unser Sonnabend, heißt im Englischen noch *saturday*. Unser Sonntag ist natürlich, wie der Sonnabend, nach der Sonne genannt (lateinisch *Solis dies*) und der Montag nach dem Mond. Dagegen verdankt der Dienstag seine Bezeichnung dem Mars (lateinisch *Martis dies*, französisch *mardi*). Die Germanen verglichen ihn mit ihrem Tyr oder Ziu (mittelhochdeutsch *ziestac* wurde zu Dienstag). Mittwoch ist eigentlich der Tag des Merkur (lateinisch *Mercurii dies*, französisch *mercredi*). Den Donnerstag nannte man ursprünglich nach Jupiter (lateinisch *Jovis dies*, französisch *jeudi*), den die Germanen mit dem hammerwerfenden Thor oder Donar identifizierten (Donars-Tag). Der Freitag (lateinisch *Veneris dies*, französisch *vendredi*) war der Venus beziehungsweise der nordischen Göttin Freia geweiht. Wie wir sehen, ist in den romanischen Sprachen die Herkunft der Wochentagsnamen noch deutlicher zu erkennen als in der deutschen Sprache.

Die sieben personifizierten Wandelsterne, die sich stündlich in ihrer Herrschaft über die Zeit ablösen, finden wir auf einem Bild aus dem Jahre 1490 wieder. Ein Engel dreht das »Planetenrad«, auf dem Merkur, Venus und Sonne nach oben steigen, während Mars gerade die höchste



103 Das Planetenrad zeigt die stündlich wechselnde Herrschaft der Wandelsterne (nach Henseling)

Stellung erreicht hat und Jupiter, Saturn und Mond nach unten sinken. Wie die Stunden und Tage sollten die Planeten aber auch die verschiedenen Lebensalter des Menschen regieren. Der Säugling und das Kleinkind standen angeblich unter dem Einfluß des sich rasch wandelnden Mondes. Knaben und Mädchen nahm dann der Merkur unter seine Fittiche, indem er Geist und Seele weckte. Den Jüngling und die junge Frau stürzte schließlich Venus in wahllose Verliebtheit und blinde Leidenschaft. Das gesetztere Alter war der Sonne untertan, die das selbständige Handeln sowie den Wunsch nach Anerkennung und gesicherter Existenz förderte. Nun folgten Ernst und Kummer, Sorgen und Krankheiten, die der Mars mit sich brachte. Weise und bedächtig ging es anschließend unter dem Patronat des Jupiters zu. Nach diesem letzten

freundlichen Schimmer des Daseins ließ der Saturn alle Lebenskräfte erlahmen und erkalten. So war jedem Alter eine ihm wesensgemäße Gottheit zugeordnet.

Die Planeten sollten auch – ähnlich wie die Tierkreisbilder – auf die verschiedenen Teile und Organe des menschlichen Körpers einwirken: die Sonne auf das Herz, das rechte Auge des Mannes und das linke der Frau, auf das Gehirn, den Bauch und die weiblichen Geschlechtsorgane. Der Merkur würde Gehirn, Zunge und Arme beeinflussen, die Venus die Wangen und Nieren, das Gesäß und die Geschlechtsorgane, der Mars das linke Ohr, die Nase und die männlichen Geschlechtsorgane, der Jupiter Lunge und Blut, der Saturn das rechte Ohr, die Knochen und Zehen.

Über das Schicksal eines Menschen hoffte man durch das Geburtshoroskop Auskunft zu erhalten. Horoskop heißt soviel wie Stundenschau. Erfinder dieser Art der Sterndeutung waren die Griechen, bei denen die Astrologie zu Beginn der 1. Jahrhunderts v. u. Z. in höchster Blüte stand. Verfolgt man die Entwicklung der Astrologie, insbesondere die des Geburtshoroskops, so stößt man auf eine Unmenge von Systemen und Schulen, die oft völlig entgegengesetzte Ansichten vertreten. Wir wollen hier nicht näher auf all den Unsinn eingehen, der sich in zahllosen astrologischen Schriften ausgebreitet hat, sondern nur einige wenige Beispiele nennen. Nach Meinung der Sterndeuter gehen von den Wandelsternen (Sonne und Mond inbegriffen) Strahlen aus, die das Neugeborene im Augenblick der Abnabelung treffen und dessen weiteres Leben, seine Entwicklung und seinen Charakter entscheidend beeinflussen. Deshalb muß für das Geburtshoroskop der Augenblick der Abnabelung angegeben werden. Der Astrologe stellt dann fest (wobei er sich heute astronomischer Jahrbücher bedient), welche Stellung zu diesem Zeitpunkt die Planeten gerade einnahmen. Davon soll sich nämlich ihre Wirkung herleiten. An dieser Behauptung wird die Haltlosigkeit astrologischer Voraussagen besonders deutlich. Scheinbar bewegen sich die Planeten, ebenso wie die Sonne, im »Gürtel« der zwölf Tierkreisbilder. In jedem Monat hält sich die Sonne in einem von ihnen auf. Die Astrologen geben in ihren Horoskopen jedoch nicht diesen Ort an, sondern eine Sonnenstellung, wie sie etwa der Zeit vor 2000 Jahren entspricht. Infolge einer kreiselartigen Bewegung der Erdachse, der sogenannten Präzession, verschiebt sich nämlich zum Beispiel der scheinbare Ort der Sonne zu Frühlingsanfang in rund 26000 Jahren einmal um den ganzen Himmelsäquator. Vor 2000 Jahren stand die Sonne zu Frühlingsbeginn im

Sternbild Widder, während wir sie heute am 21. März im Sternbild Fische finden. Die Astrologen bezeichnen den Widder aber immer noch als Frühlingssternbild, und sie verfahren bei den Horoskopen immer noch so, als hätte die genannte Verschiebung seit 2000 Jahren gar nicht stattgefunden. Mit anderen Worten: Sonne, Mond und Planeten werden in Tierkreisbilder eingetragen, in denen sie zu Beginn unserer Zeitrechnung gestanden hätten, obwohl sie gegenwärtig an einer ganz anderen Stelle zu sehen sind. Um dennoch den vermeintlichen Einfluß zu begründen, der einst von den Figuren des Tierkreises abgeleitet wurde, behaupten die Astrologen, die Wirkung des Widders gehe nicht vom gleichnamigen Sternbild aus, sondern vom »Zeichen« oder »Kraftfeld« Widder! Dessen Lage am Himmel stimme nicht mit dem betreffenden Tierkreisbild überein, entspreche aber dessen Stellung vor 2000 Jahren!

Bedeutsam wäre auch, unter welchem Winkel die Planetenstrahlen zum Geburtsort gelangen und wie sie sich mit denen anderer Planeten kreuzen. Man nennt diese Winkel Aspekte (lateinisch *aspicere* = anblicken) und schreibt ihnen günstige oder schlimme Folgen zu. Da sich jedoch die Wandelsterne relativ langsam durch den Tierkreis bewegen und sich deshalb die Aspekte nur allmählich verändern, ist der Himmel noch in zwölf Häuser untergliedert, denen man willkürlich verschiedene Bereiche des menschlichen Lebens zugeteilt hat. Als wichtigstes gilt das erste Haus, der Aszendent (von lateinisch *ascendere* = hinaufsteigen, an den Himmel gelangen). Ein im Aszendenten weilender Planet soll der »Geburtsgebieter« des Horoskops sein und wesentlichen Einfluß auf Wesen sowie Gestalt und Aussehen eines Menschen ausüben.

Vergleicht man jedoch die vermeintliche Wirkung der einzelnen Planeten miteinander, so wird auf den ersten Blick deutlich, daß die astrologischen Behauptungen vor allem vom Wesen jener Gottheiten ausgehen, die man im Altertum mit den Wandelsternen identifizierte. In einem Handbuch der Astrologie heißt es zum Beispiel:

»Die Venus macht schöne Menschen mit runden, glänzenden Augen und hübschen Gesichtern, sie haben längeren und üppigeren Haarwuchs (besonders die Frauen) und neigen mehr zu Wollust und sinnlichen Begierden. Steht die Venus günstig, so werden die von ihr beherrschten Menschen fröhlichen, heiteren Gemüts, luxusliebend, liebenswürdig, gut und gerecht, aber mehr sinnlich veranlagt sein, und in guter Beeinflussung verleiht die Venus eine schöne Gestalt und eine langwährende Schönheit.«

Ebenso klar wird die Abhängigkeit solcher »Voraussagen« von dem Charakter der alten Planetengötter bei Mars und Saturn, über deren Einflüsse eine andere astrologische Schrift berichtet:

»Mars: Naturprinzip: Motorische Energie. Biologisch-Physiologisch: Körperwärme, Muskelkraft, männliche Geschlechtsorgane und deren Funktionen. Pathologisch: Entzündungsvorgänge. Psychologisch: Energieentfaltung, Impuls, Kampfinstinkt. Soziologisch: Militär und Polizei, auch Ärzte (früher gleichbedeutend mit Chirurgen). Personifikation: Ärzte, Soldaten.«

»Saturn: Allgemeines Naturprinzip: Kälte, Zusammenziehung, Kristallisation. Biologisch-Physiologisch: Knochenbildende Prozesse. Pathologisch: Verhärtung, Entartung, Kachexie, Tod. Psychologisch: Erdgebundene Seelentendenzen, innere Widerstände und Abbaukräfte, Melancholieerzeugendes. Soziologisch: Alte, Sterbende, Grüblerische, Griesgrämige.«

Das hört sich zwar nüchtern und sachlich, ja fast »wissenschaftlich-exakt« an, ist aber bei näherem Hinsehen in seiner Herkunft doch allzu durchsichtig. Dennoch haben die verführerischen Methoden und Voraussagen der Astrologie lange Zeit sogar klar denkende Köpfe genarrt. Auch in der bildenden Kunst hat dieser »Sternenwahn« unübersehbare Spuren hinterlassen. Aufschlußreich sind die »Planetenkinderbilder« in Kalenderillustrationen, deren Tradition von der Antike bis zum Beginn der Neuzeit reicht. Aus einer Handschrift, die 1404 in Ulm entstand und die jetzt in Tübingen aufbewahrt wird, greifen wir ein solches »Planetenkinderbild« heraus, das Schicksal, Beruf und Verhalten von Menschen kennzeichnet, die unter der Regentschaft des Saturn geboren wurden. Oben im Bild sehen wir den Monatsherrscher Saturn innerhalb eines Kreises als Bauern mit Schaufel, Karst und Sichel. (Nach der römischen Mythologie war der Saturn ein alter Saatgott.) Der Kreis verdeckt halb einen Steinbock, die Verkörperung des gleichnamigen Tierkreiszeichens, das als Taghaus des Planeten galt. Links ist der Wassermann wiedergegeben – ein Mann, der aus einem Krug Wasser in einen Kübel gießt und auf diese Weise die Verbindung zwischen Himmel und Erde herstellt. Er hält drei Würfel in der linken Hand, was an den Würfelspieler des Saturnalien-Festes erinnert, das die Römer jährlich im Dezember feierten. Der Wassermann sollte das Nachthaus des Saturn sein. Noch weiter links im Bild erblickt man zwei Fische als Symbol des entsprechenden Tierkreiszeichens. Über ihnen sitzt ein König hinter seiner Geldtruhe, während ganz rechts Christus auf einem Stern steht und

einen Kelch an seine rechte Seite hält, um das Blut aus der Wunde darin aufzufangen. Saturns Schützlinge müssen auf der Erde alle mühseligen Arbeiten verrichten, die mit dem Ackerbau zusammenhängen. Sie pflügen das Feld und hacken den Boden auf. Andere kneten Teig in einem Trog, formen Brote und schieben sie in einen Backofen. Am linken unteren Bildrand erkennt man eine Frau, die am Pranger steht, denn Saturn hatte ebenfalls mit der Justiz zu tun. Daher sitzen am Feldrand auch zwei Übeltäter, deren Arme und Beine in einen Block geschlossen sind. Rechts davon hocken Raben auf einem Galgen, an dem noch die Hingerichteten hängen.

Selbst Albrecht Dürer meinte, man könne ein Bild zeichnen oder malen und einen Menschen darstellen, »dem der Saturnus oder die Venus aus den Augen herausscheint«. In der Tat liegt die »saturnische Gemütsart« einem seiner berühmtesten, aber zugleich merkwürdigsten und beklemmendsten Kupferstiche zugrunde, der »Melencolia I«. Das Werk entstand 1514, und diese Jahresangabe finden wir auch in der untersten Reihe der Zahlentafel auf dem Bild wieder. Die Tafel ist ein »magisches Quadrat«, dessen Zahlen, gleich, ob man sie nun waagrecht, senkrecht oder diagonal addiert, stets als Summe 34 ergeben. Außerdem enthält die Tafel den Todestag von Dürers Mutter, den 17. 5. 1514 (10 + 7 oder 11 + 6 den Tag, 3 + 2 den Monat, 1514 das Jahr). Im Mai 1514 war zudem der Planet der Schwermut und der grüblerischen Seelenstimmung, der Saturn, während der ganzen Nacht am Südhimmel zu sehen.

Das I im Titel des Stiches ist als Befehlsform des lateinischen Wortes *ire* = gehen gedeutet worden, so daß »Melencolia I« mit »Trübsinn, weiche!« zu übersetzen wäre. Wahrscheinlicher ist jedoch, daß mit dem I auf die Melancholie als erstes der vier Temperamente angespielt wird, die angeblich den vier »Humores« oder »Grundsäften« des Menschen zuzuschreiben sind. Die Astrologen haben die Temperamente mit jenen Planeten verbunden, deren vermeintliches Wesen mit den Grundsäften und Gemütsarten des Menschen übereinstimmen sollte. »Dem Jupiter etwa«, schreiben Panofsky und Saxl in ihrem Buch »Dürers ›Melencolia I‹«, »gehört das warme und feuchte Blut, weil er selbst als warm und feucht betrachtet wird, und dementsprechend die Leber, in der nach Ansicht der damaligen Physiologie das Blut erzeugt wird, er ist also der Planet der Sanguiniker mit ihrem leichtlebig-freundlichen, ›jovialen‹ Charakter; dem hitzig-trockenen Mars gehört aus entsprechenden Gründen die gelbe Galle und damit der Choleriker, und die mit dem schweren Element der Erde verglichene kalt-trockene schwarze Galle, die Quelle

und Signatur der Melancholie, als deren Erzeugungsort die Milz galt, gehört dem gleichfalls finsternen, schweren und trockenen, kalten Saturn – dem langsamsten und höchsten der Planeten, dem Dämon der Erdentiefe und der Schätze, des Greisenalters und des Todes.«

Die Inschrift »Melencolia I« steht auf einer Art Transparent, das eine Fledermaus durch die Lüfte trägt – nach astrologischer Ansicht ein dem Saturn verwandtes Tier. Unter ihm breitet sich eine öde Wasserfläche aus, die ebenfalls zum Saturn in Beziehung gebracht wurde. Ihm schrieb man ja verheerende Regenfälle und Überschwemmungen zu. Geheimnisvoll wölbt sich ein Regenbogen über das Firmament, das in fahles Licht getaucht ist. Es geht von einem Kometen aus – einem Unglücksstern, von dem gleichfalls »Wassernöte« herrühren sollten. Übrigens war Anfang 1514 ein Komet erschienen, den man nach Mitternacht in der Nähe des Saturn hatte beobachten können. Auf »erdgebundene Seelentendenzen, innere Widerstände und Abbaukräfte, Melancholieerzeugendes«, wie es in der erwähnten astrologischen Schrift über die Wirkung des Saturn heißt, stoßen wir bei fast allen Einzelheiten des Dürerschen Bildes. Was Verstand und Fleiß des Menschen geschaffen haben, bleibt hier ungenutzt, steht oder liegt regellos umher: Hobel, Säge und Zange, die Leiter und der Mühlstein, geometrische Körper und anderes mehr. Diese verstreuten Gegenstände symbolisieren Berufe, die dem Saturn – und damit auch dem Melancholiker – zugeordnet wurden. Es sind vor allem Werkzeuge des Baumeisters, Steinmetzen und Holzarbeiters. Inmitten des Wirrwarrs sitzt die Melancholie selbst, verkörpert durch eine schöne, geflügelte Frau, die regungslos und sinnend in unbestimmte Fernen schaut. Auf Geistesflügeln könnte sie sich kühn emporschwingen. Ihre kostbare Kleidung und der gefüllte Geldbeutel zeugen von Reichtum, der Kranz um das Haupt von Ansehen und Ehre und der Schlüsselbund von jener Macht, die alle Türen öffnet. Das alles soll Saturn seinen Günstlingen verleihen, aber die Melancholie vermag sich trotzdem nicht zur schöpferischen, gestaltenden, ordnenden Tat, zum unverzagten, frischen Zupacken aufzuraffen. Das Buch in ihrem Schoße bleibt geschlossen, der Zirkel in der Hand und die Waage an der Wand scheinen zu nichts mehr nütze. (Das Messen in Raum und Zeit galt als »saturnische Kunst«.) In bleiernen Schlaf ist der abgemagerte Hund versunken; Hunde hielt man zu Dürers Zeit für »melancholische« Geschöpfe. Denkt die personifizierte Melancholie an die letzte Lebensstunde, an die Sanduhr und Totenglocke mahnen? Hält sie alles menschliche Bemühen, das Dasein überhaupt für sinn- und zwecklos, für ein müßiges Spiel? Das

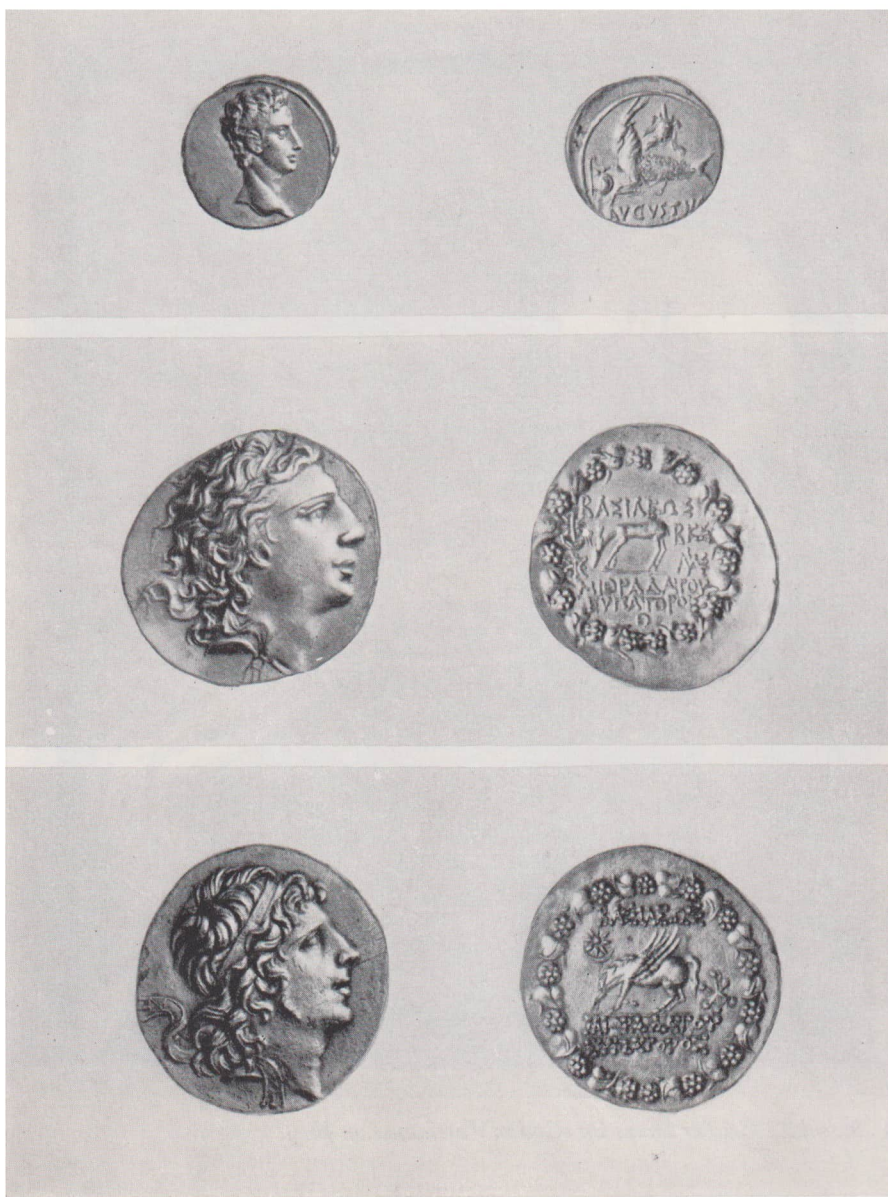
neben der Frau spielende Kind und das Zahlenquadrat an der Wand sollen wohl ein Gegengewicht zur Melancholie bilden. Das Zahlenquadrat ist ja seiner Bedeutung nach eine »mensula Jovis«, eine Jupiter-Tafel, mit der man die heilsamen und glückbringenden Kräfte des königlichen Planeten bannen wollte. Jupiter stand im Mai 1514 in Sonnennähe, dem Saturn gerade gegenüber.

Großartigen Ausdruck hat die Sterndeuterei auch in den Deckengemälden der Villa Farnesina in Rom gefunden. Sie gehörte dem Bankier Agostino Chigi, der sie von 1509–1511 von dem Architekten Baldassare Peruzzi und dem Kreis um Raffael ausschmücken ließ. Chigi war ein Mäzen der Künstler und Freund der Mächtigen seiner Zeit, betraut mit der Leitung wichtiger Staatsgeschäfte und Kirchenämter. Offenbar schrieb er sein erfolgreiches Leben nicht zuletzt der vermeintlich günstigen Stellung der Sterne in seinem Geburtshoroskop zu. Daher wurde es im Auftrage Chigis an die Decke des Gartensaaes seiner Villa gemalt. Im Mittelpunkt der Darstellung steht das Wappen des Bankiers, dem sich rechts und links die Sternbilder Großer Wagen (den zwei wilde Stiere ziehen) sowie Perseus und Pegasus anschließen. Diese Bilder werden von einem langen, rechteckigen Rahmen eingefasst, um den sich wiederum zehn rhombische Felder mit den Tierkreiszeichen und Planetengöttern ordnen. In den benachbarten spitzböigen beziehungsweise halbrunden Feldern sind weitere Sternbilder wiedergegeben. Sehen wir uns zwei der rhombischen Felder etwas näher an! In dem einen erkennen wir Jupiter mit Blitzen in der rechten Hand und daneben einen Stier, den gerade die schöne Europa besteigen will. Im Hintergrund ist ein Widder angedeutet. Einerseits finden wir hier also eine mythologische Szene, den Raub der Europa, und andererseits die astronomisch-astrologische Angabe, daß der Planet Jupiter während Chigis Geburt im Tierkreiszeichen Stier stand. Der Widder ist das benachbarte Sternbild. Das zweite rhombische Feld zeigt dagegen Skorpion und Waage und zwischen ihnen die Planetengötter Merkur und Mars. Aus der Analyse dieser Deckengemälde ist es gelungen, das Horoskop Chigis zu rekonstruieren und daraus seinen Geburtstag zu ermitteln. Es wird der 30. November 1466 gewesen sein.

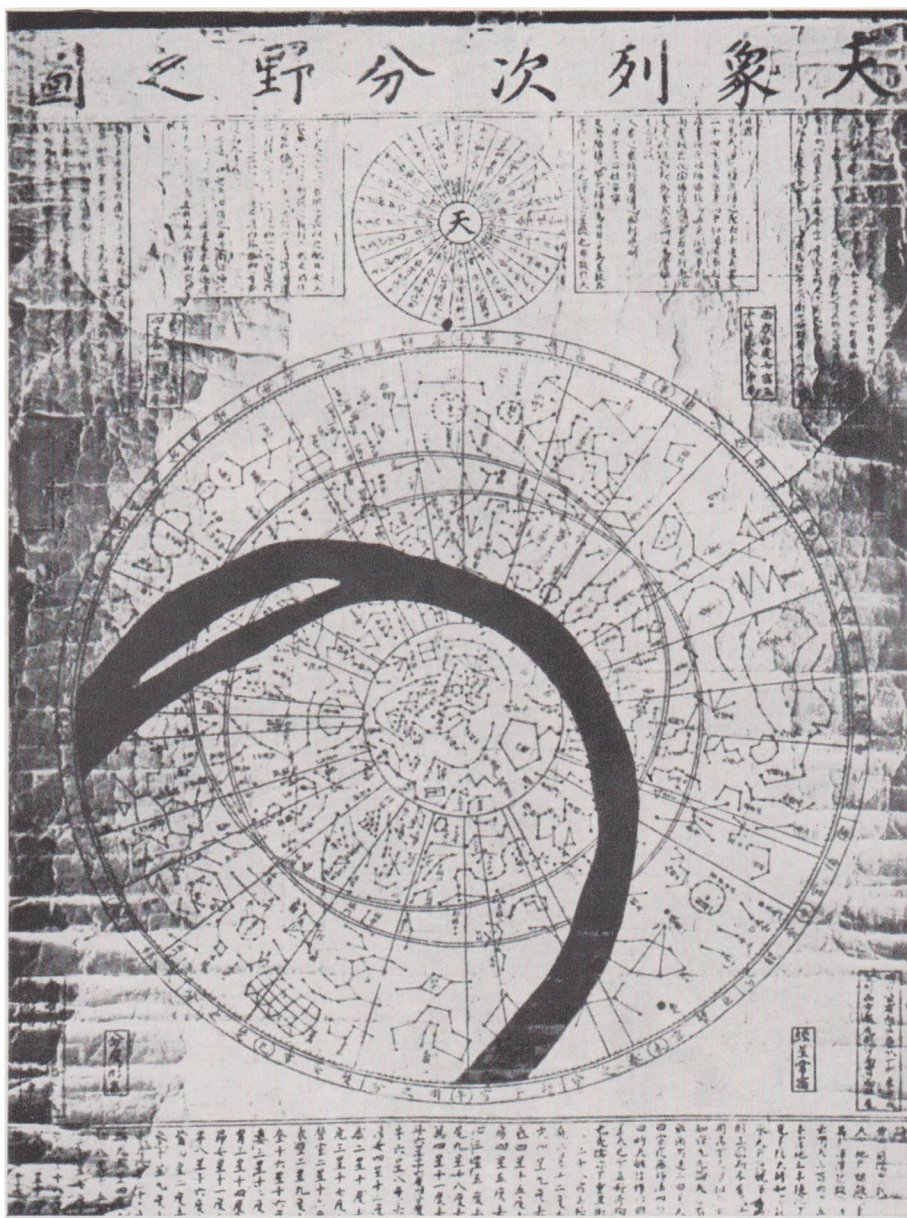
Wenn man sich in die künstlerisch vollendeten Sternbilddarstellungen in der Villa Farnesina vertieft und sich dabei das luxuriöse Leben des Weltmannes Chigi vergegenwärtigt, scheint von hier kein Weg zu jenem aufgeregten Treiben zu führen, das uns der Ethnologe Karl von den Steinen von den brasilianischen Urwaldindianern überlieferte. Und dennoch, so merkwürdig das auch klingen mag, gibt es eine Verbindung zwi-



63 Sternbild Großer Hund im »Codex Vossianus«. 9. Jb.



64-66 Sternbilder auf Münzen des Augustus und Mitbradates Eupator. Um 25 v.u.Z. und um 110 v.u.Z.



67 Eine koreanische Sternkarte aus dem Jahre 1395



68 Gesamtansicht des »Atlas Farnese«. Um 130 n.Z.



69 Der Jesuitenpater Verbiest mit seinem Sextanten und Himmelsglobus. Aus einem japanischen Druck von Utagawa Kuniyoshi. 19. Jh.



70 Arabischer Himmels-
globus von Mohammed ben
Muyid el-Ordhi aus dem
Jahre 1279

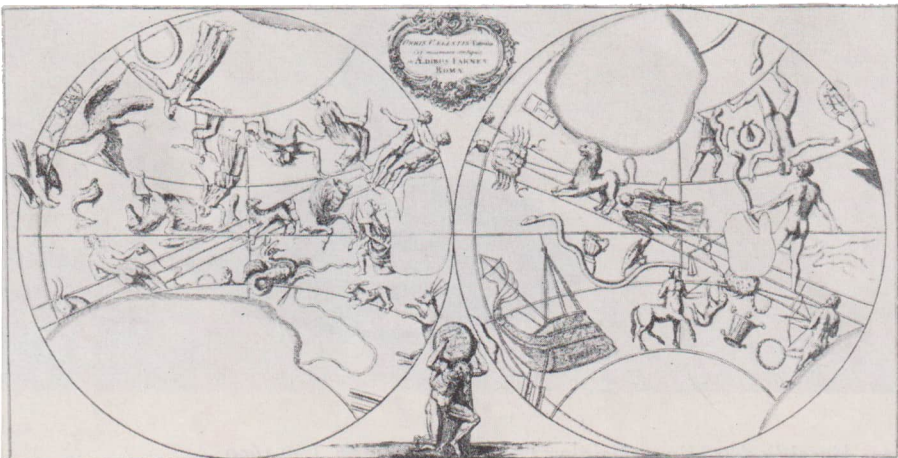
71 Figuren und Schrift auf
dem arabischen Himmels-
globus von Abbildung 70
sind kunstvoll tauschiert.
Bronze.





72 Globus zu astrologischen Zwecken von Johannes Stöfler. 1493

73 Die Sternbilder auf dem Globus des »Atlas Farnese«. Um 130 n.Z.





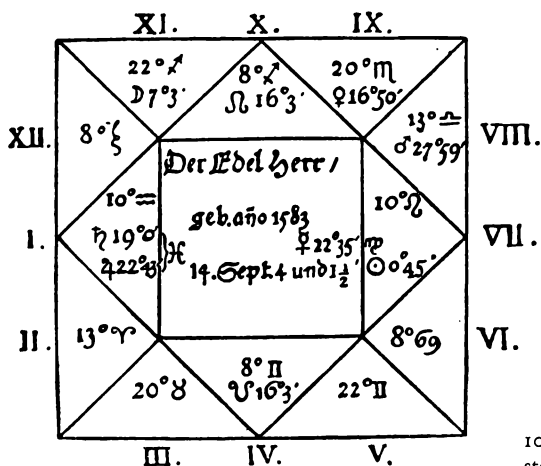
74 *Heraldischer Himmelsglobus von Erhard Weigel. Um 1690*

schen dem römischen Bankier und den südamerikanischen Indianern: Ihnen gemeinsam ist die Überzeugung, daß die Vorgänge am Himmel eine unmittelbare Auswirkung auf ihr Leben hätten und daß man diese sehr wohl erkennen könne, wenn man nur die Erscheinungen richtig deute. Hinter der Feuerkugel, die so unvermutet die Bororo erschreckte, sollte ein Zauberer stecken, der nach »Jägerfleisch« verlangte und die Ruhr in den Bauch hexte. Die Kometen sollten nach uraltem Irrglauben vielerlei Unglück mit sich bringen. Hier wurden Erscheinungen gedeutet, deren physikalische Natur gänzlich unbekannt war. Wenn Chigi und seine Zeitgenossen wähten, der verschlungene Lauf der Planeten und ihre wechselnden Stellungen zueinander würden das menschliche Leben bestimmen und Glück oder Unglück hervorrufen, so ist das ebenfalls Deutung, Sterneutung, die von falschen Voraussetzungen ausgeht und der eine physikalische Erklärung der Planetenbewegungen völlig fern liegt. Die Sterneutung aber ist eng mit dem Stern glauben verbunden, der den Himmelskörpern göttliches Wesen zuschrieb und sie zu Herrschern über Zeit und Leben erhob. Wer jedoch den »Sternenlauf« enträtseln wollte, mußte den gestirnten Himmel aufmerksam beobachten, die Sternbilder kennen und die Eigenarten der scheinbaren Sonnen-, Mond- und Planetenbewegungen studieren. Himmelsbeobachtung und Sterneutung, Astronomie und Astrologie gingen so bis zum Beginn der Neuzeit Hand in Hand. Erst dann emanzipierte sich allmählich die Astronomie und entwickelte sich zu einer modernen Naturwissenschaft.

Es ist für uns heute nur noch schwer verständlich, wie sich die Sterneutung so weit verbreiten und zeitweise einen so ungeheuren Einfluß ausüben konnte. In der Spätantike gelangte sie aus dem hellenistischen Kulturbereich zu den Persern und Indern, später in den Fernen Osten und zu den Arabern, bei denen eine umfangreiche astrologische Literatur entstand. Mitte des 12. Jahrhunderts drang die Astrologie schließlich in Europa ein, wo ihre Bedeutung bis zum 15. und 16. Jahrhundert ständig wuchs. Was sich an Katastrophen, Hungersnöten, Überschwemmungen oder sozialen, religiösen und politischen Umwälzungen auch ereignete – alles wurde auf die wechselnden Konstellationen der Planeten zurückgeführt. Man könnte annehmen, daß solche Vorstellungen und Praktiken das Mißfallen kirchlicher Instanzen erregten, die im allgemeinen den astrologischen Lehren nicht wohlgesinnt waren. Dennoch kam es kaum zu schwerwiegenden Verurteilungen der astrologischen Ketzerei. »Das hat seinen Grund vor allem darin«, meint Franz Boll, der große Erforscher der Astrologie und ihrer Geschichte, »daß der Astrolog im aus-

Horoscopium gestellet durch Ioannem Kepllerum

1608.



104 Kepler stellte Wallenstein das Horoskop

gehenden Mittelalter und in der Renaissance nicht nur für die Fürsten und Feldherrn, sondern vielfach auch für Päpste und Prälaten in Italien eine unentbehrliche Gestalt geworden ist. Er lenkte die Züge auf dem politischen Schachbrett und gab in ernsten Augenblicken im Rat die Entscheidung, er bestimmte die Stunde des Ausmarsches und Angriffs, aber auch der päpstlichen Konsistorien und der Krönung der großen Renaissancepäpste. Schiller hat das typisch Wahre sicherlich getroffen, wenn er einen Feldherrn wie Wallenstein recht eigentlich von den Sternen bis in die Einzelheiten seines Handelns beherrscht sein läßt.« In der Tat war Wallenstein, der zunächst so erfolgreiche, doch dann gestürzte Feldherr im Dreißigjährigen Krieg, der Astrologie verfallen. Er hatte keinen Geringeren als Johannes Kepler beauftragt, ihm das Horoskop zu stellen. Kepler, der als Kind seiner Zeit in manchem noch der Astrologie verhaftet war, obwohl er ihr sehr kritisch gegenüberstand, kam dem Verlangen des mächtigen und einflußreichen Mannes nach. Zwar wußte er: »Die Astrologie ist nicht wert, daß man Zeit darauf verwendet, aber die Leute stehen in dem Wahn, sie gehöre zu einem Mathematiker.« Außerdem nagte er am Hungertuche, da ihm die kaiserliche

Kasse das Gehalt nicht auszahlte. So ging auch seine »Kunst« nach Brot: »Es ist wohl die Astrologie ein närrisch Töchterlein, aber, du lieber Gott, wo wollt' ihre Mutter, die hochvernünftige Astronomie bleiben, wenn sie diese närrische Tochter nicht hätte!... Auch sind sonst den Mathematiker Einkünfte so seltsam und gering, daß die Mutter gewißlich Hunger leiden würde, wenn die Tochter nichts erwürbe.« Das Horoskop für den Feldherrn traf jedoch, wie nicht anders zu erwarten, völlig daneben. Kepler sagte nämlich Wallenstein für dessen 20., 39./40. und 69./70. Lebensjahr Todesgefahr voraus. Zwischen dem 47. und 52. Jahr sollte er dagegen »an Gütern, Autorität und Ansehen trefflich« zunehmen. Aber Wallenstein wurde im 51. Lebensjahr in Eger ermordet!

Nach dem großen Aufschwung im 15. und 16. Jahrhundert hatte die Astrologie ihren Höhepunkt überschritten. Von da an ging es mit ihr sichtlich bergab. Der Sieg des heliozentrischen Weltbildes und die rasche Erweiterung der naturwissenschaftlich-astronomischen Kenntnisse entzogen ihr den Boden und entlarvten sie als das, was sie wirklich war: als Aberglauben. Auch die neuentdeckten Planeten Uranus, Neptun und Pluto sprengten das alte astrologische Lehrgebäude. Am Ende des vergangenen Jahrhunderts schien die Sterndeutung endgültig tot zu sein. Doch dann geschah das kaum Glaubliche: Im Gefolge der sozialen und politischen Widersprüche unseres Jahrhunderts erlebte sie in den kapitalistischen Ländern einen ungeahnten Aufschwung. Während sie in den sozialistischen Staaten verboten ist, veröffentlicht eine gewinnsüchtige kapitalistische Presse regelmäßig Horoskope und astrologische »Vorausagen«, die sicher nicht wenige Leser beeinflussen. Die Gefahren durch Irreführung, Manipulation und Fehlentscheidungen liegen auf der Hand. Die mahnenden Worte Franz Bolls aus dem Jahre 1920 sind deshalb noch heute aktuell:

»Muß ich etwa zu mir sagen: »Incedis per ignes suppositos cineri doloso (Du schreitest durch Flammen, die unter der trügerischen Asche lauern)?« Man könnte manchmal erschrecken vor der unausrottbaren Torheit der Menschen, wenn man in so vielen Zeitungen die Ankündigung der modernen Sterndeuter liest, die skrupellos auf die Unklarheit oder dumpfe Neugier der Leser rechnen... Es scheint, als strebe viel von diesen Dingen, was tot und begraben schien, gleich abgeschiedenen Seelen wieder zum Lichte empor und finde seine Anhänger und Fürsprecher aus den verschiedensten Motiven: gewiß vielfach aus gutgläubiger Beschränktheit, die von der Leistung einer Kartenschlägerin nicht minder erbaut sein wird; dazu auch aus jener heute recht verbreiteten unver-

ständigen Abwendung von der Wissenschaft und ihrer unerbittlichen und lästigen Frage nach den zureichenden Gründen... Aber auch ein zum Teil religiöses, zum Teil künstlerisches Gefühl spricht mit, das sich hier... irgendwie angeregt und erhoben fühlt und darüber nach den geschichtlichen und natürlichen Grundlagen seiner Phantasien zu fragen vergißt.«

IX. Milchstraße und Tierkreis am Himmelsmantel

Wenn die Römer einen erfolgreichen Feldherrn besonders ehren wollten, veranstalteten sie für ihn einen Triumphzug, an dem auch das siegreiche Heer teilnahm. Vor den Toren der Stadt, auf dem Marsfeld, formierte sich der Zug. An seiner Spitze schritten die Mitglieder des Senats und Magistrats. Hinter ihnen trug man die erbeuteten Schätze, denen die Anführer der gefangenen Feinde folgten. Der Triumphator selbst stand auf einem Prunkwagen, vor den vier weiße Rosse gespannt waren. Im Gesicht blutrot bemalt, mit einem Lorbeerkranz geschmückt, das adlergekrönte, schlangenumwundene Elfenbeinzepter des Gottes Jupiter in der Hand, fuhr der Feldherr zum Forum Romanum und dann zum Capitol hinauf. Dort weihte er seinen Kranz, brachte ein Dankopfer dar und verteilte Geschenke.

Während seines Triumphzuges durfte der Sieger zwei Gewänder tragen, die man ihm zu Ehren aus dem Tempelschatz Jupiters genommen hatte: eine golddurchwirkte Tunika und eine sternbesetzte Toga, das symbolische Kleid des Himmelsgottes. (Wir erinnern uns, daß man ja den Himmel selbst personifizierte und als Gottheit ansah. Ihr Gewand schmückten die Sterne.) Solche Stern- oder Weltenmäntel sind auch von anderen Völkern bekannt. In der Antike war es allgemeiner Brauch, Sonnen- und Himmelsgötter in ein Sternkleid zu hüllen. Marduk, zum Beispiel, den Stadtgott von Babylon, hatte man damit ebenso versehen wie die Göttinnen Isis und Venus oder Mithras, den Stiertöter. Spätere christliche Künstler wollten auf das symbolträchtige Gewand ebenfalls nicht verzichten; daher stellten sie mitunter Maria, Christus oder Heilige in Sternmänteln dar. Daß sich Kaiser und Könige solche Kleidungsstücke anfertigen ließen, ist nicht verwunderlich. Sie glaubten, das Sternengewand würde ihnen göttliche Weihe verleihen und ihre Macht sichern. In diesem Sinne übernahmen es byzantinische Kaiser sowie deutsche, französische und englische Herrscher des Mittelalters. Sogar die Chinesen kannten den Sternmantel, wie aus einem Gedicht hervorgeht, das Friedrich Rückert übersetzt hat:

»Den Kaiser sah ich beim Opfer stehn
Im priesterlichen Geschmeide.



105 Marduk, der Stadtgott Babylons, im Sternkleid (nach Jeremias)

Ich habe die ganze Welt gesch'n
 In unsres Kaisers Kleide.
 Goldgestickt die Sonne zur rechten Hand
 Und silbern der Mond zur linken,
 Das weite, himmelblaue Gewand
 Besät mit Sterneblinken.«

Ein prachtvoller Sternmantel, der einst Heinrich II. (1002–1024) gehörte, wird jetzt im Domschatz zu Bamberg aufbewahrt. Das kostbare, halb-kreisförmige Gewand besitzt einen Durchmesser von 297 Zentimetern und eine Rückenhöhe von 154 Zentimetern. In seinen Bildern sind christliche und antike Symbole miteinander verschmolzen. Das Mittelfeld zeigt neun symmetrisch angeordnete Figuren: Im Zentrum steht Christus als Weltenherrscher, flankiert von Alpha und Omega, den Zeichen für Anfang und Ende. Darunter befinden sich, jeweils mit drei Flügelpaaren versehen, die Engel Cherub und Seraph und unter ihnen Maria mit Johannes dem Täufer. Maria ist als Stella Maris, als Meerstern (Polarstern) dargestellt, der von den Seefahrern als Verkörperung Marias verehrt wurde. Über Christus sehen wir zwei Bischöfe mit Buch und Kugel. Außerdem sind auf dem Mantel Sonne und Mond als Götter Sol

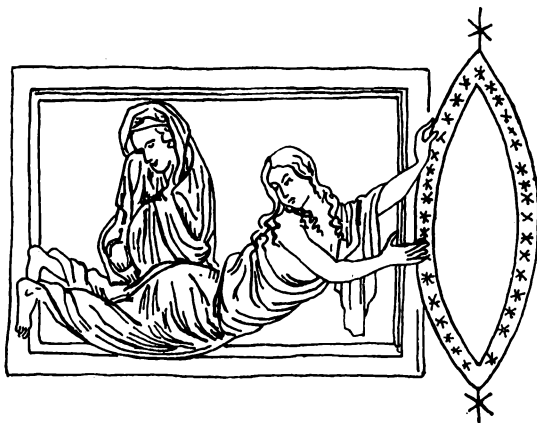
und Luna, zwei Himmelshälften mit Sternfiguren, die Bilder nördlich des Tierkreises sowie dieser selbst wiedergegeben. Dazwischen sind zahlreiche Medaillons mit Brustbildern und Evangelistensymbolen verteilt. Heinrich erhielt den Sternmantel von Ismael, dem Herzog von Apulien, der den Kaiser um Hilfe gegen Byzanz anflehte. In den Mantel ließ Ismael in lateinischer Sprache sticken: »Zierde Europas, Kaiser Heinrich, Glück sei mit Dir. Der Herrscher, der in Ewigkeit regiert, möge Dein Reich mehren.« Ursprünglich bestand das Gewand aus purpurvioletter Seide. Als man den Mantel 1502/03 erneuerte, schnitt man alle Stickereien heraus und nähte sie auf blauen Seidendamast mit Granatapfelmuster.

Der Himmels- oder Weltenmantel, den der Kaiser trug, hatte also eine alte Tradition, die erst allmählich ins Profane und Weltliche führte – eine Entwicklung, die praktisch auf alle mythischen Vorstellungen und Überlieferungen zutrifft. Am Himmelskleid der Gottheit, so glaubte man, würde sich alles abspielen, was wir bisher kennenlernten: An ihm sollte sich der Mond wandeln, die Sonne ihre Bahn als Jüngling, Mann und Greis ziehen, sollten die Planeten den Menschen das Schicksal verkünden und die Sternbilder befestigt sein. Quer über den Weltenmantel lief scheinbar auch das merkwürdige Band der Milchstraße, das in unseren Breiten in Spätsommer- und Frühherbstnächten am besten zu sehen ist. Über dem Nordhorizont tritt es nur schwach hervor; im Zenit dagegen funkelt es wie mit Diamantstaub besetzt, und auch nach Süden zu, wo es sich in buchtenreiche Ströme verzweigt, hebt es sich kräftig vom dunklen Firmament ab. Noch wesentlich heller und auffälliger zeigt sich die Milchstraße an der südlichen Himmelskugel, die wir von unserer geographischen Breite aus leider nur zu einem kleinen Teil sehen können. Anton Pannekoek, ein holländischer Astronom, hat den Anblick der Milchstraße am Südhimmel eindrucksvoll beschrieben. Wenn er ihren Lauf durch die Sternbilder verfolgte, mußte selbst der nüchterne Fachgelehrte »mitunter die Aufmerksamkeit, die sich in dem wunderbaren Anblick zu verlieren drohte, fast gewaltsam in den geordneten Bahnen des regelmäßigen Fortarbeitens« halten. »Da konnte es geschehen, daß die Lichtströme neben den dunklen Schatten Tiefe gewannen und vom Monde sanft beleuchtete, bizarr getürmte Marmorsäulen und groteske, mit Sternedelsteinen bespickte Götzenbilder vortäuschten. Oft bekamen beim Beobachten die dunklen Formen eine Körperlichkeit, als seien sie schwarze Gegenstände, die die Lichtmassen beiseite drängen, oder durch den Wind zerrissene schwarze Fetzen, die vor den Lichtwolken schweben.«

Es überrascht nicht, daß dieses funkelnde Sternband zu vielen mythischen Deutungen anregte. Die Javaner glaubten, in den hellen und dunklen Regionen der Milchstraße verkörpere sich der Riese Bhima. Südamerikanische Indianer hielten die Milchstraße für einen hohlen, am Boden liegenden Baum, auf dem die Geister während großer Feste trommeln. Auch bestimmte Tiere sollte man in ihr erkennen können, oder sie war der Fluchtweg für Tiere, die vor den Nachstellungen der Menschen an das Firmament flohen. Häufig galt die Milchstraße als ein Weg, eine Straße oder ein Fluß. In einem altfranzösischen »Hirtenkalender« aus dem Jahre 1491 wird die Milchstraße als der Weg zum heiligen Jakobus bezeichnet. Nach einer Mythe der Buschmänner entstand die »Sternstraße«, als ein Mädchen glühende Asche über den Himmel streute, damit die fernen Jäger den Heimweg fanden. Griechischen Dichtern verkörperte das glitzernde Band einen ehemaligen Sonnenweg, auf dem noch die Funken des vorübergesausten Sonnenwagens glänzen. Ebenfalls aus der Antike stammt die Vorstellung, daß die Seelen der Verstorbenen auf der Milchstraße zu den Gefilden der Götter gelangen. Diese Annahme liegt noch manchen Bildern in Handschriften des Mittelalters zugrunde, in denen zum Beispiel weibliche Gestalten dargestellt sind, von denen die eine, die ihr Gesicht verhüllt hat, von der anderen, schwebenden getragen wird. Die schwebende Figur symbolisiert einen Genius, der die Seele in den Himmel bringt und einen Reifen als Sinnbild für die Milchstraße in der Hand hält.

Seinen noch heute gebräuchlichen Namen erhielt das Sternband nach einer griechischen Mythe, die von einem amourösen Abenteuer des Göttervaters Zeus berichtet. Er hatte sich nach Theben begeben, um dort die hübsche Alkmene zu täuschen und ihr in Gestalt ihres Gatten Amphitryon beizuwohnen. Mit Alkmene zeugte Zeus den Herakles, den man heimlich der schlafenden Göttermutter Hera an die Brust legte, damit er durch deren Milch unsterblich würde. Herakles trank jedoch in so vollen Zügen, daß die Göttin erwachte und den Säugling zornig sich stieß. Dabei verspritzte die Milch und floß um den Himmel. Ihre breite Spur sollte die Milchstraße sein! (Der astronomische Fachbegriff *Galaxis* ist von dem griechischen Wort »gala« = die Milch abgeleitet.) Wir können diese mythische Entstehung der Milchstraße in einem Gemälde des Venezianers Tintoretto aus dem Jahre 1575 bewundern.

Gegenüber solchen Vorstellungen bedeutete es einen gewaltigen Schritt vorwärts, als im 5. Jahrhundert v. u. Z. der griechische Philosoph Demokrit erklärte, die Milchstraße sei eine Anhäufung zahlloser, weit ent-



106 Ein Genius
bringt die Seele
des Verstorbenen
in die Milchstraße
(nach Thiele)

fernter Sterne. Er gewann diese richtige Erkenntnis aus der Lehre von den Atomen, die ihn zu der Schlußfolgerung führte, daß der Raum grenzenlos und die Zahl der Sonnen und Planeten unendlich sei. Im 1. Jahrhundert u. Z. vertrat auch der Römer Lukrez in seinem Lehrgedicht »Das Wesen des Weltalls« diese Ansicht:

»Wenn sich ins Endlose dehnt nach allen Seiten der Weltraum
Und in unzählbarer Zahl und in allen Gestalten die Keime
Schwärmen umher im Fluge, von ewiger Unrast getrieben:
Ist's im geringsten da noch wahrscheinlich zu heißen, nur dieser
Erdkreis habe sich rings, nur dieser Himmel gebildet,
Nichts geschaffen darüber hinaus die Fülle des Urstoffs?«

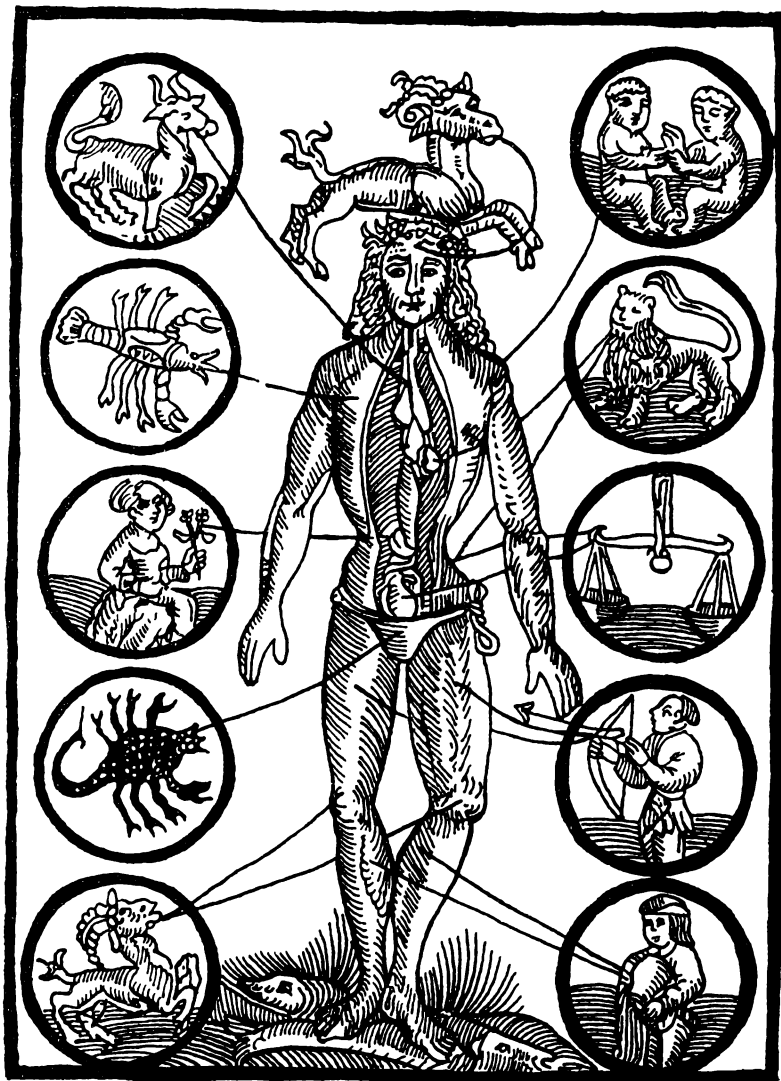
Bestimmte Gebiete am Weltenmantel, dem vermeintlichen Kleid der Himmelsgottheit, schienen den alten Völkern durch merkwürdige Vorgänge besonders beachtenswert. Da war vor allem jener Gürtel, in dem sich Sonne, Mond und Planeten über das Firmament bewegten. In Mesopotamien hieß dieser Bezirk »Himmelsdamm«, weil man annahm, daß der Gott Marduk bei der Erschaffung des Himmels inmitten der »oberirdischen« Flut einen festen Damm als Wohnung für die Götter aufgeschüttet hätte. Von hier aus sollte die heilige Dreieit Sonne, Mond und Venus (Sin, Schamasch und Ishtar) regieren. Auf diesem »Himmelsdamm« hat man wohl schon vor fünf- bis sechstausend Jahren die Sternbilder Steinbock, Stier, Skorpion und Löwe »angesiedelt« und mit dem



107 Sternbilder auf fünftausendjährigen Siegelzylindern (nach Hartner)

scheinbaren jährlichen Sonnenweg in Verbindung gebracht. Wenn damals der Steinbock im Morgengrauen am Osthimmel auftauchte, kündigte er die Wintersonnenwende an. Der Frühaufgang des Stieres kennzeichnete den Frühlingsbeginn, der des Löwen den Sommeranfang und der des Skorpions den nahenden Herbst. Hinweise auf solche Erkenntnisse finden wir auf vorderasiatischen Siegelzylindern. Hier sind Steinbock, Stier und Skorpion als seltsame Mischwesen mit doppeltem Kopf und menschlichem Körper dargestellt. Nur der Löwe ist naturgetreu abgebildet. Über den Himmeltieren sind rosettenähnliche Gebilde zu sehen, die die Gestirne symbolisieren. Der Baum neben dem Stier könnte den Weltbaum wiedergeben, an dem die Sterne auf- und absteigen. Als Punkte sind sie unter dem Stamm in einem Halbkreis angeordnet.

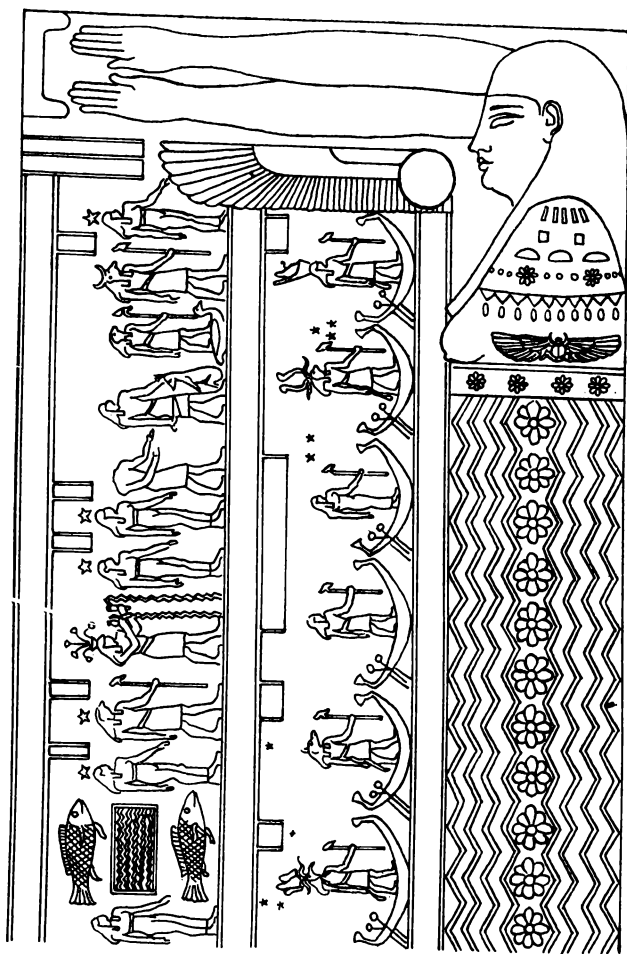
Einige Sternbilder des scheinbaren Sonnenweges findet man auch auf babylonischen Grenzsteinen aus dem 2. Jahrtausend v. u. Z. Diese Steine galten wohl als Schwurzeugen für Verträge und Grenzziehungen, und ihre Sternfiguren sollten jene mit Strafe bedrohen, die vertragsbrüchig wurden. Den vollständigen Sonnenlauf durch die Himmelsbilder haben die Bewohner Mesopotamiens aber erst im Laufe vieler Jahrhunderte erkundet. Bei den Griechen ist er dagegen seit der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts v. u. Z. ohne erkennbare Vorstufen nachweisbar. (Die Waage ist allerdings erst im 3. Jahrhundert v. u. Z. dazugekommen.) Sicher liegt hier fremder Einfluß vor, und in der Tat sind die Namen der meisten griechischen Sternfiguren, die die Sonne scheinbar durchläuft, Übersetzungen aus dem Babylonischen. Zum Zodiakus oder Tierkreis, wie man den Sonnenweg nennt, zählen nach griechischem Vorbild: Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Waage, Skorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann und Fische. Wie wir schon im Kapitel über die Planeten erwähnten, haben die Astrologen den Zodiakus in ihre phanta-



108 Das »Aderlaßmännlein« und die zwölf Tierkreisbilder (nach Bürgel)

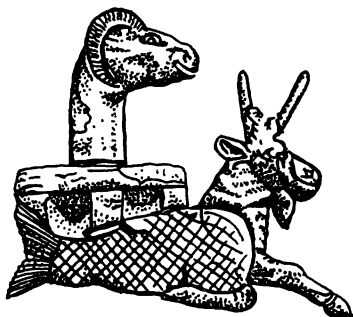
stischen Spekulationen einbezogen. Nach astrologischer Lehre sollen sich die zwölf Tierkreisbilder, ähnlich wie die Planeten, auf die verschiedenen menschlichen Körperteile und Organe auswirken. Angeblich beeinflusst der Widder den Kopf und der Stier den Hals, die Zwillinge die Atmungsorgane sowie die oberen Extremitäten; der Krebs ist verantwortlich für Leiden in Magen und Brust, der Löwe für Herz und Rücken, die Jungfrau für Magen und Darm, die Waage für die Nieren, der Skorpion für Sexualorgane, Blase und After, der Schütze für die Schenkel, der Steinbock für die Knie und der Wassermann für die Waden, während die Fische für die Füße zuständig sind. Steht die Sonne in einem der genannten Tierkreiszeichen, so darf man an dem entsprechenden Körperteil nicht zur Ader lassen. Wir finden diesen Aberglauben in vielen alten Kalendern wieder, in denen der »Laßmann« mit den zwölf Sternbildern des Sonnenweges dargestellt ist.

Von den Babyloniern und Griechen gelangte der Tierkreis auch zu den Ägyptern, die bis zu dieser Zeit zwar Schilderungen und Bilder des täglichen Sonnenweges kannten, aber keine Darstellung des Jahresweges der Sonne durch die Sternfiguren. Erst unter dem Einfluß übernommener astrologischer Vorstellungen ist der Zodiakus in Ägypten wiedergegeben worden. Astrologische Lehren waren von Mesopotamien zunächst nach Griechenland gekommen, wo sie vor allem der babylonische Priester Berossos verbreitete, der auf der Insel Kos eine Schule für Sterndeuter gründete und um 280 v. u. Z. »Die Offenbarung des Bel« verfaßte – ein Buch, das viel gelesen und zitiert wurde. Etwa zu dieser Zeit müssen ägyptische Priester die babylonische Astrologie ebenfalls studiert und mit ihrem eigenen Stern glauben verschmolzen haben. In ihm spielten sechsunddreißig Sterngruppen und Einzelsterne eine Rolle, die man ursprünglich südlich der scheinbaren Sonnenbahn lokalisiert hatte und in ihrer Gesamtheit »Widder« oder einfach »Sterne« nannte. Einzeln hießen sie zum Beispiel Krugständer, Kelter, Schaf oder Vogel. Durch Beobachtung des Höchststandes beziehungsweise des Auf- und Untergangs der sechsunddreißig Widder ermittelte man die Zeit während der Nacht und stellte außerdem fest, wie weit das Jahr schon vorgerückt war. Im Mittleren Reich schrieb man die Namen der Widder auf die Innenseite von Sargdeckeln, und im Neuen Reich malte man sie an die Wände von Königsgräbern. Sie sollten dem Toten die Zeit angeben, seine Seele aber auch schützen und sie als Stern unter die anderen Sterne aufnehmen. Allmählich wurden die profanen Einzelnamen der Widder durch die von Gottheiten abgelöst und verdrängt. In Zusammenhang damit wan-



109 Aus-
schnitt aus dem
rechteckigen
Tierkreisbild
von Dendera
(nach Boll)

delten sie sich von Zeitsternen zu Göttern, denen man die Herrschaft über das kosmische und irdische Geschehen zuschrieb. Griechische Astrologen bezeichneten die Widder schließlich als »Dekane« (»dekanos« bedeutet Befehlshaber über zehn Leute) und ordneten jedem Dekan auf dem Großkreis des scheinbaren Sonnenweges, der Ekliptik, ein Bogenstück von zehn Grad zu. Das war für die Astrologen, die nun die Dekane mit für ihre »Voraussagen« benutzten, von großem Vorteil. An



110 Vergleich zwischen frühbabylonischen (links) und spätägyptischen Tierkreis-
bildern (rechts) (nach Waerden)

einem Globus konnten sie leicht ablesen, welche Lage ein bestimmtes Ekliptikstück zum Horizont einnahm, und die gleiche Feststellung vermochten sie jetzt ohne Mühe für die Dekane zu treffen.

Wie diese mit dem babylonisch-griechischen Tierkreis in Verbindung gebracht wurden, lehren uns die berühmten Himmelsdarstellungen aus dem Hahtor-Tempel der oberägyptischen Stadt Dendera. In der Vorhalle des Heiligtums, das aus dem 1. Jahrhundert v. u. Z. stammt, ist während der ersten Regierungsjahre des Kaisers Nero (54–68 u. Z.) die Himmelsgöttin Nut abgebildet worden, und zwar einmal mit den Tierkreiszeichen Löwe bis Steinbock und zum andern mit denen von Wassermann bis Krebs (der hier als Käfer erscheint). Unterhalb der Tierkreisbilder fahren die Dekane in ihren Booten über den himmlischen Ozean. Zu den Dekanen gehört der Gott Osiris, der den Kopf nach seiner Schwestergattin Isis zurückwendet. Sie ist hier als liegende Kuh wiedergegeben.

Im Innern des Tempels befand sich an der Decke des Osiris-Zimmers ein rundes Himmelsbild (in der Vorhalle ist es rechteckig), das vermutlich zwischen 14 und 37 u. Z. nach griechischem Vorbild gemalt wurde. (Es ist von der Decke gelöst und in den Louvre gebracht worden.) Vier menschengestaltige Göttinnen und acht falkengestaltige Gottheiten halten das runde Firmament in der Schwebe. In der Mitte der Scheibe, die das Gebiet um den Himmelsnordpol symbolisiert, erblicken wir altägyptische Sternbilder, darunter einen Stierschenkel (den Großen Wagen!) und eine Nilpferdgöttin. Sie werden vom Zodiakus umgeben. Mindestens drei seiner Figuren, Schütze, Steinbock und Wassermann, scheinen direkt aus Mesopotamien entlehnt zu sein. Alle drei finden sich nämlich schon auf babylonischen Grenzsteinen des 2. Jahrtausends v. u. Z., und zwar in einer Gestalt, die fast genau den Bildern in Dendera entspricht. Hier wie dort ist der Schütze ein Mischwesen mit menschlichem Oberkörper und geflügeltem Pferdeleib. Er besitzt zwei Köpfe: der nach vorn gerichtete ist ein bärtiger Männerkopf mit spitzer Mütze, der angesetzte hintere dagegen ein Hundekopf. Außerdem hat der Schütze, der in lebhafter Bewegung seinen Bogen spannt, zwei Schwänze: den eines Pferdes und den eines Skorpions. Der »Steinbock« ist gleichfalls ein Mischwesen, halb Ziege, halb Fisch; der babylonische und der ägyptische Wassermann (der Nilgott) gießen Gefäße aus.

Die beiden Tierkreise von Dendera sind nicht nur unter astrologischem Einfluß entstanden, sie stellen auch einen kleinen Lehrgang der Sterndeutung dar. Auf beiden sind die im Altertum bekannten fünf Planeten als menschengestaltige Götter wiedergegeben. Im rechteckigen



111 Ausschnitt aus der »Tabula Bianchini«

Zodiakus steht jeder Planet in zwei Tierkreiszeichen (seinen Häusern), im runden dagegen etwa dort, wo er seine größte Wirksamkeit entfalten soll. Merkur findet sich zwischen Löwe und Jungfrau, der rinderköpfige Saturn zwischen dieser und der Waage, der falkenköpfige Mars über dem Steinbock (Ziegenfisch), die Venus zwischen dem Wassermann und den Fischen, der falkenköpfige Jupiter zwischen den Zwillingen und dem Krebs. Am Rande des Rundbildes sehen wir schließlich die sechsund-dreißig Dekane, aber nicht in Barken, sondern stehend, sitzend oder kniend. Zu ihnen gehören ein Knabe auf der Lotosblüte, Affen und Schlangen sowie menschenähnliche Gestalten mit Falken-, Schlangen- und Schakalkopf. Mit den verschiedenen Sternfiguren, insbesondere den Tierkreisbildern und den Dekanen, wollte man ein Himmelsbild vermitteln, das alle entscheidenden Aspekte und Schicksalsfaktoren vereinigte.

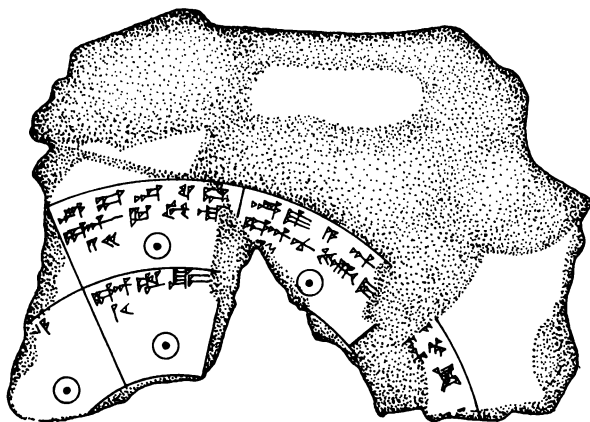
Mit dem Zodiakus und den Dekanen sind auch noch zwölf Tiere verbunden, von denen die meisten in der altägyptischen Religion eine

beträchtliche Rolle spielten: Katze, Hund, Schlange, Käfer, Esel, Löwe, Bock, Stier, Falke, Affe, Ibis, Krokodil. Sie symbolisierten die zwölf Zeiteinheiten eines Zyklus, der jeweils zwölf Doppelstunden, Tage, Monate und Jahre umfaßte. Man nannte ihn in der astrologischen Literatur Dodekaoros (nach dem griechischen Wort »dodeka« = zwölf). Die Dodekaoros-Tiere wurden gleichfalls als Sternbilder an den Himmel versetzt, und zwar in die Ekliptik (die Katze in das Gebiet des Widders, der Hund in das des Stiers usw.). In die scheinbare Sonnenbahn wurden also sowohl der babylonisch-griechische Tierkreis als auch die Dekane und die Dodekaoros-Tiere eingeordnet. Sie alle waren auf einer in Bruchstücken erhaltenen Marmortafel aus dem 2. Jahrhundert v. u. Z. dargestellt, die 1705 auf dem Aventin in Rom entdeckt wurde. Da sie ein Veroneser Sprachwissenschaftler und Astronom als erster untersuchte und beschrieb, nannte man sie ihm zu Ehren *Tabula Bianchini*. Unser Foto zeigt ihre Bruchstücke zum Quadrat ergänzt und mit einer erklärenden Inschrift versehen. Ursprünglich befanden sich in den Ecken die vier personifizierten Hauptwinde, von denen aber nur noch der Ostwind zu sehen ist. Vier konzentrische Kreise werden auf der Tafel durch radiale Linien in zwölf gleichgroße Segmente gegliedert. Im Mittelfeld sind der Drache sowie der Große und der Kleine Bär wiedergegeben, also die Sternbilder um den Himmelsnordpol. Um das Mittelfeld waren die zwölf Dodekaoros-Tiere gruppiert. Ihnen folgten zwei Kreise mit den babylonisch-griechischen Zodiakus-Figuren und im äußersten Kreis die sechsunddreißig Dekane. Der erste Dekan trägt bemerkenswerterweise eine Doppelaxt, ein Kultgerät, das wir schon im Zusammenhang mit Mond und Stier erwähnten. Über jedem Dekan ist die Büste eines Planeten dargestellt. Auf der *Tabula Bianchini* wurden demnach, wie auf den Tierkreisen von Dendera, die wichtigsten astrologischen Schicksalsmächte miteinander verbunden.

Ägyptische und babylonische Sternfiguren am »Kleide« der Himmels-gottheit faßte man in der Spätantike unter dem Begriff »*Sphaera barbarica*«, Himmelsbild der Barbaren, zusammen. Ein gewisser Teukros, über den sonst nichts weiter bekannt ist, hat vermutlich im 1. Jahrhundert u. Z. die *Sphaera barbarica* mit dem griechischen Sternhimmel zu astrologischen Zwecken vereint. Seine Beschreibung und Erläuterung der verschiedenen Sphären hat dann eine erstaunliche Wanderung angetreten, die uns vieles über kulturelle Verbindungen zwischen den Völkern verrät. Aus dem Kreis der griechisch-ägyptisch-römischen Mischkultur kamen die Teukros-Handschriften nach Indien, wo sie im 6. Jahrhundert

übersetzt wurden. Durch indische Vermittlung gelangten Abschriften sogar bis zum Malaiischen Archipel und bis nach Ostasien. Dort verbreitete sich ebenfalls der Dodekaoros, der Zeitzyklus von zwölf Doppelstunden, Tagen, Monaten und Jahren. Fast drei Viertel der ägyptischen Dodekaoros-Tiere finden wir in Ostasien wieder: Maus (oder Ratte), Rind, Tiger (oder Panther), Hase, Drache (oder Krokodil), Schlange, Pferd, Schaf (oder Ziege), Affe, Huhn (oder Hahn), Hund, Schwein (oder Eber). Sie galten gleichfalls als Sternbilder auf dem scheinbaren Sonnenweg (die Maus im Gebiet des Widders, das Rind in dem des Stieres usw.). Alexander von Humboldt hat den Zyklus treffend einen »Tierkreis von Jägern und Hirten« genannt.

Ebenso interessant wie die Verbreitung des Zodiakus, der Dekane und der Dodekaoros-Tiere ist eine andere Entwicklung. Anscheinend ging sie von Mesopotamien aus. Eine der Tontafeln aus der berühmten Bibliothek des Königs Assurbanipal (668–626 v. u. Z.) gibt nämlich eine Scheibe wieder, die uns trotz ihrer starken Beschädigung einen Einblick in die Frühzeit der babylonischen Astronomie vermittelt. Auf der Scheibe



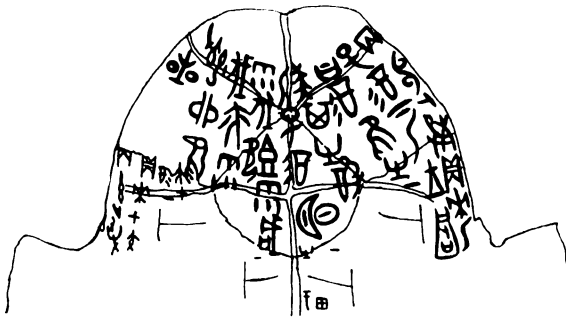
112 Merkwürdige Anordnung der Sterne auf einer babylonischen Tontafel (nach Needham)

waren ursprünglich drei konzentrische Kreise dargestellt, die durch zwölf Radien in sechsunddreißig Ausschnitte geteilt wurden (vergleiche die Tabula Bianchini!). In diese hatte man jeweils einen Sternnamen und eine Zahl geschrieben. Die Namen des inneren Kreises bezeichneten die Sterne nördlich des Himmelsäquators und die des mittleren Sternes am Äquator selbst, während der äußere Kreis die Sterne südlich davon

angab. Vermutlich reichten solche Sternverzeichnisse bis in die zweite Hälfte des 2. Jahrtausends v. u. Z. zurück. Merkwürdig ist der Mittelpunkt der drei konzentrischen Kreise. Eigentlich kann es sich dabei nur um den Himmelsnordpol handeln, um den scheinbar täglich das Firmament rotiert. Von dort aus laufen die zwölf Radien zum Himmelsäquator und darüber hinaus zur südlichen Hemisphäre. Vielleicht gelangten Sternverzeichnisse dieser Art über Persien sogar bis nach China und regten dort zur eigenen Weiterentwicklung an. In der chinesischen Mythologie kam nämlich dem Polarstern eine besondere Rolle zu. Er war »der Herrscher droben«, den man mit dem irdischen Regierungsoberhaupt verglich, das ja für sich ebenfalls beanspruchte, Mittelpunkt des Staates, der Gesellschaft und sogar der ganzen Welt zu sein. Vom Himmelspol aus dachten sich die Chinesen Linien zum Äquator und darüber hinaus, wie wir das bei der babylonischen Scheibe gesehen haben. Als Fixpunkte für diese Linien benutzten sie ihnen geeignet erscheinende Sterne. Allerdings gliederten sie den Himmel nicht nur in zwölf, sondern in achtundzwanzig Teile, die sie Hsiu nannten, und außerdem waren diese ungleich groß. Mit Hilfe der Hsiu vermochten die Chinesen den Ort eines Sterns an der scheinbaren Himmelskugel genau anzugeben. Man hielt jene Segmente wohl für eine Art Ruhestationen, in denen Sonne, Mond und Planeten genauso rasteten wie die Menschen in den Teehäusern entlang der irdischen Straßen. Die Zahl Achtundzwanzig deutet darauf hin, daß man die Hsiu vor allem als Mondhäuser oder -stationen betrachtete, in denen der Mond nacheinander die Gestalt von achtundzwanzig Tieren annehmen sollte.

Zur Aufteilung des Himmels in Hsiu trat noch eine andere. Jeweils sieben Abschnitte entlang des Himmelsäquators wurden zu einem »Palast« zusammengefaßt, wobei der des blauen Drachens den Osten und Frühling, der des zinnoberroten Vogels den Süden und Sommer symbolisierte. Im Westpalast, der Region des Herbstes, wohnte der weiße Tiger und im Norden, dem Gebiet des Winters, die schwarze Schildkröte. Alle vier Paläste aber umgaben den fünften, der den Himmelspol mit dem Polarstern einschloß und sozusagen den Sitz der kosmischen Regierung verkörperte.

Durch verschiedene Überlieferungen kann man heute die Entwicklung der Hsiu und die Herausbildung der Paläste bis ins 14. Jahrhundert v. u. Z. zurückverfolgen. Erstaunliche Funde haben Licht auf den Anfang dieses Systems geworfen. Es handelt sich dabei um die sogenannten Orakelknochen von Anyang, die man zur vermeintlichen Voraussage



113 Ein »Orakelknochen« aus Anyang nennt auch altchinesische Sternbilder (nach Needham)

künftiger Ereignisse benutzte, um danach sein eigenes Handeln einzurichten. Manche Gravierungen auf diesen Knochen beziehen sich auf Sterne, zum Beispiel auf den »Vogelstern«, der dem »Roten Vogel«, dem fünf- und zwanzigsten Hsiu, entspricht. Andere Angaben gelten für den Hauptstern der Wasserschlange und den Antares im Skorpion.

Die achtundzwanzig Mondstationen waren auch in Indien bekannt, wo sie als Nakshatra bezeichnet wurden. Sie haben eine ebensolange Entwicklungsgeschichte wie die chinesischen, aber diese scheint zunächst unabhängig voneinander verlaufen zu sein. Haben beide Systeme etwa ihren gemeinsamen Ursprung in Mesopotamien? Bei den Arabern hießen die Mondstationen al-Manâzil und bei den Hebräern Mazzaloth. Am frühesten außerhalb Asiens wurden die Mondstationen in einem griechischen Papyrus des 4. Jahrhunderts u. Z. erwähnt. Auch späte lateinische Handschriften berichteten von den Mondhäusern, doch haben diese in der europäischen Sternkunde kaum Anklang gefunden.

Wie haben nun die Chinesen ihr kosmisches Weltbild dargestellt? Antwort darauf geben uns ein Spiegel und ein koreanisches Medaillon. Mit ihrer kreisrunden Form symbolisieren beide Gegenstände den Himmel. Monat für Monat überquert ihn der Mond; deshalb ist der Rand der Himmelscheiben mit den achtundzwanzig Mondstationen verziert. Sie umschließen die Dodekaoros-Tiere des scheinbaren Sonnenweges, die auf dem Medaillon als gepanzerte Ritter erscheinen. In der Mitte der beiden Scheiben versinnbildlicht ein Kreis das Kraftzentrum, von dem die tägliche Drehung des Firmaments ausgehen soll. Außerdem symbolisiert der Mittelkreis den vermeintlichen Urzustand der Welt, in dem noch alles vereinigt war, was nun voneinander geschieden ist. Erst als diese Ur-Einheit zerfiel, begann die eigentliche Weltgeschichte. In ihr

sind mythische Polaritäten wirksam, die die alten Chinesen Yang und Yin nannten. Yang vertritt das männliche Prinzip. Aus ihm gingen angeblich der Himmel, das Feuer und die Sonne hervor. Yin dagegen verkörperte das weibliche Prinzip, aus dem Wasser, Mond und Erde entstanden. Yang hat seinen Sitz im Süden, Yin im Norden. Von dort aus regieren sie die Jahreszeiten. Im Frühling und Sommer dominiert Yang, im Herbst und Winter Yin. Auch die zwölf Dodekaoros-Tiere gehören Yang beziehungsweise Yin an. Dieser ausgeklügelte Dualismus wird auf beiden Scheiben durch acht verschiedene Linienkombinationen um den Mittelkreis gekennzeichnet. Die starken und ungebrochenen Linien symbolisieren Yang, die schmalen und geteilten Yin. Außerdem sind im Zentrum des Medaillons zwei ineinander verschlungene Flächen dargestellt, von denen die helle Yang und die dunkle Yin verkörpert. Auch hier sind beide Prinzipien unlösbar miteinander verbunden. Auf dem Spiegel umgeben die vier Paläste mit dem Drachen, dem Vogel, dem Tiger und der Schildkröte das Zentrum.

Die Tiere der Mondstationen und des Dodekaoros begegnen uns auch in einem japanischen Buch, das im Jahre 1886 erschien. Hier sind diese und andere Tiere in enger Verbindung mit den sechsunddreißig Dekanen dargestellt, die auf ihnen knien, sitzen und hocken oder sie auf dem Kopf beziehungsweise im Arm tragen. Obwohl die Dekane in Tracht und Haltung von der Kultur Ostasiens beeinflusst sind, stimmen sie doch in den meisten Einzelheiten mit antiken Beschreibungen der Dekane überein. Sie haben also uralte Traditionen bewahrt! Freilich sind es nicht mehr die ursprünglich altägyptischen Mischwesen, sondern bärtige Männer, die einen ständigen Kampf gegen böse Geister führen. Daher sind sie schwer bewaffnet (unter anderem mit der Doppelaxt!). Ihre flatternden Gewänder, Zipfel und Bänder deuten die Bewegung am Himmel an. Die Dekangottheiten selbst sind jedoch in betont würdevoller Haltung wiedergegeben, wie es ihrem Ansehen als kosmischen Mächten entsprach.

In diesen Dekanen und ihren Begleittieren haben wir, vom Malaischen Archipel abgesehen, die räumlich wie zeitlich fernsten Ausläufer der *Sphaera barbarica* vor uns. Wir können deren Überlieferung, die über Persien und Indien führte, aber noch in eine andere, entgegengesetzte Richtung verfolgen. Indische Handschriften, zu denen die *Sphaera barbarica* gehörte, wurden nämlich seit dem 8. Jahrhundert von den Arabern übersetzt, von deren Wissen wiederum europäische Gelehrte profitierten. Großen Einfluß übte dabei das acht Bücher umfassende astrolo-



114 Diese japanischen Gestirngottheiten gehen auf uralte Überlieferungen zurück (nach Gundel)

gische Werk des Arabers Abû Ma'sâr (lateinisch Albumasar) aus (gestorben 886). Verständlicherweise beflügelten die seltsamen, zum Teil lückenhaft überlieferten und nicht mehr richtig verstandenen Beschreibungen der Sphaera barbarica die orientalische Phantasie und regten sie zu vielfältigen Ausschmückungen und Ergänzungen an. So setzte Abû Ma'sâr zahlreiche Gegenstände des Alltags als Sternbilder an den Himmel. Als sein Werk im 12. Jahrhundert in Süditalien ins Lateinische übertragen wurde, illustrierte man den Text und schuf damit eine lange nachwirkende europäische Bildvorlage. Zwei Beispiele stehen hier für viele: Es sind Bilder aus Manuskripten vom Anfang des 13. Jahrhunderts. Das eine Foto gibt den zweiten Dekan des Tierkreiszeichens Zwillinge aus zwei verschiedenen Handschriften wieder (jedes Tierkreiszeichen hatte man ja schematisch in drei Dekane zu je zehn Grad untergliedert). Wir sehen jeweils zwei Männer in einem Garten. Der eine ist offenbar der

Gärtner, der andere trägt Pfeil und Bogen sowie eine Mütze beziehungsweise einen Helm. Es ist klar, daß solche Bilder mit den Sternfiguren am Himmel keinerlei Ähnlichkeit mehr aufweisen, daß sie vielmehr als Illustrationen ein eigenständiges Leben gewannen. Das zweite Foto zeigt, welche Sternbilder zugleich mit dem ersten Dekan des Tierkreiszeichens Krebs auf- und untergehen. Im oberen Bildstreifen sind dabei die Figuren nach den Beschreibungen der persischen Sphäre, im mittleren die nach der indischen und im unteren die der klassischen griechischen Sphäre dargestellt. Die indische Sphäre weist unter anderem einen jungen Mann auf, dessen Unterkörper sowohl die Merkmale eines Pferdes als auch die eines Elefanten besitzt. Als griechisches Sternbild sind die Zwillinge in einem Boot wiedergegeben. Solche Handschriften, die verschiedene Sphären mit ihren Sternfiguren vereinigten, blieben jedoch Ausnahmen. Anscheinend waren sie nur für besonders wohlhabende und interessierte Leute bestimmt, die sich die teuren Manuskripte leisten konnten. Sie dienten vor allem astrologischen Zwecken. Mittelalterliche Dekan-Gläubigkeit und Dekan-Prophetie erreichten ja im 13. Jahrhundert einen Höhepunkt. Damals versuchten die Sterndeuter, alle Einzelheiten des Menschenlebens mit Hilfe der Dekane vorauszusagen. Jeder der sechsunddreißig Dekane, ja sogar jeder einzelne Grad eines Dekans sollte eine bestimmte Wirkung auf Leben, Typ, Charakter, Beruf und Schicksal ausüben. So knüpften sich an die Horoskope tausend Ängste und Hoffnungen, und die Abergläubischen waren ein Spielball des Astrologen. Noch bis ins 17. Jahrhundert lassen sich die Dekane in der europäischen Sterndeutung nachweisen.

Dekan-Bilder finden wir nicht nur in Handschriften und Büchern, sondern auch in Fresken wie denen des Palazzo Schifanoia in der oberitalienischen Stadt Ferrara. Im Jahre 1840 hat man dort im ehemaligen Palast des Herzogs Borso d'Este unter einer Übermalung sieben von einst zwölf Monatsbildern entdeckt. Drei davon, allegorische Darstellungen der Monate März, April und Mai, stammen von Francesco del Cossa, der sie 1469/70 im Auftrage Borsos schuf. Die kunst- und kulturhistorisch außerordentlich aufschlußreichen Monatsbilder setzen sich aus drei übereinander angeordneten Streifen mit halblebensgroßen Figuren zusammen. Im obersten Streifen sehen wir griechische und römische Götter, die Schutzherren der einzelnen Monate. Francesco del Cossa hat sie von dem römischen Dichter Manilius übernommen, der zur Zeit des Kaisers Augustus ein fünfbändiges astrologisches Werk verfaßte. Unter diese Götter und ihr Gefolge sind die Tierkreiszeichen mit ihren De-

kanen gemalt. Durch vergleichende kunsthistorische Forschungen hat man herausgefunden, daß sie im wesentlichen auf die Beschreibungen der indischen und persischen Sphäre des Arabers Abû Ma'sar zurückgehen. (Diese Sphären beruhen wiederum, wie wir schon erwähnten, auf einem astrologischen Sammelwerk des Teukros aus dem 1. Jahrhundert u. Z.) Der unterste Streifen führt uns Leben und Treiben am Hofe und im Herrschaftsbereich Borsos vor Augen. Gezeigt wird zum Beispiel, wie der Herzog Staatsgeschäfte erledigt oder zur Jagd auszieht.

Besonders interessant sind Cossas Bilder der Monate März und April. Im oberen Streifen des Märzfreskos fährt die griechische Göttin Pallas Athene auf einem Festwagen einher. Links von ihr stehen ihre »Jünger«: Ärzte, Dichter und Juristen. Rechts erblicken wir eine Frauengruppe: im Vordergrund drei stickende und dahinter drei webende Frauen. Sie sind von eleganten Damen umgeben, die ihnen bei der Arbeit zuschauen. Wer sich in den astrologischen Spekulationen auskannte, verstand den tieferen Sinn dieser Szene. Nach Manilius war nämlich die römische Göttin Minerva, die man mit Pallas Athene verglich, Beschützerin der Weberei (und des Handwerks), und die im März unter dem Tierkreiszeichen Widder Geborenen sollten mit der Wollegewinnung zu tun haben und ein besonderes Geschick für die Verarbeitung von Wolle besitzen.

Der mittlere Streifen zeigt die Sonne im Widder. Das Tier ist zusammen mit seinen drei Dekanen wiedergegeben. Am bemerkenswertesten ist der linke Dekan, der erste des Zeichens. Man kann seine bildliche Darstellung bis zur Tabula Bianchini zurückverfolgen. Dort tritt der erste Widderdekan als menschengestaltige Gottheit auf, die eine Doppelaxt trägt. Die Dekangottheit mit der Doppelaxt begegnet uns ebenfalls im Steinbuch, einer astrologischen Handschrift, die vom magischen Einfluß der Dekane auf bestimmte Steinarten handelt und einst Alfons X., dem sternkundigen König von Leon und Kastilien, gehörte, der 1252 bis 1284 regierte. Im Steinbuch ist der erste Widderdekan ein dunkelhäutiger Mann mit gegürtetem Opferschurz. Und ähnlich beschrieb ihn Abû Ma'sar: »Die Inder sagen, daß in diesem Dekan ein schwarzer Mann aufsteigt mit roten Augen, von großer Statur, starkem Mute und großer Gesinnung; er trägt ein großes weißes Kleid, das er in der Mitte mit einem Strick zusammengebunden hat; er ist zornig, steht aufrecht da und bewacht und beobachtet.« Das Doppelbeil erwähnt Abû Ma'sar allerdings nicht mehr, und auch der erste Widderdekan im Märzfresko des Schifanoia besitzt keins. Der Dekan weist überhaupt unverkennbare Ähnlichkeit mit der Beschreibung Abû Ma'sars auf: Er hat dunkle

Hautfarbe, schaut finster drein, und um seine Taille ist ein Strick geschlungen, dessen Ende er demonstrativ in der Hand hält. Warum seine Kleidung zerlumpt ist, bleibt unklar. Rechts neben diesem ersten sind der zweite und der dritte Widderdekan abgebildet: eine sitzende Frau und ein sorgfältig gekleideter Jüngling mit lockigem Haar sowie einem Pfeil in der rechten und einem Reifen in der linken Hand.

Schutzherrin des April ist nach Manilius die Venus. Wir sehen sie daher im obersten Streifen dieses Monatsbildes auf einem Triumphwagen. Kniend huldigt ihr der Gott Mars in Gestalt eines kettengeschmückten Troubadours. Zwei Schwäne ziehen den Venus-Wagen über eine Wasserfläche. Rechts im Bild stehen auf einer Art Plattform drei nackte Grazien, Dienerinnen der Göttin. Außerdem sind im obersten Streifen Damen und Herren im vertrauten Gespräch dargestellt. Der mittlere Streifen zeigt die Sonne im Tierkreiszeichen Stier, dessen ersten Dekan eine Frau mit offenem Haar und weitem Gewand verkörpert. Vor ihr steht ein Kind. Der zweite Dekan ist ein nackter Mann, der in seiner rechten Hand einen Schlüssel hält. Den dritten Dekan symbolisiert ebenfalls ein nackter Mann mit einer geflügelten Schlange in der rechten und einem Pfeil in der linken Hand. Hinter ihm stehen ein Hund und ein Pferd.

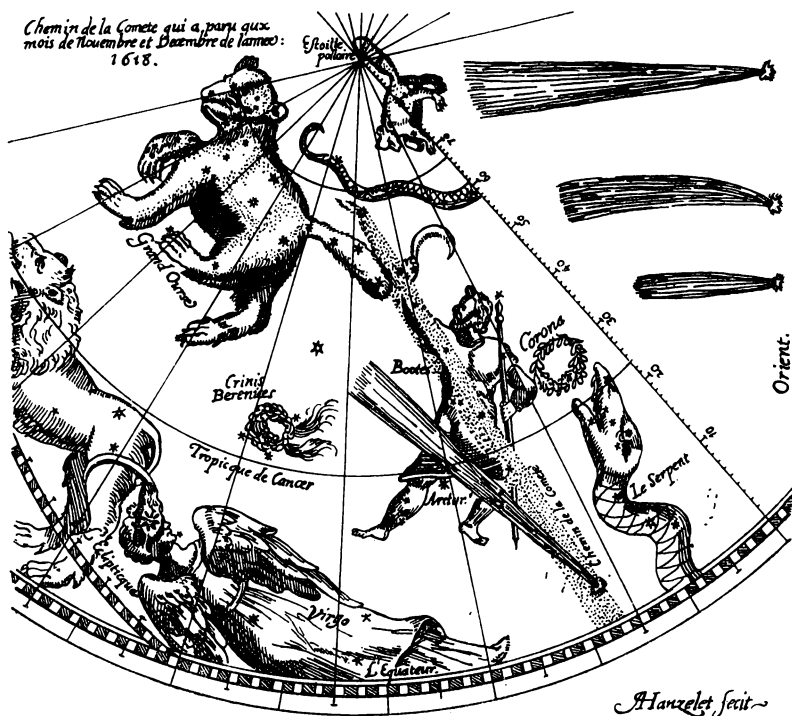
Erstaunliche und weitreichende Beziehungen haben sich damit vor unseren Augen offenbart. Über Raum und Zeit hinweg sind wir der Verbreitung des Weltenmantels, der babylonischen und griechischen Tierkreiszeichen, der ägyptischen Dekane, der Dodekaoros-Tiere und der Mondstationen gefolgt. Wenn wir das alles überblicken und eine Schlußfolgerung daraus ziehen, dann müssen wir dem Ethnologen Robert Thurnwald recht geben, der schon 1912 schrieb: »Übereinstimmungen müssen bei den Sterndeutungen zweifellos auf Kulturübertragung zurückgeführt werden, da die Deutung der Sternbilder keineswegs zwingend ist und für die mannigfachsten Variationen Spielraum läßt.« Solche Variationen finden sich bei den einzelnen Sternfiguren in der Tat. Denken wir nur an das bekannte Bild des Großen Himmelswagens, das uns schon von den Babyloniern und Chinesen überliefert ist. Dieselben sieben hellen Sterne gelten jedoch in Frankreich und Amerika auch als ein Kochtopf mit langem Stiel, in Spanien als Hifthorn, in Portugal als Schiff, in Irland, England und Deutschland als ein Pflug. Die Inder halten sie für ein Kamel und die Südaraber für eine Bahre. Dagegen hoben die Ägypter die Ähnlichkeit der Sternfigur mit einem Stierschenkel hervor. Auf dem Malaiischen Archipel, wo von dem Wagen günstigstenfalls



115 Der Große Wagen auf einem chinesischen Relief (nach Needham)

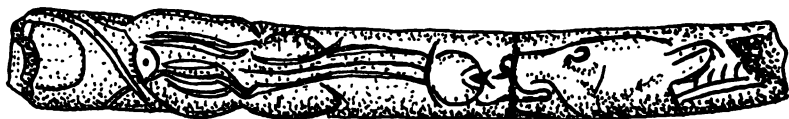
noch fünf Sterne sichtbar sind, gibt man diese für ein Schiff beziehungsweise für ein Kanu aus. Wegen seiner fortwährenden Kreisbewegung um den Himmelspol nannten die Griechen den Wagen auch Helike, das Drehgestirn. Andere verglichen es mit einer Herde angepflockter Pferde oder mit Dreschochsen, die auf der Tenne unermüdlich im Kreise laufen. Bei der Deutung der sieben Sterne waren also der Phantasie fast keine Grenzen gesetzt.

Dieselben Sterne machen uns aber andererseits klar, wie ein einmal geprägtes Bild über Jahrtausende hinweg weitervermittelt werden kann. Ob in diesem Falle allerdings eine Kulturübertragung allein zur Erklärung ausreicht, ist zweifelhaft. Hier können Urverwandtschaften heute weit voneinander getrennter Völker hinzukommen oder Deutungen aus den gleichen Lebensverhältnissen und Erwerbsweisen heraus. Der Große Wagen ist nämlich nur Teil eines umfassenderen Sternbilds, das international die Bezeichnung »Ursa maior«, Große Bärin trägt. Als einen Bären haben viele Völker auf der Nordhalbkugel der Erde dieses Sternbild angesehen. Vielleicht hat die Lebensweise des Bären besondere Aufmerksamkeit erregt. Wenn der Winter naht, sucht er in tiefen Höhlen Schutz, um dort die kalte Jahreszeit zu verschlafen. Bei seinem Weggang scheint er das Licht in den Erdschoß mitzunehmen und dort bis zum



116 Sternbild Großer Bär u. a. sowie scheinbarer Weg des Kometen vom November und Dezember 1618 (s. S. 202)

Frühling zurückzuhalten. Die zeremonielle Verehrung des Bären gehört zu den ältesten Kulturen, die wir kennen. Schon die Altsteinzeitmenschen sammelten Bärenknochen und setzten sie unter besonderen Riten bei. Interessanterweise fanden solche Handlungen im Dunkel der Höhlen statt. Daß man den Bären mit Vermehrung und Fruchtbarkeit in Verbindung brachte, lehrt eine Gravierung der Eiszeitjäger. Sie stellt ein männliches und ein weibliches Organ sowie einen Bären dar, der den Phallus mit seiner Schnauze berührt. Hielt man den Bären für den Urahn, der, wie manche mythische Tiergeister, wegen der Nachstellungen durch die Menschen oder wegen einer irdischen Katastrophe an das Firmament floh? Nach Meinung einiger Naturvölker wohnen nämlich die Herren der verschiedenen Tierarten am Himmel. Zu bestimmten Zeiten steigen sie von dort herab, bewirken auf Erden die Vermehrung der Tiere und keh-



117 Gravierung auf einem Knochen aus der Altsteinzeit (nach Capitan und Peyrony)

ren dann in die Sternbilder zurück. Kosmisches und irdisches Geschehen verschmelzen so miteinander. Die Buschmänner Südafrikas behaupten sogar, die Sterne tönen und singen zu hören. Manche Sterne sehen sie für Elenantilopen an, und sie achten ängstlich darauf, daß sie die Knochen der erlegten Antilopen nicht zerbrechen, weil sonst die Himmelslichter verlöschen würden.

Der Bär am Himmel soll sich ebenfalls in den jungen Tieren verkörpern. Er möchte jedoch immer wieder in seine himmlische Wohnung zurück. Deshalb muß er unter kultischen Zeremonien von seiner sterblichen Hülle befreit werden. Ehrfurchtsvoll verneigt man sich vor dem gefangenen oder gezähmten Bären; man schmückt ihn, hält ihm Reden, prostet ihm zu und – bringt ihn schließlich um. Nun kann der Tiergeist, erfreut über die große Ehre, die ihm widerfahren ist, an den Himmel zurückkehren. Freilich, lange darf er dort nicht verweilen, sonst sterben seine Nachkommen auf Erden aus. Er verfügt jedoch auch über die Macht, die von den Jägern gesammelten und pietätvoll bestatteten Knochen wieder mit Fleisch zu umhüllen und sie so neu zu beleben. Außerdem gilt er als Stammvater des Menschengeschlechts. Daran erinnern finnische Lieder, in denen das Verspeisen des Tieres sowohl als Bärenhochzeit wie als Bärenbeerdigung bezeichnet wird. Der getöteten Bärin wählten die alten Finnen einen Jüngling zum Mann und dem Bären eine Jungfrau zum Weib. Beim gemeinsamen Bärenschmause erhielt ein ausgekleidetes Brautpaar den Ehrenplatz. Nach dem Mahl wurde der Schädel des Tieres feierlich bestattet. Aber das Trauergeleit war eigentlich ein Hochzeitszug. Vorn gingen Braut und Bräutigam, ihnen folgte ein Mann mit einem Biergefäß, dann kamen die Sänger, und am Schluß trug man die Schüssel mit dem Bärenschädel. Er sollte sich wieder in ein lebendiges Tier verwandeln.

Auch von den Griechen kennen wir Mythen über den Bären am Himmel. In ihnen spielt die jungfräuliche Jagdgöttin Artemis eine große Rolle, die man sich ursprünglich wohl selbst als Bärin vorstellte. In Athen hießen nämlich die Mädchen, die man für den Dienst zu Ehren

der Göttin auswählte, »arktoi«, Bärinnen. Wie die Sage berichtet, hatte sich die Nymphe Kallisto, »die Schönste«, dem Gefolge der Artemis angeschlossen und gleichfalls geschworen, für immer Jungfrau zu bleiben. Aber der Göttervater Zeus, dem, wie wir schon durch die Geschichten über die entführte Europa wissen, spottlustige Griechen viele galante Abenteuer nachsagten, fand Gefallen an der hübschen Nymphe. Um sie zu gewinnen, griff er zu einer List. Er näherte sich der Arglosen in Gestalt der Artemis, als Bärin. Zu spät merkte Kallisto den Betrug, und bitter mußte sie für ihre Unvorsichtigkeit büßen. Als die Göttin der Jagd mit ihren Gefährtinnen badete, entdeckte sie, daß die Nymphe schwanger war. Voller Zorn verwandelte sie die Ärmste nun in eine wirkliche Bärin. Nach einer anderen Version bewirkte Zeus selbst diese Metamorphose, um die heimliche Geliebte vor der Rache seiner eifersüchtigen Gemahlin Hera zu schützen. Als Kallisto ihrem Sohn Arkas (nach »arktos«, dem Bären, genannt) das Leben geschenkt hatte, irrte sie viele Jahre einsam umher. Eines Tages stieß Arkas, der inzwischen zu einem kühnen Jäger herangewachsen war, zufällig auf seine Mutter und verfolgte sie nichtsahnend so lange, bis Zeus sie rettete. Um die Unglückliche nun endgültig vor Schaden zu bewahren, setzte er Mutter und Sohn als Sternbilder an den Himmel. Dort wurde Arkas zum Arktur, dem Hauptstern im Bild des Bärenführers, des Bootes. Während der täglichen scheinbaren Drehung des Himmelsgewölbes geht die Große Bärin ihrem Sohn immer voran. Dieser »treibt« also seine Mutter vor sich her.

Bärenführer und Große Bärin sind in den heute gebräuchlichen Sternbildbestand eingegangen. Aber die international festgelegten Sternfiguren sind nur ein winziger Teil der fast unendlichen Fülle verschiedenster Deutungen der Himmelslichter, von denen die wenigsten eine bleibende Anerkennung gefunden haben. Das betrifft auch die vielen Bilder der *Sphaera barbarica*. Wie aus Überlieferungen und ethnologischen Berichten hervorgeht, glaubte man am Himmel eigentlich alles wiederzufinden, was es auf der Erde gab. Für Jägervölker war es ganz natürlich, daß sie am Firmament dieselben Tiere zu erblicken meinten, die sie in ihren Jagdgründen erlegten und denen sie ihre Existenzgrundlage verdankten. Unter den heute üblichen Sternbildern zählt man noch immer achtunddreißig Tiere und sechs Fabelwesen. Interessant sind ebenfalls die Sternbilder der Germanen. Sie hielten die Milchstraße für den Weg Irings, des Sohnes von Odin, der die Götter zum Kampf gegen das Böse aufforderte. Ein Teil der Galaxis sollte den Geifer symbolisieren, der aus dem Großen Wolfsrachen floß. Im Großen Wagen fuhr Wodan einher, und

der Kleine Wagen galt als Frauenwagen. Auch Körperteile von Göttern oder Riesen wähten die Germanen am Firmament zu erblicken: die große Zehe des Frühlingsgottes Aurwandil (Sternbild Krone) und die Augen des Riesen Thiazzi (die Hauptsterne Castor und Pollux im Tierkreisbild Zwillinge). Die Plejaden nannten sie Ebergedränge, die Hyaden Kleiner Wolfsrachen, den Gürtel des Orion Friggs Rocken und Sterne im Fuhrmann Asenkampf.

Uns bleibt noch ein Schritt übrig: zu verfolgen, wie die griechischen Sternbilder überliefert und dargestellt wurden und welche Sternfiguren seit dem 17. Jahrhundert neu hinzugekommen sind.

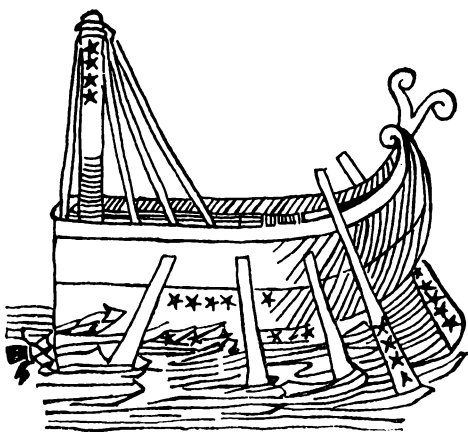
X. Aus der Geschichte unserer Sternbilder

Wenn wir von den griechischen Sternbildern hören, denken wir meist auch an die mit ihnen verbundenen Mythen. Sie sind in der Tat interessant und reizvoll. Einige davon haben wir schon erwähnt. Da ist der Stier, der auf den Jäger Orion losstürmt, vor dem eine Schar Tauben an den Himmel geflohen sein soll. Sie verkörpern sich in den Plejaden (*»peleiades«* heißt Bergtauben). Diese erinnern jedoch zugleich an die Töchter des Riesen Atlas, denen Zeus einen Platz am Firmament anwies, um sie vor Orion zu schützen. Sechs von ihnen waren mit Göttern vermählt, das siebente Mädchen hatte dagegen einen Sterblichen geheiratet und ließ sich aus Scham darüber nicht mehr sehen. (Mit bloßem Auge nimmt man in den Plejaden nur sechs Sterne wahr; der Name Siebengestirn ist also irreführend.) Im Zusammenhang mit dem griechischen Helden Theseus steht die Krone, die er auf dem Haupte trug, als er in das Labyrinth eindrang und den Minotauros tötete. Der Fuhrmann Phaethon kam mit dem Sonnenwagen seines Vaters Helios vom Wege ab und stürzte in den Fluß Eridanos. Herakles wurde von den griechischen Dichtern nicht nur mit der Entstehung der Milchstraße, sondern auch mit einer Reihe von Sternbildern in Verbindung gebracht, die die wunderbaren Taten des Helden am Himmel verewigen: die Erlegung des Nemeischen Löwen, der Lernäischen Wasserschlange und des Krebses, den Fang des wilden Stieres und den Kampf mit dem Drachen, der die Äpfel der Hesperiden im Garten der Götter bewachte, den Schuß mit dem Pfeil auf den Adler des Zeus. Außer diesen sieben Sternbildern ist Herakles selbst am Himmel zu finden. Er soll sich dort zwischen Leier, Drachenkopf, Krone und Schlangenträger verkörpern. Herakles nahm angeblich am Zug der Argonauten teil, an den ebenfalls einige Sternbilder erinnern. Das Schiff Argo (*»die Schnelle«*) war das erste Fahrzeug, mit dem sich Menschen auf das Meer hinauswagten. Die Göttin Athene versetzte es an das Firmament, um mit seinem Anblick den Seeleuten Vertrauen zu ihrem schweren und gefährvollen Beruf einzuflößen. Es ist übrigens das einzige Schiff, das die Griechen *»verstirnten«*, im Gegensatz zu den alten Ägyptern, nach deren Meinung alle Sterne in Booten über den Himmelsozean fuhren. Da sich das Bild der Argo weit über den Himmel erstreckt, führt man seine einzelnen Teile heute meist als selbständige Sternfiguren an: als Achterschiff, Kiel und Segel. Der Hauptstern heißt Canopus (griechisch Konopos, *»Ruderstern«*).



118 Herakles als
»Kniender« vor
dem »Götterbaum«
mit der Schlange
(nach Thiele)

Nach vielen Abenteuern gelangten die Argonauten nach Kolchis am Ufer des Schwarzen Meeres. Dort erbeuteten sie das Goldene Vlies, das Fell eines Widders, dessen Bild gleichfalls am Himmel zu sehen ist. Außerdem erhielt eine Taube am Firmament einen Ehrenplatz, weil sie die Argonauten vor einem schrecklichen Schicksal bewahrt hatte. Sie mußten nämlich zwischen den Symplegaden hindurchfahren, zwei Felsen rechts und links am Ausgang des Bosporus ins Schwarze Meer. Versuchte irgendein Lebewesen zwischen ihnen hindurchzukommen, so schlugen die Symplegaden zusammen und zermalmten es. Aber die Taube war schneller als die Felsen, die seitdem fest stehenblieben. Und schließlich weist noch die Sternfigur des Kentauren Chiron auf den Argonautenzug hin. Chiron besaß, wie der Schütze im Zodiakus, einen menschlichen Oberkörper und einen Pferdeleib. Erwähnenswert sind auch die sechs Sternbilder, die mit den Mythen um Perseus und Andromeda zusammenhängen. Perseus, ein Sohn der Danae und des Zeus, hatte den Auftrag erhalten, der Medusa, einem Ungeheuer mit Schlangenhaaren, das Haupt



119 Das Sternbild Argo in
einem frühen Druck

abzuschlagen, was ihm mit Hilfe eines Sichelschwertes und einer Tarnkappe gelang. Dem Körper der Medusa entsprang der geflügelte Hengst Pegasos, dessen Hufschlag auf dem Gebirge Helikon, dem Sitz der Muses, eine Quelle emporsprudeln ließ. (International gebräuchlich sind heute übrigens die lateinischen Namen der Sternbilder, also zum Beispiel Pegasus.) Spätere Legende machte den Pegasos zum Roß der Dichter und Sänger. Als Perseus nach dem Kampf auf geflügelten Sandalen durch die Lüfte eilte, erblickte er an einem Felsen am Meer ein gefesselt junges Mädchen. Es war Andromeda, die Tochter des Königspaares Kepheus und Kassiopeia. Man hatte sie einem Meeresungeheuer (am Himmel der Wal) zum Fraße ausgesetzt, da dieses die Küste verwüstete und durch Andromedas Opfer besänftigt werden sollte. Perseus aber erschlug das Untier und heiratete Andromeda – ein Happy-End in der Antike.

Solche und andere Mythen sind von griechischen Dichtern etwa seit dem 6. Jahrhundert v. u. Z. in der uns nun überlieferten Form geschaffen worden. Genauer gesagt: man hat seit dieser Zeit die schon gedeuteten Sternfiguren den mythischen Vorstellungen angepaßt oder neue Bilder dafür an das Firmament versetzt. Betrachtet man diese »klassischen« Himmelsfiguren näher, so bemerkt man bald, daß sie aus den damaligen Lebensbereichen der Griechen stammen. Zu Meer und Schifffahrt gehören Fische und Delphin, Wal, Wasserschlange, Schiff und Eridanos. Die Welt der Jäger versinnbildlichen Orion, Hund, Pfeil, Adler, Schwan,

Rabe, Löwe, Bärin, Wolf, Hase, Schlange, Drache, Krebs, Skorpion, Schildkröte (später Leier) sowie Hyaden (ein Rudel Wildschweine) und Plejaden. Den bäuerlichen Bereich vertreten Stier, Füllen, Plejaden (als Henne mit Küken aufgefaßt), Widder, Ziege und Böckchen, Bootes als Ochsentreiber und Pflüger, Fuhrmann, Becher, Kranz und Altar.

Als älteste Erwähnung griechischer Sternbilder gelten Verse im achtzehnten Gesang der »Ilias«, in denen Homer schildert, wie der Feuer- und Schmiedegott Hephaistos für den Helden Achilles einen undurchdringlichen Schild anfertigt. Auf ihm

»... schuf er die Erd' und das wogende Meer und den Himmel,
Auch den vollen Mond und die rastlos laufende Sonne;
Drauf auch alle Gestirne, die rings den Himmel umleuchten,
Drauf Plejad' und Hyad' und die große Kraft des Orion,
Auch die Bärin, die sonst der Himmelswagen genannt wird,
Welche sich dort umdreht und stets den Orion bemerkt
Und allein niemals in Okeanos' Bad sich hinabtaucht.«

Im fünften Gesang seiner »Odyssee« nennt Homer Sternbilder, die den Griechen um das Jahr 800 v. u. Z. zur Navigation dienten. Er berichtet von Odysseus, der die Nymphe Kalypso verließ und von der Insel Ogygia aus auf einem Floß nach seiner Heimatinsel Ithaka an der Westküste Griechenlands fuhr:

»Freudig spannte der Held im Winde die schwellenden Segel.
Und nun setzt' er sich hin ans Ruder und steuerte künstlich
Über die Flut. Ihm schloß kein Schlummer die wachsamten Augen,
Auf die Plejaden gerichtet und auf den Bootes, der langsam
Untergeht, und den Bären, den andre den Wagen benennen,
Welcher im Kreise sich dreht, den Blick nach Orion gewendet,
Und allein von allen sich nimmer im Ozean badet.
Denn beim Scheiden befahl ihm die hehre Göttin Kalypso,
Daß er auf seiner Fahrt ihn immer zur Linken behielte.«

Odysseus orientierte sich also während seiner Fahrt nach den Sternbildern Großer Bär (Großer Wagen), Plejaden und Bootes. Bei seiner höchsten beziehungsweise niedrigsten Stellung über dem Horizont gab der Bär die Nordrichtung an (der heutige Polarstern stand zur Zeit Homers über sechs Grad vom Himmelsnordpol entfernt, wies also nur ungenau die Nordrichtung). Am Heck seines Floßes sitzend, beobachtete Odysseus außerdem den Aufgang der Plejaden und des Bootes.

Nimmt man an, daß mit Ogygia die Insel Malta gemeint ist, trägt man von Malta aus den Aufgangspunkt der Plejaden und des Arktur (im Bootes) für das Jahr 800 v. u. Z. in eine Karte ein, dann liegt Ithaka genau zwischen beiden Punkten. Wenn Odysseus diese Richtung einhielt, mußte er mindestens an die westgriechische Küste gelangen. Man kann also aus Homers Angaben schließen, daß die frühgriechischen Seefahrer die Aufgänge (und auch die Untergangspunkte) bestimmter Sterne oder Sternbilder zur Navigation benutzten. Eventuelle Kursfehler während einer Nacht (im Ionischen Meer wurde nur nachts gefahren) vermochte man wegen der geringen Fahrtgeschwindigkeit in den folgenden Nächten leicht zu korrigieren. Um 800 v. u. Z. begann von der Westküste Kleinasiens aus eine erneute Besiedlung Siziliens und Süditaliens. Noch früher als die Griechen unternahmen die Phönizier weite Seereisen. Schon gegen 1000 v. u. Z. erreichten sie durch das Mittelmeer den Atlantik und auf ihm die Britischen Inseln. Vom Roten Meer aus gelangten sie nach Persien und umsegelten etwa 600 v. u. Z. Afrika, was erst 1497 Vasco da Gama wieder glückte.

In den Versen Homers klingt an, daß sich die alten Völker aus rein praktischen Erwägungen sehr für die Sterne interessierten. Eine Bestätigung dafür finden wir auch in den »Werken und Tagen« des griechischen Dichters Hesiod (um 700 v. u. Z.), der ein Bauernjahr beschrieb, das nach leicht zu beobachtenden Himmelserscheinungen gegliedert war:

»Wenn das Gestirn der Plejaden, der Atlastöchter, emporsteigt,
Dann beginne die Ernte, doch pflüge, wenn sie hinabgehen.
Vierzig Nächte und Tage hindurch sind diese verborgen,
Doch wenn im kreisenden Laufe des Jahres sie wieder erscheinen,
Dann beginne, die Sichel zur neuen Ernte zu wetzen . . .
Wenn Orion und Sirius dann zur Mitte des Himmels
Steigen und den Arkturos die rosige Eos betrachtet,
Dann, o Perses, schneide die Trauben und bring sie nach Hause.«

Hesiods »kalendarische« Sternbildangaben ergänzten dann Thales (um 600 v. u. Z.), der vermutlich die phönizische Sternfigur des Kleinen Bären in Griechenland einführte, und sein Schüler Anaximander (um 610 bis 545 v. u. Z.), der eine Erdkarte gezeichnet und eine Sternkarte für die Seefahrer entworfen haben soll. Eine ausführliche Himmelsbeschreibung nach astronomischen Gesichtspunkten erarbeitete Eudoxos (um 400 bis 340 v. u. Z.), den wir schon im Zusammenhang mit der altägyptischen Stadt Heliopolis erwähnten. Offenbar erläuterte Eudoxos die Lage der

Sternbilder zueinander, indem er vom Großen und Kleinen Bären sowie vom Drachen ausging, die ihnen benachbarten Figuren anschloß und dann zu den südlicher gelegenen überging. Diesem Teil folgten eine Verbindung der Sternbilder mit den Hauptkreisen der scheinbaren Himmelskugel und Angaben darüber, welche Tierkreiszeichen gleichzeitig mit anderen Sternfiguren aufgingen. In dieser Beschreibung steckte schon eine Menge gesicherten astronomischen Wissens, das im Laufe vieler Jahrhunderte erworben worden war und wohl ägyptische und babylonische Erkenntnisse mit einbezog.

Dem Werk des Eudoxos eiferten eine Reihe anderer Griechen nach, von denen zum Teil schon im ersten Kapitel die Rede war. Genannt seien auch noch die Himmelsbeschreibung des Eratosthenes, der die Sternbilder zusammen mit den entsprechenden Mythen schilderte, sowie der Fixsternkatalog des Hipparch. Zu diesem Verzeichnis wurde Hipparch angeregt, als er 134 v. u. Z. einen neuen Stern entdeckte. Er überprüfte daraufhin mit teilweise selbst konstruierten Instrumenten die scheinbaren Sternörter und gab auch die Helligkeit der Himmelskörper nach einem neuen Verfahren an, nämlich nicht mehr nur als hell oder schwach, sondern in sechs »Größen«. Dabei zählten jene Sterne zur ersten Größe, die am frühesten in der Abenddämmerung sichtbar wurden. Sechster Größe waren Sterne, die man erst bei voller Dunkelheit erkennen konnte. Auf Hipparchs Untersuchungen und Ergebnisse stützte sich Klaudios Ptolemaios (um 90–160 u. Z.). In seinem Sammelwerk »Megale syntaxis tes astronomias« (»Großes astronomisches System«) faßte Ptolemaios die Forschungsarbeiten früherer Astronomen zusammen und verband sie mit eigenen Untersuchungen und Hypothesen. Ausführlich erläuterte er das später nach ihm genannte geozentrische Weltsystem, das die Erde in das Zentrum des Universums stellte und bis zu Kopernikus als der Wirklichkeit entsprechend angesehen wurde. Von Hipparch ausgehend, führte Ptolemaios 1025 Einzelsterne an, die er 48 Sternbildern zuordnete. Dabei beschrieb er die Lage jedes Sterns in bezug auf einen bestimmten Teil der Himmelsfigur, zum Beispiel: »Der in dem Raum zwischen den Schultern. Der an der rechten Schulter. Der an der linken Schulter. Der über dem linken Fuß.« Außerdem gab Ptolemaios die Position der Sterne in bezug auf die Ekliptik an und teilte die Gestirne ebenfalls in sechs Helligkeitsstufen ein.

Die Textüberlieferung der »Megale Syntaxis« erinnert an die merkwürdigen Wanderwege der »Sphaera barbarica« nach Asien und von dort zu den Arabern und Europäern. Griechische Handschriften des Wer-

kes wurden zunächst in Syrien übersetzt, wo sich insbesondere christliche Gelehrte für sie interessierten, die sich zu Nestorius, dem Patriarchen von Konstantinopel (428–431), und dessen vom frühchristlichen Dogma abweichender Lehre bekannten. Sie wurden daher verfolgt und emigrierten nach Persien, Indien und sogar bis nach China. In diesen Ländern lehrten sie als angesehene Fachleute die Erkenntnisse der griechischen Astronomie, mit denen dann die Araber seit dem 8. Jahrhundert durch persische und indische Handschriften vertraut wurden. Die Araber wiederum verbreiteten das in ihre Sprache übertragene Werk des Ptolemaios in Nordafrika, Spanien, Portugal sowie auf den Hauptinseln des Mittelmeeres. Mit welchem Eifer sie nach dem antiken Wissen trachteten, beweist der Friedensvertrag, den Kalif Almamun (813–833) mit dem byzantinischen Kaiser Michael 823 abschloß. Dem Kalifen wurden darin ausdrücklich griechische Manuskripte zugesprochen, darunter die »Megale syntaxis«, die die Araber »Kitab al magisti« und die Europäer später »Almagest« nannten.

Eines der frühesten Zeugnisse für das Interesse der Araber an der griechischen Sternkunde findet man in einer fürstlichen Sommerresidenz, dem zwischen 711 und 715 erbauten Wüstenschloß Qusayr' Amra (das heißt Kleiner Palast) etwa 140 Kilometer östlich des Toten Meeres. Der Palast, dessen Grundfläche nur 40 mal 40 Meter umfaßt, besteht aus einer Vorhalle mit zwei sowie einem Badehaus mit drei Räumen. Die Kuppel des mittleren Raumes, des »Calidariums«, ist mit Sternbildern und »Himmelskreisen« verziert. Erstaunlicherweise sind die Sternfiguren wie auf einem Globus spiegelverkehrt wiedergegeben, obwohl man sie an der Kuppel der Wirklichkeit entsprechend hätte darstellen können. Leider sind die Malereien heute stark zerstört, so daß man nur noch 37 fragmentarisch erhaltene Sternbilder zu erkennen vermag. Sie sind offensichtlich nach einem ursprünglich griechischen Manuskript kopiert und zum Teil »orientalisiert« worden.

Fünfundzwanzig Jahre nach Vollendung dieser Fresken hatten sich die Araber alle wichtigen Erkenntnisse der griechischen Astronomen angeeignet. Den Arabern gebührt das Verdienst, die alten Überlieferungen gesammelt, nachgeprüft und ergänzt zu haben. Ihr bedeutendster Astronom al-Battāni (latinisiert Albategnius) überarbeitete im 10. Jahrhundert den Sternkatalog von Ptolemaios, der dann zu Beginn des 15. Jahrhunderts noch einmal unter Berücksichtigung arabischer Angaben von dem Tatarenfürsten Ulug Beg (1394–1449) überprüft und ergänzt wurde. Dieser Fürst hatte in Samarkand eine Sternwarte mit Instrumenten von riesigen

Ausmaßen errichten lassen. Was die Araber in Geometrie, Arithmetik, Trigonometrie, Geographie und Astronomie in Erfahrung gebracht hatten, wurde Wißbegierigen vor allem an den spanischen Universitäten von Cordoba und Toledo vermittelt. Dort studierten auch christliche Wissenschaftler die ihnen bis dahin noch unbekannte griechisch-arabische Astronomie. Unter den Übersetzern arabischer Werke ins Lateinische ragte Gerhard von Cremona (1114–1187) hervor, ein von Kaiser Friedrich Barbarossa hochgeschätzter Arzt und Astrologe. Er übersetzte einund-siebzig Bücher und trug damit wesentlich zur Verbreitung der antiken und arabischen Wissenschaft in Europa bei.

Auf arabischen Einfluß gehen viele Namen und Begriffe der Sternkunde zurück. Merkwürdigerweise wurden im 16. und 17. sowie im 19. und 20. Jahrhundert ebenfalls arabische Namen in die Himmelskunde übernommen. Insgesamt sind heute noch zweihundertzehn solcher Fremdwörter in der Astronomie gebräuchlich. Zu ihnen gehören Begriffe wie Zenit (Scheitelpunkt), Nadir (Fußpunkt) und Azimut (der Bogen zwischen dem Vertikalkreis eines Sterns und dem Meridian) sowie Sternnamen wie Algol, Aldebaran, Beteigeuze und andere. Algol, einen Stern im Perseus, der durch regelmäßige Lichtschwankungen auffällt, nannte Ptolemaios das Gorgonenhaupt (Gorgo ist eine Bezeichnung für die Medusa). Die Araber übersetzten das fast wörtlich mit ra's al-gûl, Kopf der Gul; verkürzt wurde daraus Algol. Ähnlich verhält es sich mit dem Hauptstern des Stiers, arabisch ad-dabarân, das heißt »der, welcher folgt« (nämlich den Plejaden), woraus Aldebaran entstand. Verwickelter ist die Namensgeschichte des Sterns Beteigeuze im Orion. Bei manchen Arabern hieß er yad al-gawzâ, Hand des Orion. Ein Lesefehler verwandelte dieses Wort in bâl al-gawzâ, aus dem durch Verstümmelung Betelgeuze und schließlich Beteigeuze hervorgingen.

Doch zurück zu den arabischen Universitäten und ihren Lehrern! Arabische Wissenschaftler gehörten mit jüdischen und christlichen einem Kollegium an, das von Alfons X. von Kastilien beauftragt wurde, astronomische Handschriften zu übersetzen und arabische Sterntafeln auf den neusten Stand zu bringen. Das Ergebnis dieser gewaltigen Arbeit waren die »Alfonsinischen Tafeln«, die man dem König 1252 am Tage seiner Thronbesteigung überreichte. Mit ihnen war für die folgenden Jahrhunderte ein astronomisches Handbuch geschaffen, dessen Grundbestand die »Megale syntaxis« des Ptolemaios bildete. Im 15. Jahrhundert wurde das Werk dieses Astronomen auch durch original griechische Handschriften bekannt. Gelehrte Männer hatten die kostbaren Manuskripte nach Europa

mitgebracht, als sie vor den Türken aus Konstantinopel flüchteten. Nun konnten lateinische Übersetzungen des griechischen Originals angefertigt und mit den arabischen Versionen verglichen werden. Schließlich wurde die »Megale syntaxis« 1538 in Basel zum ersten Male gedruckt und so vielen Interessierten zugänglicher gemacht. Aber zu dieser Zeit waren die Hypothesen des Ptolemaios über die Planetenbewegungen und die Stellung der Erde schon überholt, denn 1543 erschien das Lebenswerk von Kopernikus »De revolutionibus orbium coelestium« (»Über die Kreisbewegung der Himmelskörper«). Es rief eine Revolution in der Astronomie hervor, da es nachwies, daß die Erde nicht im Mittelpunkt des Weltalls steht.

Neben dieser bedeutsamen Überlieferung der »Megale syntaxis« und damit der altgriechischen Astronomie gibt es noch eine andere Tradition, deren seltsam verschlungene Wege ebenfalls durch die Kulturgeschichte verschiedener Völker führen. Sie betrifft nicht so sehr die wissenschaftlich betriebene Sternkunde, sondern mehr die »populäre«. Überraschenderweise gab dazu ein Dichter den Anstoß. Freilich waren wohl die Poeten seit jeher vom Anblick des gestirnten Himmels besonders beeindruckt und so versucht, seine Schönheit zu besingen und zu schildern. Aber die Dichtung des Aratos (aus Soloi in Kilikien, 315–245 v. u. Z.) war mehr als eine poetische Verherrlichung des Sternhimmels. Wie die Legende berichtet, wurde Aratos um 270 v. u. Z. vom makedonischen König Antigonos beauftragt, die Himmelsbeschreibung des Eudoxos in Verse zu kleiden. Es war bestimmt nicht einfach, das sachbezogene »nüchterne« Werk des Astronomen und Mathematikers in Literatur umzusetzen und sich dabei genau an die vorgegebenen Fakten zu halten. Doch Aratos bewältigte die heikle Aufgabe mit Bravour. Im ersten Teil der »Phainomena und Diosemeia«, der »Bilder und Zeichen des Himmels«, ging er, in enger Anlehnung an sein Vorbild, der Reihe nach von Norden nach Süden auf die Sternbilder und dann auf die scheinbare Himmelskugel mit ihren verschiedenen Kreisen ein. Der zweite Teil des Werkes erläuterte, welche Sternbilder mit welchen Tierkreiszeichen zur gleichen Zeit auf- und untergingen, und der dritte Teil umfaßte Erscheinungen am Himmel und auf Erden, im Tier- und Pflanzenreich, die Rückschlüsse auf das kommende Wetter zuließen. Für die »Phainomena und Diosemeia« erntete Aratos bei seinen Zeitgenossen wie bei späteren Poeten höchstes Lob. Vom römischen Dichter Ovid (43 v. u. Z.–18 u. Z.) ist das Urteil überliefert: »Wie Mondschein und Sonnenlicht strahlt ewig jung Arats Gedicht.« In der Tat bedeutete das Werk des Aratos einen Wende-



120 Sternbilder nach den Angaben von Aratos (Berliner Tafel) (nach Thiele)

punkt in der Geschichte des Lehrgedichts. Man benutzte die »Bilder und Zeichen des Himmels« als astronomisches Lehrbuch, übersetzte es ins Lateinische und kopierte es häufig. Luthers Freund Philipp Melanchthon bewunderte die »Phainomena« ebenfalls und gab sie 1521 neu heraus. In der Gegenwart ist das Werk auch in deutscher Sprache veröffentlicht worden.

Manchen mittelalterlichen Aratos-Handschriften sind Gesamtwiedergaben des Himmels beigelegt, deren Vorlagen bis ins 1. und 2. Jahrhundert u. Z. zurückreichen. Solche »Sphären« verzichteten auf alles dekorative Beiwerk, wie es sonst die Buchillustrationen auszeichnet. Sie vermittelten nur soviel, wie zum Verständnis der Verse des Dichters notwendig war. Betrachten wir eine dieser Sphären, die sogenannte Berliner Tafel, so fällt auf, daß ihre Figuren seitenverkehrt abgebildet sind. Sie wurden nämlich nach einem Himmelsglobus, bei dem diese Art der Darstellung häufig ist, auf die Fläche projiziert. Die Berliner Tafel weist eine Reihe von Fehlern auf, die schon Aratos in seiner Beschreibung beging, sowie Ungenauigkeiten, die auf das Konto der Kopisten kommen. In der Mitte der Himmelsscheibe erblicken wir den Drachen sowie den Großen und Kleinen Bären, die Sternbilder bis zum Zodiakus, den Tierkreis selbst und einige Figuren des südlichen Firmaments. Zwölf Strahlen am Rande grenzen die Tierkreiszeichen voneinander ab. Links unter der Sphäre ist die Büste des Sonnengottes Sol und rechts die Mondsichel zu sehen. Zwei Männer, die mit Ärmeltonika und Mantel bekleidet sind, zeigen mit ausgestreckter Hand auf die Sonne beziehungsweise den Mond. Direkt über der Mondsichel bemerkt man eine Schlange, deren Wiedergabe offenbar auf einem Mißverständnis beruht. Eigentlich müßte an ihrer Stelle der Fluß Eridanos erscheinen, den Aratos ein gewundenes Band nennt. Diesem hat der Illustrator irrtümlich einen Kopf angesetzt und es so in eine Schlange verwandelt.

Zu den bedeutendsten Übersetzern des Aratos zählen der Redner, Anwalt und Staatsmann M. Tullius Cicero (106–43 v. u. Z.), der Feldherr Germanicus (15 v. u. Z.–19. u. Z.), Hyginus, Vorsteher der Palatinischen Bibliothek zur Zeit des Kaisers Augustus, und der Dichter Avienus (zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts u. Z.). Ihre Übersetzungen und Kommentare zu den »Bildern und Zeichen des Himmels« blieben zum Teil bis heute erhalten. Vor allem die Karolinger ließen im 9. Jahrhundert die lateinischen Manuskripte abschreiben und verbreiten. Die Karolinger, unter deren Herrschaft der frühfeudale Staat entstand, knüpften an die Leistungen der Spätantike an. Im Gefolge neuer Machtverhältnisse nahm

auf künstlerischem Gebiet vor allem die Buchmalerei einen großen Aufschwung, zu deren bemerkenswertesten Schöpfungen die Illustrationen zu den Übersetzungen und Kommentaren des Aratos gehören. Schon in antiker Zeit waren dessen Verse in mythologischer und astronomischer Hinsicht ergänzt worden, so daß die vielen Zusätze allmählich den ursprünglichen Text überwucherten. Um nun dessen ästhetisch-erbauliche Absicht mit dem gelehrten Beiwerk und den Illustrationen in Einklang zu bringen, fand irgendein phantasiebegabter Künstler in spätantiker Zeit einen originellen Ausweg. Bei den Sternbilddarstellungen malte er nur die Köpfe und Extremitäten, während er die Körper mit mythologischen und astronomischen Erläuterungen, also mit Schrift versah. Unter diesen merkwürdigen Bildern standen die Verse des Aratos in der Übersetzung Ciceros. Das Ganze war nicht nur ein Kuriosum, sondern auch bezeichnend für die zwiespältige Haltung der damaligen Menschen: Für sie waren Sterne und Sternbilder sowohl mythische Personen wie Objekte abstrakter Wissenschaft.

Eine dieser spätantiken, Bild und Text vereinigenden Handschriften wurde im 9. Jahrhundert in Frankreich kopiert und die Abschrift dann im 11. Jahrhundert nach England gebracht, wo sie großes Aufsehen erregte.

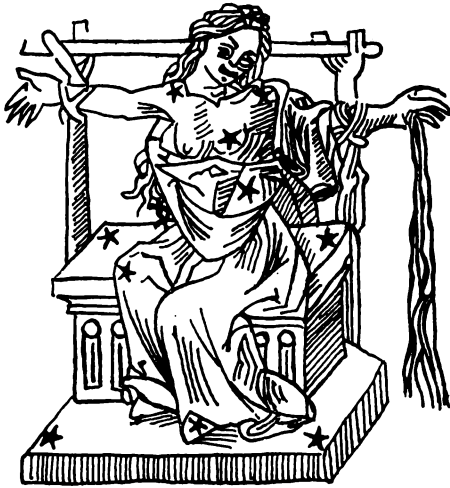
Unter den Bildern findet sich der Eridanos, aber nicht als gewundenes Band oder gar als Schlange, sondern als sitzender Flußgott. So stellte die römische dekorative Kunst Flußgötter dar. Gesicht, Haare, Hände, Füße, ein Teil des Gewandes, die Urne, der Wasserstrom und die Pflanze in der Hand des Gottes sind ausgemalt. Die übrige Figur ist nur durch erläuternden Text angedeutet. Der Kopist hat die farbige Gestaltung seiner Vorlage offenbar gut getroffen. Der Kopf des Eridanos zum Beispiel erinnert an antike Fresken. Interessant ist nun, wie sich englische Illustratoren von dieser Handschrift inspirieren ließen. Einer schrieb den Text nur neben die Figuren, die er derb-realistisch abmalte. Ein anderer ahmte die Darstellungen zwar verhältnismäßig genau nach, füllte die Figuren aber überhaupt nicht mehr mit Farbe, sondern allein mit Schrift. Der dritte wandelte die Bilder stark ab, wobei es ihm augenscheinlich nicht mehr um astronomische Genauigkeit, sondern vor allem um die Wirkung seiner Illustrationen ging. Er war ein außerordentlich geschickter Zeichner, dem es wie kaum einem anderen seiner Zeitgenossen gelang, Menschen und Tiere zu charakterisieren. In späteren englischen Manuskripten entfernen sich die Illustrationen noch weiter von der französischen Vorlage des 9. Jahrhunderts.



121 Das Sternbild
Orion in einer eng-
lischen Handschrift
(nach Saxl)

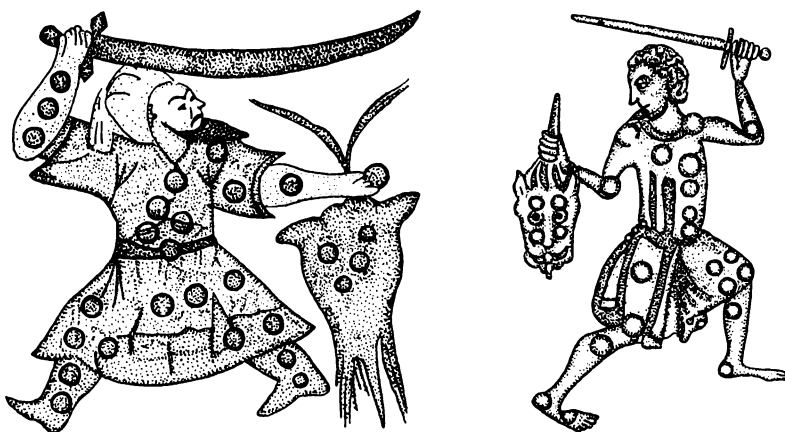
Nicht weniger aufschlußreich und interessant ist die Entwicklung der Sternbilddarstellungen auf dem Festland. Am bemerkenswertesten ist hier ein Kodex, der im 9. Jahrhundert im nordöstlichen Frankreich geschaffen wurde und auf ein Original aus dem 4. Jahrhundert u. Z. zurückgeht. Er wird jetzt in der Universitätsbibliothek Leiden aufbewahrt. Seine Bilder haben die Farbgebung der alten Vorlage beibehalten. Auf blauen Hintergrund gemalt, werden die Figuren von einem schwarz-roten Rahmen umschlossen. Auch in diesem Kodex ist der Eridanos als Flußgott verkörpert, der sich auf eine Wasserurne stützt. Am besten ist die Wiedergabe der Andromeda gelungen. Spätantiker Kunstauffassung gemäß hat sie der Künstler mit nacktem Oberkörper gemalt. Rechts und links von ihr ragen Felsen empor, an denen die Ketten befestigt sind, mit denen Andromeda gefesselt ist. Außerordentlich lebendig wirken ebenfalls die Tierbilder im Leidener Kodex. Der Große Hund ist als Wolfshund mit einer strahlenden Scheibe um den Kopf und einer flammenartigen langen Zunge dargestellt, die den Hauptstern Sirius symbolisiert. Um dessen große Helligkeit noch stärker zu betonen, ist die gesamte Figur des Hundes mit weißer Farbe umrandert. Einst kündete das Erscheinen des Sirius kurz vor der Morgendämmerung für das Mittelmeergebiet die Zeit der sengenden Hitze und der Fieberseuchen an. Deshalb hielt man ihn für ein gefährliches Gestirn – eine Vorstellung, die noch in dem Wolfshund nachklingt.

Eine ganze Reihe mittelalterlicher Handschriften knüpft an spätantike Texte und Illustrationen zum Werk des Aratos an. Manche von ihnen



122 Andromeda in einem
frühen Druck

dienten den ältesten Drucken als Quelle, die entweder die alten Sternbilddarstellungen ziemlich genau kopierten oder sie phantasievoll abwandeln und der Zeit anpassen. Neu ist in den Drucken zum Beispiel die Wiedergabe des Arktur, des Bärenführers, mit einem Ochsen gespannt oder die Abbildung der Andromeda als sitzende Frau, die an zwei Pfähle gebunden ist. In diesen ältesten Drucken spürt man nichts von jenem arabisch-orientalischen Einfluß, der in bestimmten Handschriften deutlich hervortritt. Perseus etwa ist in einem arabischen Manuskript als Orientale gekleidet, der ein Krummschwert schwingt, mit dem er nicht das Haupt der Medusa, sondern das eines weiblichen Dämons der arabischen Mythologie abgeschlagen hat. Eine lateinische Handschrift zeigt Perseus dagegen in europäischer Tracht, aber mit diesem Teufelshaupt in der Hand! Aus diesem Wirrwarr erklärt sich das Bestreben italienischer und deutscher Humanisten, zu der ursprünglichen Bildtradition zurückzukehren. Tatsächlich entdeckte man in Sizilien eine alte Handschrift, die diesem Anliegen entsprach. Sie wurde zum Vorbild für die Sternbilddarstellungen der italienischen Renaissance. Zwar waren diese ebenfalls den jeweiligen Mode- und Lokalstilen unterworfen, aber sie stimmten insgesamt doch viel stärker überein als die Aratos-Illustrationen mittelalterlicher Manuskripte. Mit den italienischen Renaissancewieder-

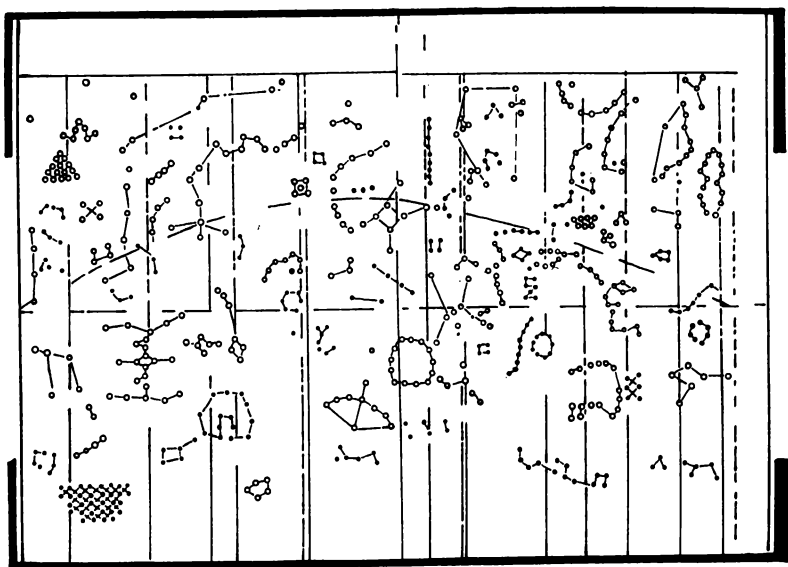


123 Perseus mit dem »Teufelshaupt« in einer arabischen (links) und einer lateinischen Handschrift (rechts)

gaben der Sternfiguren schließt sich der Kreis der bildlichen Aratos-Tradition von der Antike bis zum Beginn der Neuzeit.

Gewissermaßen als Nachtrag und Ergänzung zur Überlieferungsgeschichte griechischer Sternbilder soll nicht unerwähnt bleiben, daß man Sterne und Sternfiguren ebenfalls auf Münzen und Gemmen darstellte. Vielleicht sind sogar manche Bilder des Firmaments nach solchen Prägungen gestaltet worden. Die Sternbilder Stier, Löwe, Pegasus und Krebs findet man, nach Angaben des Astronomen Ernst Zinner, auf Münzen seit 550 v. u. Z., das Schiff und den Adler seit 500, Schildkröte und Hase seit 420 v. u. Z. Römische Münzen zeigen die Zwillinge mit zwei Sternen über ihren Köpfen. Eine Münze des Kaisers Augustus trägt den Steinbock (nach alter Tradition ein Ziegenfisch!), während man auf Münzen des Mithridates VI. Eupator (132–63 v. u. Z.) sowohl einen weidenden Hirsch wie den Pegasus als Sternbilder findet.

Auch eine andere Ergänzung sei noch erlaubt. Aus der Überlieferungsgeschichte der »klassischen« Sternbilder soll nicht der falsche Eindruck entstehen, als hätten sich nur europäische Völker und die Araber für genaue Sternverzeichnisse und Darstellungen des Sternhimmels interessiert. Himmelskarten wurden in China seit dem 3. Jahrhundert u. Z., also ebenfalls schon früh entworfen, doch ist von ihnen nichts erhalten



124 Sterne um den Himmelsäquator in einem chinesischen Druck von 1088 bis 1094. Die Beschriftung ist weggelassen (nach Needham)

geblieben. Im Jahre 724, so ist überliefert, organisierten die kaiserlichen Astronomen I-Hsing und Nankung Yüeh eine Expedition, die vermutlich bis zur Südspitze Sumatras führte. Ziel des erstaunlichen Unternehmens war, so weit wie möglich die Sterne des Südhimmels zu erfassen und in ihrer Lage zueinander und an der scheinbaren Himmelskugel zu bestimmen. Ähnliche Bestrebungen sind von den europäischen Völkern erst fast tausend Jahre später bekannt. Bemerkenswert ist ebenfalls, daß die Chinesen Sternkarten herstellten, auf denen keine mythologischen Figuren, sondern nur die Sterne angegeben waren. Die wohl ältesten gedruckten Sternkarten überhaupt gehören zu einem Buch, das 1088 begonnen und 1094 vollendet wurde. Seine fünf Sternkarten geben den Nord- und Südhimmel sowie eine sehr breite Zone um den Himmelsäquator wieder. Nur der Raum um den Südpol des Firmaments ist leer gelassen, da er damals noch nicht bekannt war. Auf allen fünf Karten sind die Linien der Hsiu, der achtundzwanzig »Mondstationen« eingetragen. Aus dem Jahre 1247 stammt die berühmteste chinesische Sternkarte.

Sie wurde mit einem Begleittext auf eine Stele graviert und in einem Tempel des Konfutse aufgestellt. Immerhin sind im Text 1565 Sterne genannt und 1440 Sterne dargestellt. Eine koreanische Sternkarte von 1395 geht sogar auf ein älteres Vorbild aus dem Jahre 672 zurück. Die Milchstraße ist hier überdeutlich gekennzeichnet, und man hat außerdem versucht, verschiedene Sternhelligkeiten durch unterschiedlich große Punkte anzudeuten. Einige Überlieferungen berichten auch, daß in den Jahre 435 und 1090 Himmelsgloben geschaffen wurden. Diese altchinesische Tradition haben später die Jesuiten aufgegriffen und fortgeführt. Ein Bild aus einem japanischen Druck zeigt zum Beispiel den wie einen chinesischen Beamten gekleideten Jesuitenpater Ferdinand Verbiest mit seinem Sextanten und Himmelsglobus.

Den Jesuiten, die als Missionare nach China kamen, waren Himmelsgloben sicher schon aus Europa bekannt, wo ihre Tradition bis in die Antike zurückreicht. Bevor man solche Globen anfertigen konnte, mußte natürlich erst die Vorstellung vom Himmel als einer Kugel entstanden sein. Von Anaximander aus Milet weiß man, daß er den Himmel schon für eine Kugel hielt, aber noch annahm, die Erde habe die Form eines flachen Zylinders. Angeblich hat Anaximander einen Himmelsglobus hergestellt, doch ist diese Nachricht umstritten. Aus den »Phainomena« des



125 So stellten die Chinesen zwischen 1088 und 1094 den Südhimmel dar. Die Beschriftung ist weggelassen (nach Needham)



126 Aratos und Urania
auf einem fragmentarisch
erhaltenen Mosaik in
Trier

Aratos geht hervor, daß der Dichter (offenbar wie sein Vorbild Eudoxos) zur Beschreibung der Sternbilder und des Gradnetzes einen Globus benutzte, und es ist sogar gelungen, ihn nachzubauen. In Trier ist beim Bau des Museums ein Mosaik gefunden worden, das Aratos und Urania, die Muse der Astronomie, darstellt. Zu Füßen des sitzenden Aratos steht ein Himmelsglobus in einem Gestell. Im »Musen-Mosaik« aus Trier ist Urania mit einem Himmelsglobus und seinen verschiedenen Kreisen zu sehen. Ptolemaios berichtet, Hipparch habe gleichfalls einen Himmelsglobus konstruiert. Im dritten Kapitel des achten Buches der »Megale syntaxis« wird die Anfertigung eines solchen Modells erläutert:

»Für die Farbe der den Untergrund bildenden Kugel werden wir einen etwas dunkleren Ton wählen, wie er nicht der Luftfärbung des Tages, sondern mehr dem Dunkel der Nacht entspricht, bei welchem die Sterne sichtbar werden . . . Die Umrisszeichnungen der einzelnen Sternbilder werden wir so einfach wie möglich ausführen, indem wir die unter dasselbe Bild fallenden Sterne durch Linien umreißen, und zwar durch Linien, die sich von der Farbe, in welcher der ganze Globus gehalten ist, nicht allzu sehr abheben, damit weder der praktische Zweck, der sich aus dieser charakteristischen Linienführung ergeben soll, verfehlt werde, noch die Aufsetzung bunter Farben die Ähnlichkeit des Bildes mit der

Wirklichkeit beeinträchtigt. Dadurch erreichen wir, daß der auf den ersten Blick ins Auge fallende Vergleich uns leicht werde und unschwer im Gedächtnis zu behalten sei, sobald wir uns schon bei dem Bilde, welches der Globus bietet, daran gewöhnen, in den Konstellationen bloße Phantasiegebilde zu erblicken.»

Ein Globus nach den Angaben des Hipparch hat vielleicht für eine Himmelskugel zum Vorbild gedient, die von einer Atlas-Statue getragen wird. (Nach der griechischen Mythologie hielt der Titan Atlas den Himmel in der Schwebe.) Statue und Globus wurden 1556 entdeckt und zunächst im Palast Farnese in Rom aufgestellt. Heute befindet sich der mehrfach restaurierte, 1,85 Meter hohe »Atlas Farnese« im Museo Nazionale in Neapel. Wahrscheinlich ist er um 130 u. Z. als Kopie eines älteren Originals entstanden. Figuren dieser Art waren in der römischen Kaiserzeit allgemein beliebt, und es ist anzunehmen, daß der Atlas in einer Bibliothek aufgestellt war. Sein Globus, der 2,04 Meter im Umfang mißt, ist verhältnismäßig genau gearbeitet. Auf ihm sind keine Einzelsterne, sondern nur die Sternfiguren als Reliefs wiedergegeben. Scharf und deutlich heben sie sich von der Kugel ab. Insgesamt sind auf ihr noch 42 Sternbilder erhalten. Das Gradnetz des Himmels ist durch schmale Linien gekennzeichnet. Als Kuriosum sei die Darstellung des »Thrones Cäsars« oberhalb des Krebses erwähnt. In der Nähe dieses Sternbildes soll nämlich der Komet verschwunden sein, der im Jahre 44 v. u. Z. nach der Ermordung Cäsars die Zeitgenossen beunruhigte.

Während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung gerieten die antiken Erkenntnisse über Gestalt und Größe der Erde in Widerspruch mit christlich-dogmatischen Lehren, die mit Bezug auf bestimmte Bibelstellen eine Scheibenform der Erde behaupteten oder ihr sogar die Form eines Berges zusprachen. Infolgedessen ging das Wissen um die wahre Erdgestalt allmählich verloren. Die Vorstellung vom Himmel als Kugel blieb jedoch bestehen, und so war auch der Himmelsglobus mit seinen Sternbildern und Kreisen im frühen Mittelalter durchaus bekannt. Als Lehr- und Anschauungsmittel wurde er zum Beispiel in den von Karl dem Großen gegründeten Klosterschulen benützt. Globen aus dieser Zeit sind jedoch nicht erhalten geblieben, da sie wohl aus leicht vergänglichem Material bestanden.

Frühe arabische Himmelsgloben sind dagegen in größerer Zahl auf uns gekommen. Der älteste stammt aus dem Jahre 1080; er hat einen Durchmesser von 18,3 Zentimetern und wird in der Nationalbibliothek zu Paris aufbewahrt. Ein ausgezeichnet erhaltener arabischer Himmels-

globus zählt heute zu den Schätzen des Staatlichen Mathematisch-Physikalischen Salons in Dresden. Kurfürst August I. von Sachsen kaufte ihn im Jahre 1562 von dem Coburger Mathematiker Nikolaus Valerius. Der Globus ist um 1279 von Mohammed ben Muyid el-Ordhi für die persische Sternwarte Merâgha hergestellt worden und besteht aus zwei zusammengefügt Bronzegußschalen mit einem Durchmesser von 14,4 Zentimetern. Auf ihnen sind die astronomischen und figürlichen Darstellungen sowie die Beschriftungen in kufischer Sprache teils graviert, teils in Gold und Silber ausgelegt. Diese Technik des Tauschierens an astronomischen Instrumenten war im 12. und 13. Jahrhundert in Vorderasien und vor allem in Persien zur höchsten Vollendung gelangt.

Die beiden ältesten deutschen Himmelsgloben, die erhalten sind, gehörten einst Nikolaus von Cues. Der größere von beiden besteht aus Holz und stammt aus der Zeit um 1400. Interessant ist auch der Himmelsglobus von Johannes Stöffler (1452–1531), der als Professor an der Universität Tübingen lehrte und sich als Mathematiker, Astronom und Mechaniker einen Namen machte. Trotz seiner wissenschaftlichen Neigungen und Verdienste war er ein überzeugter Anhänger der Astrologie und sagte die schon erwähnte »Sintflut« des Jahres 1524 voraus. Im Jahre 1493 fertigte er für den Bischof von Konstanz einen Himmelsglobus von 43 Zentimeter Durchmesser an. Er ruht in einem etwas klobigen Gestell und ist um die »Weltpole« drehbar. Die Sterne sind durch goldene und silberne »Knöpfe« symbolisiert. Um den Globus liegt ein Netz aus Messingbändern, das die astrologischen Häuser kennzeichnet und die rasche Feststellung ermöglicht, in welchen Häusern sich Tierkreisbilder, Sonne, Mond, Planeten zu einer bestimmten Zeit befinden.

Aufschlußreich ist weiterhin ein Globus von Jodocus Hondius senior (1567–1611), einem Amsterdamer Kartographen und Kupferstecher. Kurz vor 1600 schuf dieser eine Himmelskugel, auf der südliche Sternbilder wiedergegeben sind, die von holländischen Schiffen unter Führung der Brüder Houtmann zwischen 1595 und 1597 beobachtet und aufgezeichnet wurden.

Besonders zahlreich erhalten sind barocke Globen des 17. Jahrhunderts. Sie fallen vor allem durch ihre Größe auf. Berühmt ist der Amsterdamer Globenhersteller Willem Janszoon Blau (1571–1638), der sich bei dem dänischen Astronomen Tycho de Brahe mathematische und astronomische Kenntnisse erworben hatte. Museen und Bibliotheken der DDR besitzen von Blau zehn Erd- und acht Himmelsgloben. Einer der Sterngloben aus der Schönebeckischen Stiftung in Stendal stammt aus dem

zeigte die Erdoberfläche, während man im Innern, das durch eine Tür zugänglich war, den Sternhimmel sah. Außerdem vermochte man auf dem Globus mit Hilfe besonderer Behälter für Wasser und Feuer Regen, Donner, Blitz und Vulkanausbrüche nachzuahmen.

Ungewöhnlich war auch der Versuch Weigels, die antiken Sternbilder sowie die gerade gedeuteten des Südhimmels durch die Wappen europäischer Fürsten und Stadtrepubliken und durch die Sinnbilder der damaligen Stände zu ersetzen. Davon zeugen noch ein Kupferstich und Metallgloben in drei verschiedenen Ausführungen. Bei der »Kleinen Ausgabe« werden die Sterne durch leichte, zum Teil durchlöchernte Erhöhungen wiedergegeben. Blickt man durch die vier Öffnungen auf der Südhalbkugel in den Globus hinein, dann sieht man die Sternbilder infolge der Löcher so, wie sie auf der Nordhalbkugel der Erde erscheinen – also nicht seitenverkehrt wie auf der Außenseite der Kugel. Offensichtlich diente die »Kleine Ausgabe« zu Lehr- und Anschauungszwecken. Die »Große Ausgabe« dagegen wurde wohl als Schmuck oder gar als Widmungsgeschenk verwandt. Auf ihr treten die Weigelschen Sternbilder als flache Reliefs hervor. Eine dritte Ausführung zeigt in Doppelrelief sowohl die Weigelschen wie die herkömmlichen Sternbilder, wobei die neuen deutlicher hervorgehoben sind. Weigels Sternfiguren haben sich jedoch nicht durchsetzen können.

Wichtiger als die Globen des Jenaer Professors waren die des italienischen Kartographen und Geographen Vincenzo Maria Coronelli (1650 bis 1718). In dreijähriger Arbeit fertigte er zum Beispiel für den französischen König Ludwig XIV. einen Erd- und einen Himmelsglobus von je 3,90 Meter Durchmesser. Beide übertrafen an Größe und Schönheit alle bisherigen Modelle dieser Art. Im Himmelsglobus, den man durch eine Tür betreten konnte, fanden dreißig Personen Platz. Auf der Innenseite der Kugel sah man die Sternbilder so, wie sie von der Erde aus erscheinen. Auch andere Kartographen und Globenhersteller verdienen genannt zu werden: Johann Baptist Homann (1664–1724) in Nürnberg, sein Mitarbeiter, der Astronom und Mathematiker Johann Gabriel Doppelmaier (1671–1750), und Matthäus Seutter (1678–1756), der bei Homann in die Lehre ging und dann in Augsburg einen eigenen Betrieb eröffnete. Von den Genannten sind noch viele Erd- und Himmelsgloben vorhanden. Sie zeugen von der einst engen Verbindung zwischen Kunst und Wissenschaft. Allmählich aber rückten die wissenschaftlichen Gesichtspunkte immer stärker in den Vordergrund, und das wirkte sich auch auf die Wiedergabe des Sternhimmels aus. Seit dem 19. Jahrhun-

dert dominiert die sachliche Darstellung, die meistens die Sternbildfiguren unberücksichtigt läßt. Dafür werden lichtschwächere Sterne verzeichnet, die nur im Fernrohr wahrzunehmen sind. Als interessante Modelle aus unserem Jahrhundert nennen wir die »Planetarien« von M. Sendtner, zwei mit Sternen verschene Glaskugeln. In der einen Kugel sind Sonne und Planeten nach dem ptolemäischen Weltbild angeordnet, in der anderen nach dem kopernikanischen. Beide »Planetarien« sind im Deutschen Museum in München aufgestellt.

Nicht nur die sachliche Wiedergabe des Sternhimmels wurde seit dem 19. Jahrhundert betont. Seitdem verloren auch die Globen an Bedeutung, da sie von den Erd- und Himmelskarten beziehungsweise -atlanten zurückgedrängt wurden. In diesem Zusammenhang ist es interessant, einen Blick auf die Entwicklung der Himmelskarten seit Beginn des 17. Jahrhunderts zu werfen. Erwähnenswert sind hier vor allem die künstlerisch wie wissenschaftlich wertvollen Karten der »Uranometria« des Augsburger Rechtsanwalts und Liebhaberastronomen Johannes Bayer (1572 bis 1660). Sein Werk wurde in fast allen europäischen Ländern verbreitet und blieb für die folgenden hundert Jahre unübertroffen. Bayer hatte die Sternpositionen noch nach Messungen mit dem bloßen Auge angegeben. (Erst der Astronom John Flamsteed, 1646–1719, erarbeitete einen Himmelsatlas mit Hilfe des Fernrohres.) Von Bayer übernahmen die Astronomen ein sehr praktisches Verfahren: die Kennzeichnung der abnehmenden scheinbaren Helligkeiten durch Buchstaben des griechischen Alphabets. Den hellsten Stern innerhalb eines Sternbildes symbolisiert man demnach mit α (Alpha), den zweithellsten mit β (Beta) usw. Reichen die Buchstaben des griechischen Alphabets nicht aus, so benutzt man auch die des lateinischen oder Zahlen. Genaue und zugleich in ästhetischer Hinsicht schöne Sternkarten schufen ebenfalls die schon erwähnten Globenhersteller.

Auch allerlei Kurioses weist die neuere Geschichte der Sternbildwiedergaben und Sternbilddeutungen auf. Aus der Aufklärungszeit zu Beginn des 18. Jahrhunderts stammen astronomische Kartenspiele, mit denen man zu belehren und dem Kartenspiel einen tieferen Sinn zu geben hoffte. Eins der Spiele mit zweiundfünfzig Blatt trug den anspruchsvollen Titel: »Neu Inventiertes Belehrendes und ergötzendes Astronomisches Kartenspiel, das ist Kunstrichtige Abbildung aller Gestirne des ganzen Firmamentes zu sonderbarem Nutzen der Kunstliebenden Jugend vorgestellt durch Johann Andreae der Mathematischen Wissenschaft beflissen. Nürnberg in Verlegung des Autors 1719.« Für den

Zeitgeist bezeichnend sind ebenfalls Versuche, alte Sternbilder aus religiösen oder politischen Gründen durch neue zu ersetzen beziehungsweise zu ergänzen (vergleiche den Versuch von Weigell!). Wir können diese merkwürdigen Experimente nicht treffender charakterisieren als der im vorigen Jahrhundert lebende Züricher Astronom Rudolf Wolf: »Ein Freund und Fachgenosse von Bayer, der 1627 zu Augsburg verstorbene Rechtsgelehrte und Scholarcha Julius Schiller, ärgerte sich an den heidnischen Sternbildern und verband sich mit Bayer zur Anlage eines christlichen Sternhimmels, in welchem aus den zwölf Zeichen des Tierkreises die zwölf Apostel, aus Perseus der Apostel Paulus, aus dem Großen Bären das Schiff Petri, aus Herkules die Heiligen Drei Könige, aus Kassiopėja die Maria Magdalena, aus dem Fuhrmann der heilige Hieronymus, aus dem Schlangenträger der Papst Benedikt, aus dem Pegasus der Erzengel Gabriel, aus Orion der heilige Joseph, aus dem Großen Hund der König David, aus dem Schiff Argo die Arche Noah, aus dem Kentaur der Erzvater Abraham, aus dem Paradiesvogel etc. die Eva gemacht wurden, ohne sich dabei irgendwie genau an den Umfang der alten Bilder zu halten. Trotz der ... künstlerischen Ausführung dieses ... 1627 zu Augsburg unter dem Titel ›Coelum stellatum christianum‹ erschienenen Atlases fand jedoch Schillers Vorschlag, die Sternbilder in solcher Weise abzuändern und gleichzeitig die sieben Wandelsterne: Sonne in Christus, Mond in Maria, Saturn in Adam, Jupiter in Moses, Mars in Josua, Venus in Johannes den Täufer und Merkur in Elias umzusetzen, wenig Anklang ...«

Schmeichelei und Hoffnung auf persönlichen Vorteil führten zu Versuchen, Fürstenhäuser und Hoheitszeichen am Himmel zu verewigen. Dafür ist das Haar der Berenice das älteste Beispiel. Nach der Legende hatte Königin Berenice ihr Haar im Tempel der Göttin Venus geopfert, weil ihr Gatte, Ptolemaios III. Euergetes (246–221 v. u. Z.), aus der Schlacht siegreich heimgekehrt war. Das Haar verschwand jedoch auf geheimnisvolle Weise aus dem Tempel, und daher behauptete ein Günstling, der Mathematiker Conon, die Götter hätten es als Sterngruppe am Himmel verewigt. Andere dynastische Sternbilder waren der Antinous, einst ein schöner Jüngling am Hofe des Kaisers Hadrian (117–138 u. Z.), die Karls-Eiche, so genannt nach jener Eiche, in der sich Karl II. 1651 nach der verlorenen Schlacht gegen Oliver Cromwell versteckte, die Sächsischen Schwerter, das Brandenburgische Zepter, der Sobieskische Schild (nach dem polnischen König Stanislaus II. August Poniatowski, 1732–1798), die Friedrichs-Ehre (nach dem preußischen König Fried-

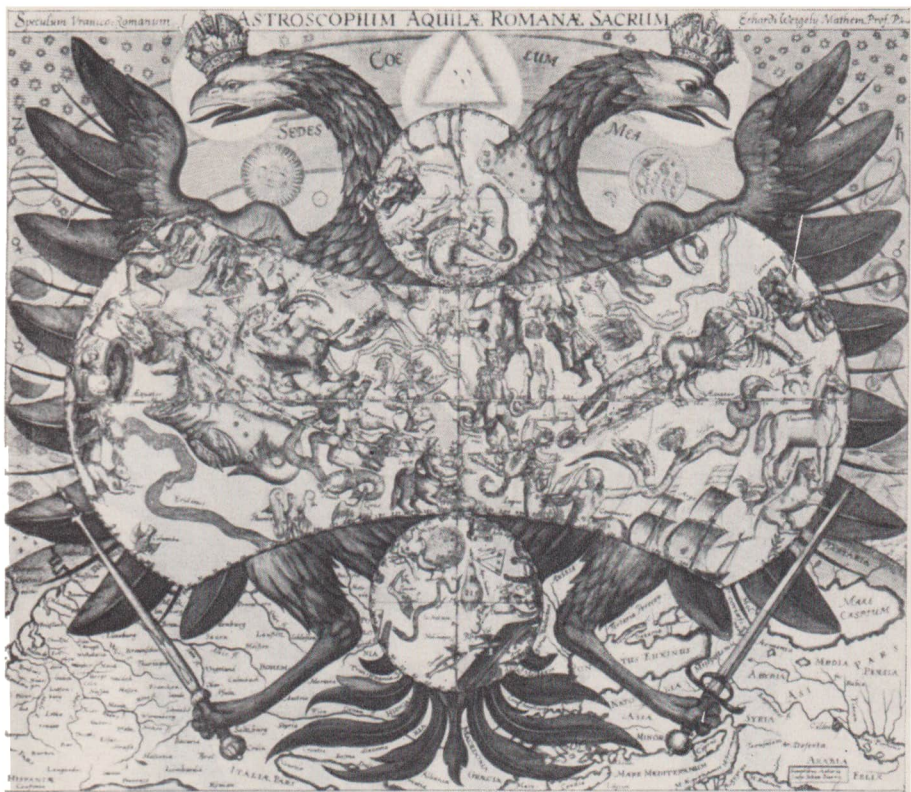
rich II., 1712–1786), die Georgs-Harfe (nach dem englischen König Georg III., 1738–1820), das Napoleons-Gestirn (der Gürtel des Orion). Bis auf das Haar der Berenice und den (Sobieskischen) Schild konnten sich die dynastischen Sternbilder jedoch nicht durchsetzen.

Eingebürgert haben sich dagegen Sternbilder, die wissenschaftliche Geräte bezeichnen. So hatte der Danziger Ratsherr und Astronom Johann Hevelius (1611–1687) mit einem großen Sextanten aus Messing Gestirnsörter vermessen. Im September 1679 fiel dieses Instrument mit der gesamten Sternwarte einer Feuersbrunst zum Opfer. Zur Erinnerung daran nannte Hevelius eine Sterngruppe zwischen dem Löwen und der Wasserschlange Sextant. Andere Himmelsbilder, wie Giraffe, Luchs, Eidechse, Schild und Fuchs, gehen ebenfalls auf Hevelius zurück. Vierzehn Figuren des südlichen Firmaments, darunter neun instrumentelle, hat der französische Astronom Louis de la Caille (1713–1762) gedeutet: den (chemischen) Ofen, die Pendeluhr, das (rhombische) Netz, den Schiffskompaß, die Luftpumpe, den Oktanten, den Zirkel, das Teleskop und das Mikroskop. Während diese Bilder allgemein anerkannt wurden, war das zum Beispiel bei dem Großen und Kleinen Herschelschen Tubus (zwei Spiegelfernrohren), dem Mauerquadranten und der Elektrisiermaschine nicht der Fall. Letztere wollte Johann Elert Bode (1747–1826), der Direktor der Berliner Sternwarte, als neue Figur einführen. Bode hatte 1787 seinen Atlas »Die Gestirne« herausgegeben. Durch populäre Schriften und Sternkarten bemühte er sich um die Verbreitung astronomischen Wissens.

In der modernen Astronomie spielen die Sternbilder noch immer eine gewisse Rolle. Sie erleichtern die schnelle Orientierung am Himmel, und man sagt zum Beispiel nach wie vor, Sonne, Mond, Planeten oder Kometen stünden in diesem oder jenem Sternbild. Die Namen der Sternfiguren kennzeichnen heute bestimmte Felder am Firmament, deren lateinische Benennung und deren Grenzen im Jahre 1925 durch internationale Übereinkunft festgelegt wurden. Moderne Sternkarten sind mit einem Koordinatennetz versehen, das zur Bestimmung der scheinbaren Sternörter dient. Mit Hilfe der Fotografie erhält man Sternkarten, auf denen auch sehr lichtschwache Sterne erkennbar sind. Der in dieser Beziehung umfangreichste Sternatlas ist gegenwärtig die »Mount-Palomar-Himmelsaufnahme«, ein Werk aus 935 Fotografien, das Sterne bis zur einundzwanzigsten Größenklasse enthält. Die Karten wurden mit dem großen Schmidt-Spiegelteleskop des Mount Palomar Observatoriums in Kalifornien aufgenommen. Außerdem sind Sternkataloge, als systematisch ge-

ordnete Verzeichnisse von Sternen, zusammengestellt worden, von denen die »Bonner Durchmusterung« mit 324 189 und die »Cordoba-Durchmusterung« mit 613 953 Sternen die bekanntesten sind. Alle in ihnen katalogisierten Sterne gehören zu unserer Milchstraße, der Galaxis, die von etwa hundert Milliarden Sonnen gebildet wird (unsere Sonne ist eine davon). Aus sehr großer Entfernung würde die Milchstraße, von der Seite betrachtet, wie ein Diskus aussehen, während sie in Aufsicht einem Feuerball ähnelt. Unsere Sonne ist so weit vom Zentrum der Galaxis entfernt, daß ein Lichtstrahl, der in einer Sekunde dreihunderttausend Kilometer zurücklegt, dorthin rund dreißigtausend Jahre lang unterwegs ist. Um das Zentrum der Milchstraße einmal zu umlaufen, benötigt die Sonne (mit dem gesamten Planetensystem) etwa zweihundertdreißig Millionen Jahre. Alle Sonnen, die als Fixsterne scheinbar Figuren am Himmel bilden, befinden sich ebenfalls in der Milchstraße und kreisen um deren Gravitationszentrum. In Wirklichkeit gehören also die Sterne, die wir willkürlich zu Figuren und Bildern vereinen, gar nicht zusammen, sondern sind räumlich sehr weit voneinander entfernt. Ein Modell macht uns das deutlich: Verkleinert man den Sonnendurchmesser (1 392 000 Kilometer) auf einen Millimeter, dann steht die Erde (im gleichen Maßstab) 10,7 Zentimeter von ihr weg, Proxima Centauri aber, die nächste Sonne, 28,6 Kilometer! Sternsysteme wie unsere Galaxis gibt es zahllos im unermesslichen Raum. In ihnen entstehen und vergehen nach physikalischen Gesetzen Sonnen und Planeten. Wie das im einzelnen vor sich geht, hat die Astronomie schon zu einem wesentlichen Teil erforscht.

Nach diesem Ausblick auf das moderne, naturwissenschaftlich bestimmte Weltbild sind wir in einem weiten Bogen zu unserem Ausgangspunkt im ersten Kapitel zurückgekehrt. Dort hatte uns ein Planetariumsbesuch in die Erkenntnisse der Sternkunde eingeführt. Das Buch wollte uns jedoch berichten, was die alten Völker über Sonne, Mond, Planeten und Sterne dachten, welche Rolle diese Vorstellungen in ihrem Tagesablauf und besonders in ihrem Kult spielten und mit welchen Erwerbsweisen und Gesellschaftsordnungen die verschiedenen Mythologien verbunden waren. Vor allem das letzte Kapitel hat am Beispiel der Sternbilder den langen Weg vom Mythos zur Wissenschaft deutlich werden lassen. Trotzdem konnte auf vieles nur hingewiesen und manches gar nicht erwähnt werden. So wäre es interessant, den neuen Erkenntnissen über Aufbau und Struktur der Galaxien sowie der Entstehung und Entwicklung von Sternen die alten Schöpfungsmythen gegenüberzustellen und näher auf die



75 Sternbild Orion als Adler des deutschen Reiches. Aus dem »Coelum heraldicum« von Erhard Weigel



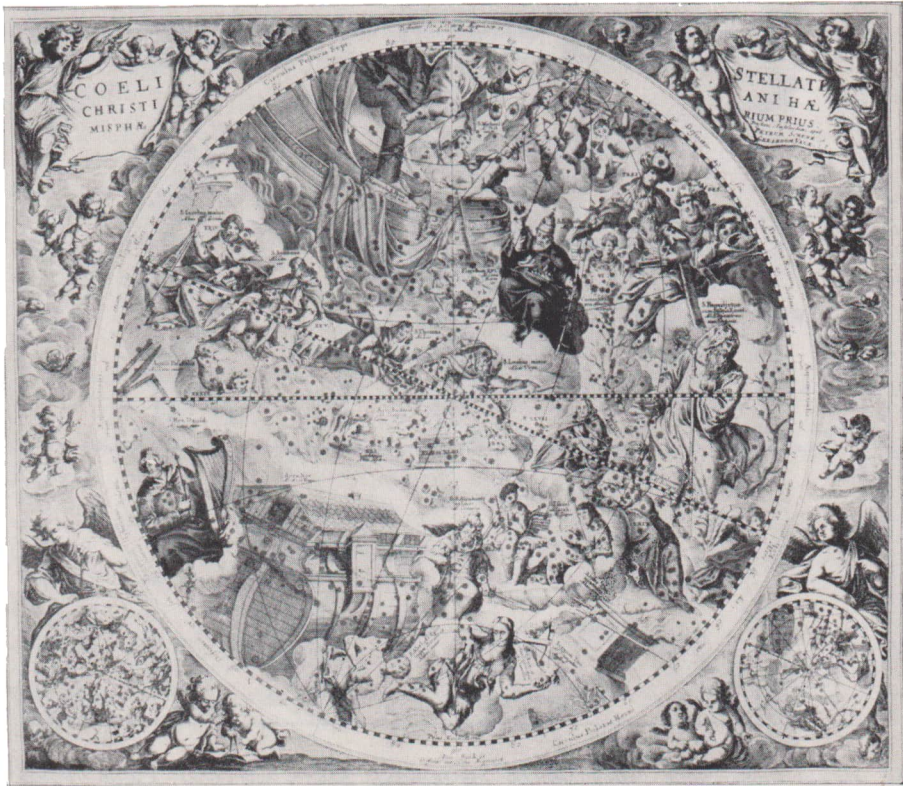
76 *Sternglobus von Georg Matthäus Seutter. Um 1720*



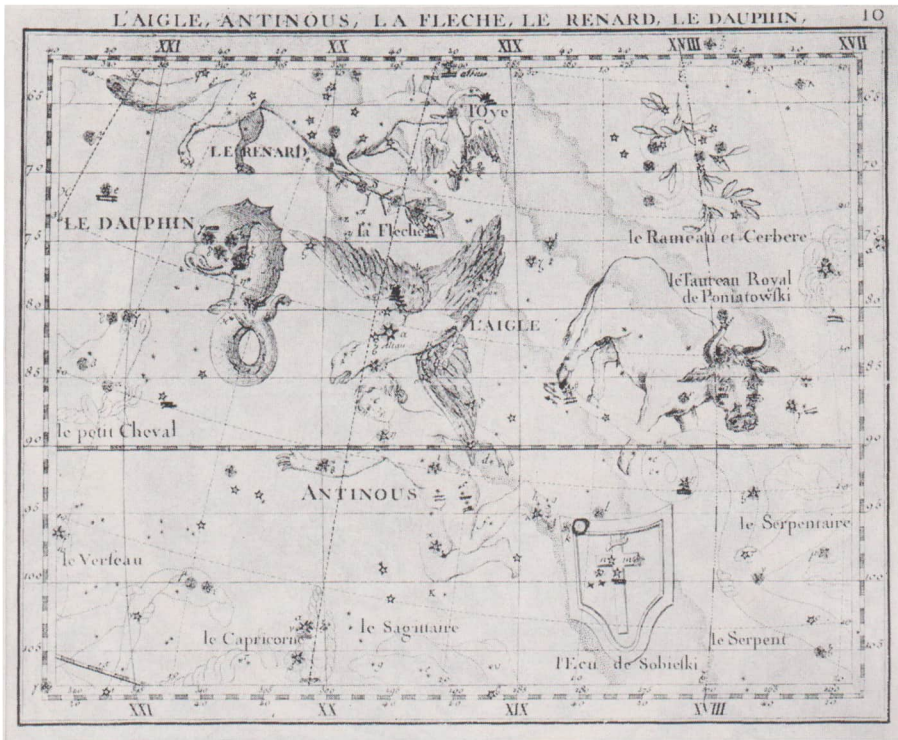
77 Das Glasplanetarium von M. Sendtner, 1911



78 Südlicher Teil des nördlichen Sternbimmels. Aus dem »Atlas Coelestis« von Andreas Cellarius. 1661



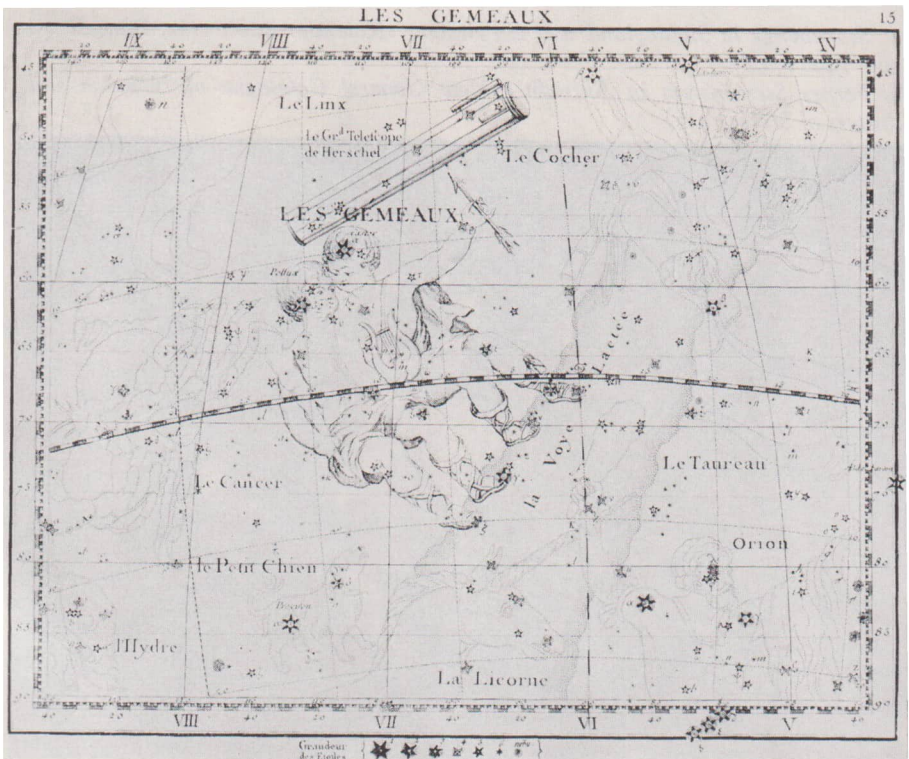
79 *Christliche Sternbilder. Nach Valck und Schenk. 1661*

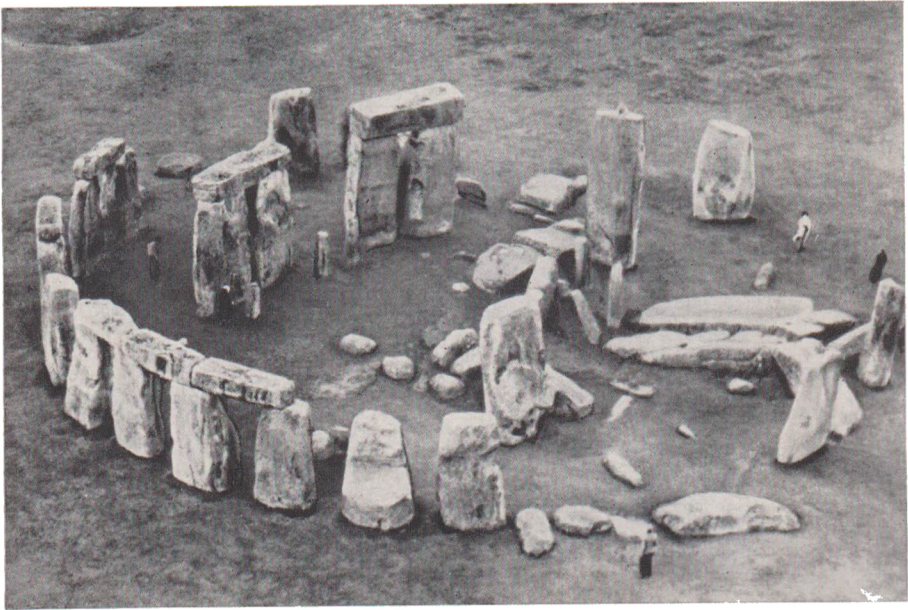


80 Heute nicht mehr gebräuchliche Sternbilder: Gans, Cerberus, Poniatowskis Stier und Antinous. Nach Flamsteed. 1791

81 Spielkarten mit den Sternbildern Einhorn und Kleiner Hund, Altar und Südliche Krone. Nürnberg 1719

82 Auch das Sternbild Großes Herschel-Teleskop (nach Flamsteed, 1791) wurde nicht unter die heute international anerkannten Sternbilder aufgenommen





83 Stonehenge in Südengland war ein riesiges «Kalender-Zählwerk». Baugen um 1900-1400 v.u.Z.

84 Fernes Sternsystem in Aufsicht "«New General Catalogue of Nebulae and Clusters of Stars» 5457



mythischen Vorstellungen über die Gestalt von Himmel und Erde einzugehen. Und wie sahen eigentlich die Anlagen aus, mit denen die alten Völker die Sterne so verblüffend genau beobachteten? Darauf geben Funde Antwort, die von den Archäologen in aller Welt gemacht wurden. Schon erwähnt haben wir das erstaunliche astronomische Wissen der amerikanischen Völker, insbesondere das der Maya, der Mochica, Chimu und Inka. Bemerkenswert sind vor allem die Forschungsergebnisse der Astronomen und Archäologen in ehemaligen Kultstätten wie Tiahuanaco am Titicaca-See. Ganz neue Erkenntnisse, die zu einer veränderten Beurteilung alter Kulturen führen und manche sensationell aufgemachten unwissenschaftlichen Behauptungen widerlegen, vermittelt uns die Erforschung der Scharrbilder Perus und der oft gewaltigen Steinsetzungen des Megalithikums. Zwischen 2000 und 1400 v. u. Z. wurden in Nord- und Westeuropa wahrscheinlich etwa zehntausend solcher Bauten errichtet, mit deren Hilfe man einen Jahreskalender aufstellte. Am berühmtesten ist die Großsteinanlage Stonehenge rund 130 Kilometer westsüdwestlich von London. Von 1963 bis 1965 haben dort Archäologen erneut gegraben und die genaue Lage aller Objekte ermittelt. Ihre Ergebnisse benutzte der englische Astronom G. S. Hawkins, um mit einem Computer zu errechnen, auf welche Auf- und Untergangspunkte der Gestirne die Visierlinien von Stonehenge gerichtet waren. Hawkins wies nach, daß Stonehenge ein riesiger »Stein-Kalender« für Sonne und Mond war. Mit ihm konnte man offenbar schon Sonnen- und Mondfinsternisse voraussagen, was Ägypter, Babylonier, Chinesen und Griechen mit anderen Methoden erst viel später vermochten. Wir werden uns also bei einem weiteren Buch wieder zusammenfinden und die Entdeckungsreise in die Welt der Mythologie und der astronomisch-archäologischen Forschungen fortsetzen in der Gewißheit, daß große Erlebnisse auf uns warten: denn seit Menschen unseren Planeten bewohnen, befassen sie sich mit ihrer Erde und ihrem gestirnten Himmel.

Anhang

Literaturverzeichnis (Auswahl)

Die Werke sind nach Sachgebieten geordnet

I. Mythologie, Philosophie, Religion und Völkerkunde

- Adam, L., und Trimborn, H.*: Lehrbuch der Völkerkunde. Stuttgart 1958(3)
Anissimow, A. F.: Etapy raswitiija perwobytnoi religii (Entwicklungsetappen der urgeschichtlichen Religion). Moskau 1967
Bilderatlas zur Religionsgeschichte. Herausgegeben von H. Haas. Leipzig 1924–1934
Bonnet, H.: Reallexikon der ägyptischen Religionsgeschichte. Berlin 1952
Die Schöpfungsmythen. Ägypter, Sumerer, Hurriter, Hethiter, Kanaaniter und Israeliten. Eingeleitet von Mircea Eliade. Einsiedeln/Zürich/Köln 1964
Eliade, M.: Das Mysterium der Wiedergeburt. Initiationsriten, ihre kulturelle und religiöse Bedeutung. Zürich/Stuttgart 1961
Eliade, M.: Der Mythos der ewigen Wiederkehr. Düsseldorf 1953
Fox, D. C.: Labyrinth und Totenreich. Paideuma, Band I, Heft 8, Leipzig 1940
Frankfort, H., Wilson, J. A., und Jakobsen, Th.: Frühlicht des Geistes. Wandlungen des Weltbildes im alten Orient. Stuttgart 1954
Geschichte der Philosophie. Band I. Berlin 1959
Glaserapp, H. von: Die nichtchristlichen Religionen. Frankfurt a. M. 1957
Glaserapp, H. von: Die Religionen Indiens. Stuttgart 1943(2)
Gressmann, H.: Altorientalische Bilder zum Alten Testament. Berlin/Leipzig 1927
Gressmann, H.: Altorientalische Texte zum Alten Testament. Berlin/Leipzig 1926
Jensen, A. E.: Das religiöse Weltbild einer frühen Kultur. Stuttgart 1948
Jensen, A. E.: Drei Ströme. Leipzig 1948
Jensen, A. E.: Mythos und Kult bei Naturvölkern. Wiesbaden 1951
Maringer, J.: Vorgeschichtliche Religion. Einsiedeln/Zürich/Köln 1956
Normann, F.: Mythen der Sterne. Gotha/Stuttgart 1925
Religionsgeschichtliches Lesebuch. Herausgegeben von A. Bertholet. Tübingen 1926 bis 1931
Staudacher, W.: Die Trennung von Himmel und Erde. Tübingen 1942
Steinen, K. von den: Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens. Berlin 1897
Tokarew, S. A.: Die Religion in der Geschichte der Völker. Berlin 1968
Weiditz, Ch.: Das Trachtenbuch des Christoph Weiditz von seinen Reisen nach Spanien (1529) und den Niederlanden (1531). Berlin/Leipzig 1927
Weyersberg, W., und Lommel, H.: Regenkamm und Himmelsrind. Paideuma, Band I, Heft 3, Leipzig 1939

II. *Astronomie und ihre Geschichte*

- Abnert, P.*: Babylonische und ägyptische Astronomie und die Sothisperiode. Die Sterne, 40. Jahrgang, Heft 7/8, Leipzig 1964
- Balss, H.*: Antike Astronomie. München 1949
- Beckerath, J.*: Der ägyptische Ursprung unseres Kalenders. Saeculum, Band IV, Freiburg/München 1953
- Bürgel, B. H.*: Aus fernen Welten. Berlin 1910
- Dittrich, A.*: Die Finsternistafel des Dresdner Maya-Kodex. Abhandlungen d. Preuß. Akad. d. Wiss. Phys.-math. Kl., Berlin 1939
- Druckschriften des Zeiss-Planetariums Jena.* CZ 18-057-1 bis CZ 18-075-1
- Haarstick, F.*: Astronomische Navigation zur Zeit Homers. Sterne und Weltraum, Nr. 7/8, Mannheim 1963
- Hawkins, G. S.*: Astro-Archaeology. Vistas in Astronomy, Bd. 10, Oxford/New York 1967
- Hawkins, G. S.*: Stonehenge Decoded. London 1970
- Hoffmeister, C.*: Sterne über der Steppe. Leipzig 1955(2)
- Kugler, F. X.*: Sternkunde und Sterndienst in Babel. 1907 ff.
- Ley, W.*: Die Himmelskunde. Düsseldorf/Wien 1965
- Ludendorff, H.*: Zur Deutung des Dresdner Maya-Kodex. Sitzungsber. d. Preuß. Akad. d. Wiss. Phys.-math. Kl., Berlin 1937
- Marsback, A.*: Lunar Notation on Upper Paleolithic Remains. Science 146, New York 1964
- Müller, R.*: Der Himmel über dem Menschen der Steinzeit. Astronomie und Mathematik in den Bauten der Megalithkulturen. Berlin/Heidelberg/New York 1970
- Müller, R.*: Sonne, Mond und Sterne über dem Reich der Inka. Berlin/Heidelberg/New York 1972
- Needham, J., und Wang, L.*: Science and Civilisation in China. Bd. III. Mathematics and the Science of the Heaven and the Earth. Cambridge 1959
- Neugebauer, O.*: Die Bedeutungslosigkeit der Sothisperiode für die älteste ägyptische Chronologie. Acta Orientalica, Vol. XVII, Lugdum Batavorum, 1939
- Nordenskiöld, E.*: Calculations with years and months in the Peruvian Quipus. Comparative Ethnographical Studies 6, Part 2, Göteborg 1925
- Nordenskiöld, E.*: The Secret of the Peruvian Quipus. Comparative Ethnographical Studies 6, Part 1, Göteborg 1925
- Pannekoek, A.*: Die südliche Milchstraße. Annalen von der Bosscha-Sterrenwacht, Vol. 2, Lombang, Java, 1932
- Ptolemäus, Cl.*: Handbuch der Astronomie. I./II. Herausgegeben und ins Deutsche übersetzt von K. Manitius. Leipzig 1963
- Röck, F.*: Kalenderkreise und Kalenderschichten im alten Mexiko und Mittelamerika. Festschrift für P. W. Schmidt, Wien 1928
- Schultz, W.*: Zeitrechnung und Weltordnung in ihren übereinstimmenden Grundzügen bei den Indern, Iranern, Hellenen, Italikern, Kelten, Germanen, Litauern, Slawen. Leipzig 1924

- Slouka, H.*, u. a.: *Astronomie v Československu od dob nejstarších do dneška* (Die Astronomie in der Tschechoslowakei von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart). Prag 1952
- Thom, A.*: *Megalithic Astronomy: Indications in Standing Stones*. *Vistas in Astronomy*, Band 7, Oxford/New York, 1966
- Thom, A.*: *Prehistoric Observatories*. *New Scientist* 4, London 1968
- Thom, A.*: *The Lunar Observatories of Megalithic Man*. *Vistas in Astronomy*, Band 11, Oxford/New York 1969
- Vertes, L.*: »Lunar calendar« from the Hungarian upper paleolithic. *Science* 149, New York 1965
- Waerden, B. L. van der*: *Die Anfänge der Astronomie. Erwachende Wissenschaft II*. Groningen 1966
- Wattenberg, D.*: *Zur Geschichte der Astronomie in Berlin im 16. bis 18. Jahrhundert*. I. Die Sterne, 48. Jahrgang, Heft 3, Leipzig 1972. II. Die Sterne, 49. Jahrgang, Heft 2, Leipzig 1973
- Wolff, S.*: *Kalenderprobleme*. Die Sterne, 37. Jahrgang, Heft 5/6, Leipzig 1961
- Zinner, E.*: *Astronomie, Geschichte ihrer Probleme*. Freiburg/München 1951
- Zinner, E.*: *Die Geschichte der Sternkunde*. Berlin 1931

III. Astrologie und ihre Geschichte

- Albumasar* de magnis coniunctionibus, annorum revolutionibus ac eorum profec-tionibus. Augustae Vindel. 1489 (Stiftsbibliothek Zeitz)
- Boll, F.*: *Kleine Schriften zur Sternkunde des Altertums*. Leipzig 1950
- Drecker, J.*: *Zeitmessung und Sterndeutung in geschichtlicher Darstellung*. Berlin 1925
- Drößler, R.*: *Entstehung und Geschichte der Astrologie*. Die Sterne, 36. Jahrgang, Heft 3/4, Leipzig 1960
- Gressmann, H.*: *Die hellenistische Gestirnsreligion*. Leipzig 1925
- Gundel, W.*: *Sternglaube, Sternreligion und Sternorakel*. Leipzig 1933
- Henseling, R.*: *Umstrittenes Weltbild*. Leipzig 1929(5)
- Henseling, R.*: *Werden und Wesen der Astrologie*. Stuttgart 1924
- Klöckler, Freiherr von*: *Astrologie als Erfahrungswissenschaft*. Leipzig 1927
- Panofsky, E.*, und *Saxl, F.*: *Dürers »Melencolia I«*. Eine Quellen- und Typengeschichtliche Untersuchung. *Warburgstudien II*, Leipzig/Berlin 1923
- Reiners, L.*: *Steht es in den Sternen?* München 1951
- Saxl, F.*: *Verzeichnis astrologischer und mythologischer illustrierter Handschriften des lateinischen Mittelalters*. I: In römischen Bibliotheken. Heidelberg 1915. II: Die Handschriften der Nationalbibliothek Wien. Heidelberg 1927. III: Handschriften in englischen Bibliotheken. London 1953
- Stumpff, C.*: *Astronomie gegen Astrologie*. Baden-Baden 1955
- Warburg, A.*: *Heidnisch-antike Weissagung zu Luthers Zeit*. Abhandl. d. Heidelb. Akad. Phil.-hist. Kl. Nr. 26. 1919. Außerdem in A. Warburg, *Gesammelte Schriften*, Bd. II, Leipzig/Berlin 1932

Warburg, A.: Italienische Kunst und internationale Astrologie im Palazzo Schifanoja zu Ferrara. A. Warburg, Gesammelte Schriften, Bd. II, Leipzig/Berlin 1932
Zinner, E.: Sternglaube und Sternforschung. Freiburg/München 1953

IV. Spezielle Werke über die Gestirne in den alten Weltbildern

IV. 1. Mond und Sonne

Bernhard, O.: Sonnengott auf griechischen und römischen Münzen. Schweizerische numismatische Rundschau 25, Bern 1933
Bing, J.: Der Sonnenwagen von Trundholm. Leipzig 1934
Cumont, F.: L'autel Palmyrénien du Musée du Capitole. Syria, Tome IX, Paris 1928
Déchelette, J.: Le culte de Soleil aux temps préhistoriques. Revue Archéologique, Tome XIV, Paris 1909
Hentze, C.: Mythes et symboles lunaires. Antwerpen 1932
Mithrophanow, J. B. I.: Das Mondjahr. Chinesische Sitten, Bräuche und Feste. Darstellungen und Kulturbericht. Berlin/Wien/Leipzig 1937
Nilsson, M. P.: Sonnenkalender und Sonnenreligion. Archiv für Religionswissensch. 30, Leipzig/Berlin 1933
Nilsson, M. P.: Studien zur Vorgeschichte des Weihnachtsfestes. Archiv für Religionswiss. 19, Leipzig/Berlin 1918
Plutarch: Das Mondgesicht (De facie in orbe Lunae). Zürich 1968
Preuß, K. Th.: Das Problem der Mondmythologie im Lichte der lokalen Spezialforschung. Archiv für Religionswiss. 23, Heft 1/2, Leipzig/Berlin 1925
Schäfer, H.: Altägyptische Bilder der auf- und untergehenden Sonne. Zeitschr. für äg. Sprache u. Altertumskunde, 71. Bd., 1. Heft, Leipzig 1935
Sethe, K.: Altägyptische Vorstellungen vom Lauf der Sonne. Sitzungsber. d. Preuß. Akad. d. Wiss. Phil.-hist. Kl., Berlin 1928
Szabó, A.: Der Wagen des Amphiaraios. Paideuma, Band I, Heft 7, Leipzig 1940
Wolf, W.: Der Mond im deutschen Volksglauben. Bühl 1929
Zinner, E.: Das Verhalten der Tiere während der Sonnenfinsternis am 30. Juni 1954. Naturforsch. Ges. Bamberg, XXXIV. Ber., Bamberg 1954
Zinner, E.: Neue Angaben über das Verhalten der Tiere bei Sonnenfinsternissen. Naturforsch. Ges. Bamberg, XXXII. Ber., Bamberg 1950

IV. 2. Planeten, Kometen, Meteore

Bartbel, Th. S.: Der Morgensternkult in den Darstellungen der Dresdner Maya-handschrift. Ethnos. Stockholm 1952
Dröfler, R.: »Beschreibung des Erschrecklichen Brennenden / Flammenden vnd Strahlschiessenden Fewers vnd Zornzeichen Gottes« aus dem Jahre 1574 (Stiftsbibliothek Zeitz). Zeitzer Heimat, Heft 12, Zeitz 1958
Ferrari d'Occhieppo, K.: Der Stern der Weisen. Geschichte oder Legende? Wien/München 1969

- Hauber, A.*: Planetenkinderbilder und Sternbilder. Studien zur deutschen Kunstgeschichte, 194. Heft, Straßburg 1916
- Henseling, R.*: Aus der Kulturgeschichte des Abend- und Morgensterns. *Sternenwelt* 3, Heft 3/4, München 1951
- Heß, W.*: Himmels- und Naturerscheinungen in Einblattdrucken des 15. bis 18. Jahrhunderts. Leipzig 1911
- Petri, W.*: Der Halleysche Komet im Alten Testament. *Sterne und Weltraum*, Nr. 1, Mannheim 1964
- Schösser, Ch.-Th.*: Beschreibung vnd erklerung der erschrecklichen / vngewöhnlichen / haarechtigen frewrigen Sternen / so man Cometen nennet ... Paderborn 1619 (Stiftsbibliothek Zeitz)
- Warburg, A.*: Über Planetengötterbilder im deutschen Kalender von 1519. A. Warburg, Gesammelte Schriften, Bd. II, Leipzig/Berlin 1932

IV. 3. Sternbilder. Ihre Deutung, Darstellung und Geschichte

- Abnert, P.*: Einige Kuriositäten aus der Geschichte der Astronomie. Kalender für Sternfreunde, Leipzig 1961
- Aratos*: Sternbilder und Wetterzeichen. München 1958
- Armao, E.*: Die drei größten Globen der Welt. *Der Globusfreund*, Nr. 2, Wien 1953
- Beer, A.*: Astronomische Datierung von Kunstwerken. I. Die Sterne, 48. Jahrgang, Heft 4, Leipzig 1972. II. Die Sterne, 49. Jahrgang, Heft 2, Leipzig 1973
- Böker, R.*: Die Entstehung der Sternsphäre Arats. Ber. über d. Verh. d. Sächs. Akad. d. Wiss. zu Leipzig. Math.-nat. Kl., Bd. 99, Heft 5, Berlin 1952
- Böker, R.*: Zur Systematik der griechischen Sternbildsetzung. *Die Sterne*, 29. Jahrgang, Heft 11/12, Leipzig 1953
- Boll, F.*: Sphaera. Neue griechische Texte und Untersuchungen zur Geschichte der Sternbilder. Leipzig 1903
- Bronsart, H. von*: Astronomische Kartenspiele. *Die Sterne*, 40. Jahrgang, Heft 11/12, Leipzig 1964
- Bronsart, H. von*: Kleine Lebensbeschreibung der Sternbilder. Stuttgart 1963
- Eisler, R.*: Weltenmantel und Himmelszelt. München 1910
- Fragmentum Arati per Germanicum in latinum conversi* ... Venedig 1499. (Stiftsbibliothek Zeitz)
- Grötzsch, H.*: Die ersten Forschungsergebnisse der Globusinventarisierung in der DDR. Veröff. d. Staatl. Math.-Phys. Salons Dresden Zwinger, Bd. 2, Berlin 1963
- Gundel, H. G.*: Himmelsbilder auf antiken Planisphären. *Sterne und Weltraum*, Nr. 9, Mannheim 1963
- Gundel, W.*: Dekane und Dekansternbilder. Glückstadt/Hamburg 1936
- Gundel, W.*: Sterne und Sternbilder im Glauben des Altertums und der Neuzeit. Bonn/Leipzig 1922
- Horn, W.*: Der heraldische Himmelsglobus des Erhard Weigel. *Der Globusfreund*, Nr. 8, Wien 1959
- Kunitzsch, P.*: Arabische Sternnamen in Europa. Wiesbaden 1956

- Kunitzsch, P.*: Untersuchungen zur Sternnomenklatur der Araber. Wiesbaden 1961
- Müller-Christensen*: Sakrale Gewänder des Mittelalters. Ausstellung im Bayerischen Nationalmuseum, 8. Juli bis 25. September 1955. München 1955
- Muris, O., und Saarmann, G.*: Der Globus im Wandel der Zeiten. Berlin/Stuttgart 1961
- Schadewaldt, W.*: Griechische Sternsagen. Frankfurt a. M./Hamburg 1956
- Scheffer, Th. von*: Die Legenden der Sterne im Umkreis der antiken Welt. Stuttgart/Berlin 1939
- Schwabe, J.*: Archetyp und Tierkreis. Basel 1951
- Thiele, G.*: Antike Himmelsbilder. Berlin 1898
- Wattenberg, D.*: Dynastien und Astrognosie. Die Sterne, 38. Jahrgang, Heft 11/12, Leipzig 1962 und 40. Jahrgang, Heft 1/2, Leipzig 1964
- Werner, H.*: Der motivische Aufbau des klassischen Sternbilder-Himmels. Sonderausführung im Zeiss-Planetarium Hamburg. Oberkochen 1955
- Werner, H.*: Problems and Results of Comparative Studies of the Celestial Constellations. Vistas in Astronomy, Band 9, Oxford/New York 1967
- Werner, H.*: Wissenschaftliche Instrumente am Sternbilderhimmel. Sterne und Welt-raum, Nr. 12, Mannheim 1965
- Zinner, E.*: Die astronomischen Vorlagen des Sternmantels Kaiser Heinrichs. Naturforsch. Ges. Bamberg, XXXIII. Ber., Bamberg 1952
- Zinner, E.*: Die griechischen Himmelsbeschreibungen. Naturforsch. Ges. Bamberg, XXXI. Ber., Bamberg 1948
- Zinner, E.*: Neue Forschungen über den Sternmantel Kaiser Heinrich II. Naturforsch. Ges. Bamberg, XXXVI. Ber., Bamberg 1958

V. Spezielle Werke über die alten Kulturen

V. 1. Kulturen in Europa von der Eiszeit bis zur Bronzezeit. Die Germanen

- Almgren, O.*: Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden. Frankfurt a. M. 1934
- Drößler, R.*: Die Venus der Eiszeit. Leipzig 1967
- Graziosi, P.*: Die Kunst der Altsteinzeit. Stuttgart 1956
- König, M.*: Das Weltbild des eiszeitlichen Menschen. Marburg 1954
- Kühn, H.*: Die Felsbilder Europas. Stuttgart 1952(2)
- Lalanne, J. G., und Bouyssonie, J.*: Le gisement paléolithique de Laussel. L'Anthropologie 50, Paris 1941–1946
- Leroi-Gourhan, A.*: Préhistoire de l'Art Occidental. Paris 1965
- Mirimanow, W. B.*: Kunst der Urgesellschaft und traditionelle Kunst Afrikas und Ozeaniens. Dresden 1973
- Narr, K.*: Bärenzeremoniell und Schamanismus in der Älteren Steinzeit Europas. Sacculum 10, Heft 1–4, Freiburg/München 1959

Schwantes, G.: Die Vorgeschichte Schleswig-Holsteins. Bd. 1, Neumünster 1939
Vries, J. de: Altgermanische Religionsgeschichte. Berlin 1956

V. 2. Ägypten und andere Kulturen Afrikas

- Baumann, H.:* Schöpfung und Urzeit des Menschen im Mythos der afrikanischen Völker. Berlin 1936
Bissing, F. W. von: Das Re-Heiligtum des Königs Ne-woser-re (Rathures). Bd. I Berlin 1905. Bde. II–III Leipzig 1923–1928
Carter, H., und Mace, A. C.: Tut-ench-Amun. Ein ägyptisches Königsgrab. Bde. 1–3, Leipzig 1924–1934
Dombart, Th.: Der zweitürmige Tempel-Pylon altägyptischer Baukunst und seine religiöse Symbolik. Egyptian Religion, Publication of the Alma Egan Hyatt Foundation, Vol. 1, New York 1933
Enking, R.: Der Apis-Altar Johann Melchior Dinglingers. Leipziger Ägyptologische Studien, Heft 11, Glückstadt 1939
Erman, A.: Die Literatur der Ägypter. Berlin 1934(3)
Erman, A.: Die Religion der Ägypter. Berlin/Leipzig 1934
Grapow, H.: Die Welt vor der Schöpfung. Ein Beitrag zur Religionsgeschichte. Zeitschr. für äg. Sprache und Altertumsk., 67. Bd., Leipzig 1931
Holm, E.: Tier und Gott. Mythik, Mantik und Magie der südafrikanischen Jäger. Basel/Stuttgart 1965
Hornung, E.: Chaotische Bereiche in der geordneten Welt. Zeitschr. für äg. Sprache u. Altertumsk., 81. Bd., Berlin/Leipzig 1956
Junker, H.: Die Götterlehre von Memphis. Abh. d. Preuß. Akad. d. Wiss. 1939, Berlin 1940
Kaiser, O.: Die mythische Bedeutung des Meeres in Ägypten, Ugarit und Israel. Berlin 1962(2)
Kees, H.: Der Götterglaube im alten Ägypten. Berlin 1956(2)
Kees, H.: Totenglaube und Jenseitsvorstellungen der alten Ägypter. Berlin 1956(2)
Morenz, S.: Ägypten und die altorphanische Kosmogonie. Festschrift W. Schubart. Leipzig 1950
Morenz, S., und Schubert, J.: Der Gott auf der Blume. Eine ägyptische Kosmogonie und ihre weltweite Bildwirkung. Ascona (Schweiz) 1954
Morenz, S.: Die Zauberflöte. Eine Studie zum Lebenszusammenhang Ägypten – Antike – Abendland. Münstersche Forschungen, Heft 5, Münster/Köln 1952
Morenz, S.: Gott und Mensch im alten Ägypten. Leipzig 1964
Ricke, H.: Der »Hohe Sand« in Heliopolis. Zeitschr. für äg. Sprache u. Altertumsk., 71. Bd., 2. Heft, Leipzig 1935
Ricke, H.: Eine Inventartafel aus Heliopolis im Turiner Museum. Zeitschr. für äg. Sprache u. Altertumsk., 71. Bd., 2. Heft, Leipzig 1935

- Roeder, G.*: Die Kosmogonie von Hermopolis. Egyptian Religion, Vol. I, Publicat. of the Alma Egan Hyatt Foundation, New York 1935
- Roeder, G.*: Hermopolis 1929–1939. Hildesheim 1959
- Roeder, G.*: Die ägyptische Religion in Texten und Bildern. Bde. 1–4. Zürich/Stuttgart 1959
- Roeder, G.*: Urkunden zur Religion des alten Ägypten. Jena 1923
- Schäfer, H.*: Amarna in Religion und Kunst. Leipzig 1931
- Sethe, K.*: Amun und die acht Urgötter von Hermopolis. Abh. d. Preuß. Akad. d. Wiss., Berlin 1929
- Sethe, K.*: Der dramatische Ramesseumpapyrus. Ein Spiel zur Thronbesteigung des Königs. Unters. zur Gesch. u. Altertums. Äg., 10. Bd., Leipzig 1928
- Sethe, K.*: Dramatische Texte zu altägyptischen Mysterienspielen. Unters. zur Gesch. u. Altertums. Äg., 10. Bd., Leipzig 1928
- Weyersberg, M.*: Südrhodesische Felsbilder in Beziehung zu alten Riten und Mythen. Forschungen und Fortschritte, 27. Jahrg., Heft 5, Berlin 1951
- Wolf, W.*: Die Kunst Ägyptens. Gestalt und Geschichte. Stuttgart 1957

V. 3. Der Nabe und der Ferne Osten

- Andrae, W.*: Das wiedererstandene Assur. Leipzig 1938
- Brentjes, B.*: Die iranische Welt vor Mohammed. Leipzig 1967
- Brentjes, B.*: Land zwischen den Strömen. Leipzig 1963
- Chamdor, A.*: Kunst Mesopotamiens. Leipzig 1964
- Cumont, F.*: Die Mysterien des Mithra. Leipzig/Berlin 1923
- Dombart, Th.*: Esagilla und das große Mardukfest zu Babylon. Journal of the Society of Oriental Research, Nr. 3–4, Chicago 1924
- Hartner, W.*: Studien zur Symbolik der frühchinesischen Bronzen. Paideuma, Bd. III, Bamberg 1949
- Hentze, C.*: Tod, Auferstehung, Weltordnung. Das mythische Bild im ältesten China. Zürich 1955
- Jermias, A.*: Handbuch der altorientalischen Geisteskultur. Berlin/Leipzig 1929(2)
- Klima, J.*: Gesellschaft und Kultur des alten Mesopotamien. Prag 1964
- Köster, H.*: Symbolik des chinesischen Universums. Stuttgart 1958
- Kramer, S. N.*: Geschichte beginnt mit Sumer. München 1959
- Lommel, H.*: Mithra und das Stieropfer. Paideuma, Bd. III, Bamberg 1949
- Mellaart, J.*: Çatal Hüyük. Stadt aus der Steinzeit. Bergisch-Gladbach 1967
- Moortgat, A.*: Tammuz. Der Unsterblichkeitsglaube in der altorientalischen Bildkunst. Berlin 1949
- Plaeschke, H.*: Buddhistische Kunst. Leipzig 1972
- Schmölkel, H.*: Ur, Assur und Babylon, drei Jahrtausende im Zweistromland. Stuttgart 1955(3)
- Willets, W.*: Das Buch der chinesischen Kunst. Leipzig 1970

V. 4. Kretisch-minoische, griechische und römische Kultur

- Baume, P. la:* Die Römer am Rhein. Sammlung Rheinisches Land, Bd. Nr. 4, Bonn o. J.
- Frickenhaus, A.:* Lenäenvasen. 72. Berliner Winckelmannprogramm. Berlin 1912
- Herrmann, P.:* Denkmäler der Malerei des Altertums. München 1904–1931. Serie II 1934–1950
- Kebnscherper, G.:* Kreta Mykene Santorin. Leipzig/Jena/Berlin 1973
- Kerenyi, K.:* Die Mysterien von Eleusis. Zürich 1962
- Kerenyi, K.:* Die Mythologie der Griechen. Bde. 1 und 2, München 1966
- Kerenyi, K.:* Die Religion der Griechen und Römer. Darmstadt/München/Zürich 1963
- Loeschke, S.:* Die Erforschung des Tempelbezirkes im Altbachtale zu Trier. Berlin 1928
- Otto, W. F.:* Dionysos, Mythos und Kultus. Frankfurt a. M. 1933
- Parlasca, K.:* Die römischen Mosaiken in Deutschland. Berlin 1959
- Paul, E.:* Antikes Rom. Leipzig 1970
- Preller, L.:* Griechische Mythologie. Berlin 1894(4)
- Riemschneider, M.:* Ruhmreiches Rhodos. Leipzig 1973

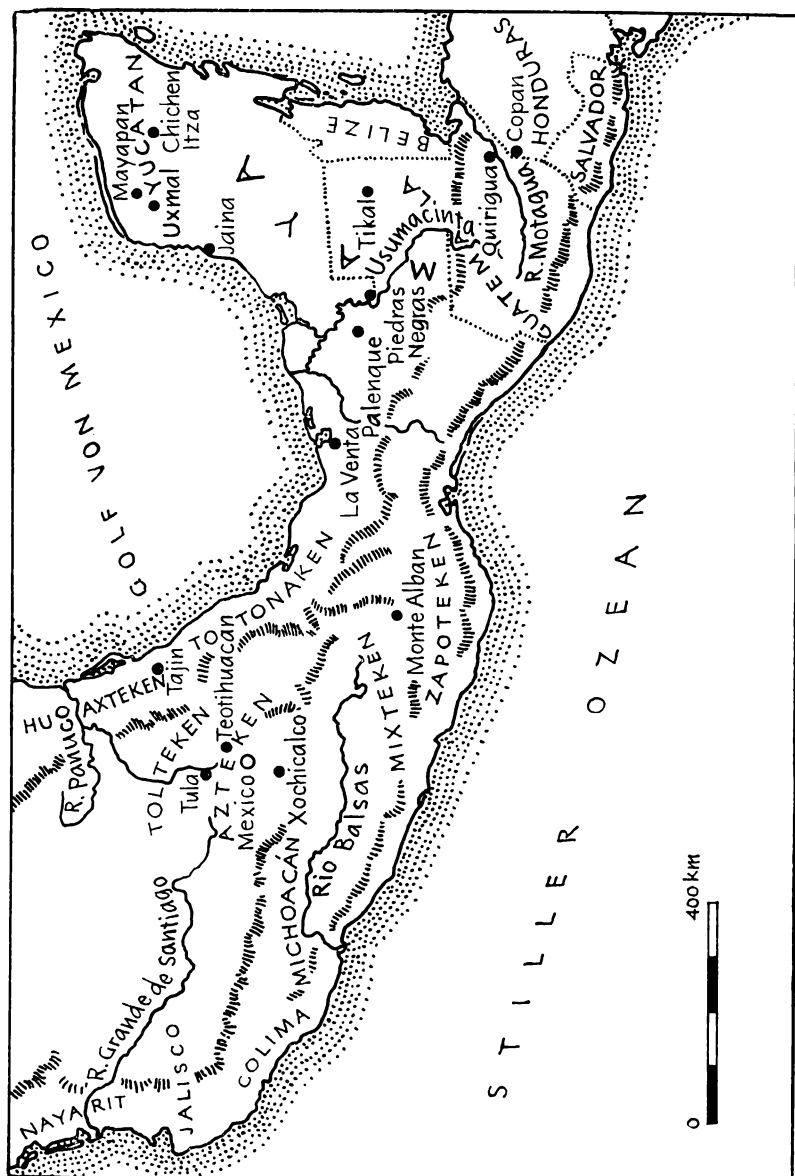
V. 5. Die Kulturen Australiens, Indonesiens und der Südsee

- Heyerdahl, Th.:* Kon-Tiki. Ein Floß treibt über den Pazifik. Berlin 1972
- Jensen, A. E.:* Hainuwele. Volkserzählungen von der Molukken-Insel Ceram. Frankfurt a. M. 1939
- Rose, F.:* Die Ureinwohner Australiens. Gesellschaft und Kunst. Leipzig 1969
- Steinmann, A.:* Das kultische Schiff in Indonesien. Jahrb. für prähistor. u. ethnograph. Kunst (IPEK), 13./14. Bd., Berlin 1939/40
- Steinmann, A.:* Magisch-religiöse Symbole auf indonesischen Geweben. Volkshochschule, Heft 1, Zürich 1950
- Witz, P.:* Die Marind-Anim. Hamburg 1922 und 1925

V. 6. Die Kulturen Alt-Amerikas

- Anton, F.:* Alt-Mexiko und seine Kunst. Leipzig 1965
- Anton, F.:* Alt-Peru und seine Kunst. Leipzig 1962
- Anton, F.:* Kunst der Maya. Leipzig 1968
- Bandin, L.:* So lebten die Inkas vor dem Untergang des Reiches. Stuttgart 1957
- Codex Borgia:* Faksimile-Ausgabe. Erläutert von E. Seler. Rom 1898. Berlin 1904 bis 1909
- Deckert, H.:* Mayahandschrift der Sächsischen Landesbibliothek Dresden – Codex Dresdensis: Geschichte und Bibliographie. Beilage zur Faksimile-Ausgabe des Codex Dresdensis. Berlin 1962

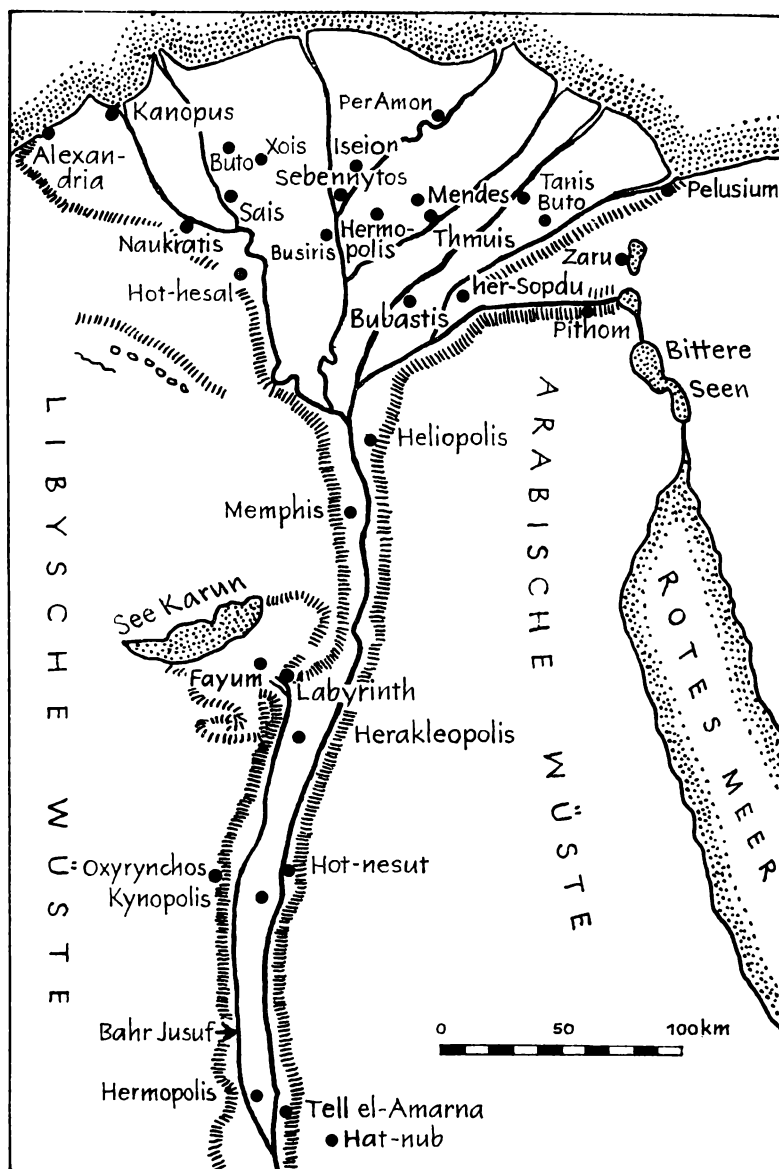
- Disselhoff, H. D.*: Geschichte der altamerikanischen Kulturen. München 1953
- Karsten, R.*: Das Altperuanische Inkareich und seine Kultur. Leipzig 1949
- Krickeberg, W.*: Altmexikanische Kulturen. Berlin 1956
- Krickeberg, W.*: Das mittelamerikanische Ballspiel und seine religiöse Symbolik. Paideuma, Bd. III, Bamberg 1949
- Krickeberg, W.*, u. a., Die Religion des alten Amerika. Stuttgart 1961
- Kutscher, G.*: Chimú. Eine altindianische Hochkultur. Berlin 1950
- Posnansky, A.*: Eine prähistorische Metropole in Südamerika. Berlin 1914
- Reiche, M.*: Geheimnis der Wüste. Stuttgart und Nazca, 1968
- Reiche, M.*: Vorgeschichtliche Bodenzeichnungen in Peru. Die Umschau 55, Heft 11, Frankfurt a. M. 1955
- Reiche, M.*: Vorgeschichtliche Scharrbilder in Peru. Photographie und Forschung 6, Heft 4, Stuttgart 1954/55
- Seler, K.*: Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde. Berlin 1902–1923
- Soustelle, J.*: So lebten die Azteken am Vorabend der spanischen Eroberung. Stuttgart 1957(2)
- Stingl, M.*: In versunkenen Mayastädten. Leipzig 1971
- Uble, M.*: Wesen und Ordnung der altperuanischen Kultur. Berlin 1959



Karte 1 Völker und Städte in Alt-Mittelamerika



Karte 2 Städte in Alt-Südamerika



Karte 3 Das alte Ägypten und seine wichtigsten Städte

Bildnachweis

Ferdinand Anton, München: Abb. 1–3, 17–20; Deutsches Museum, München: Abb. 4, 6, 30, 56, 75, 77–80, 82; aus dem Besitz des Verlages: Abb. 5; Hirmer Fotoarchiv, München: Abb. 7, 43, 44; ZIAP, Sternwarte Sonneberg: Abb. 8, 35, 45; Deutsche Bücherei, Leipzig (Foto: Christa Christen): Abb. 9, 11, 12, 15, 16, 24–27, 31, 36, 37, 39, 49–54, 57–61, 67–69, 73, 84; Koehler & Amelang, Leipzig: Abb. 10, 22, 34; Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Grünes Gewölbe: Abb. 13; Sächsische Landesbibliothek, Dresden: Abb. 14; Hopp Ferenc Kaletátsiai Művészeti Múzeum, Budapest: Abb. 21; Klaus Löchel, Jena: Abb. 23; Nationalmuseet, København: Abb. 28; Rheinisches Landesmuseum, Bonn: Abb. 29; Staatliche Museen zu Berlin, Münzkabinett: Abb. 32; Rheinisches Bildarchiv, Kölnisches Stadtmuseum, Köln: Abb. 33; Planetarium der Carl-Zeiß-Stiftung, Jena: Abb. 38; Deutsche Fotothek Dresden: Abb. 40; Prof. Dr. Arthur Beer, Cambridge: Abb. 41, 42, 55; Louvre, Paris: Abb. 46; National Gallery, London: Abb. 47; VEB Carl Zeiß, Jena: Abb. 48; Bibliothek der Rijksuniversiteit de Leiden: Abb. 62, 63; British Museum, London: Abb. 64–66; Staatlicher Mathematisch-Physikalischer Salon, Dresden: Abb. 70, 71, 74, 76; Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg: Abb. 72; Vereinigte Altenburger und Stralsunder Spielkartenfabriken AG, Leinfelden: Abb. 81; Popperfoto, London: Abb. 83.

Der Verlag dankt an dieser Stelle für die freundliche Überlassung des Bildmaterials.

© Prisma-Verlag Zenner und Gürchott, Leipzig, 1976

Alle Rechte vorbehalten

2. Auflage 1978 · L. N. 359/425/1/78 · LSV 0709

Schutzumschlagentwurf von Dietrich Wenzel

Die Zeichnungen wurden vom Verfasser angefertigt

Printed in the German Democratic Republic

Gesamtherstellung: Offizin Andersen Nexö, Graphischer Großbetrieb, Leipzig

Best.-Nr. 790 721 6

DDR 16,- M